



Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

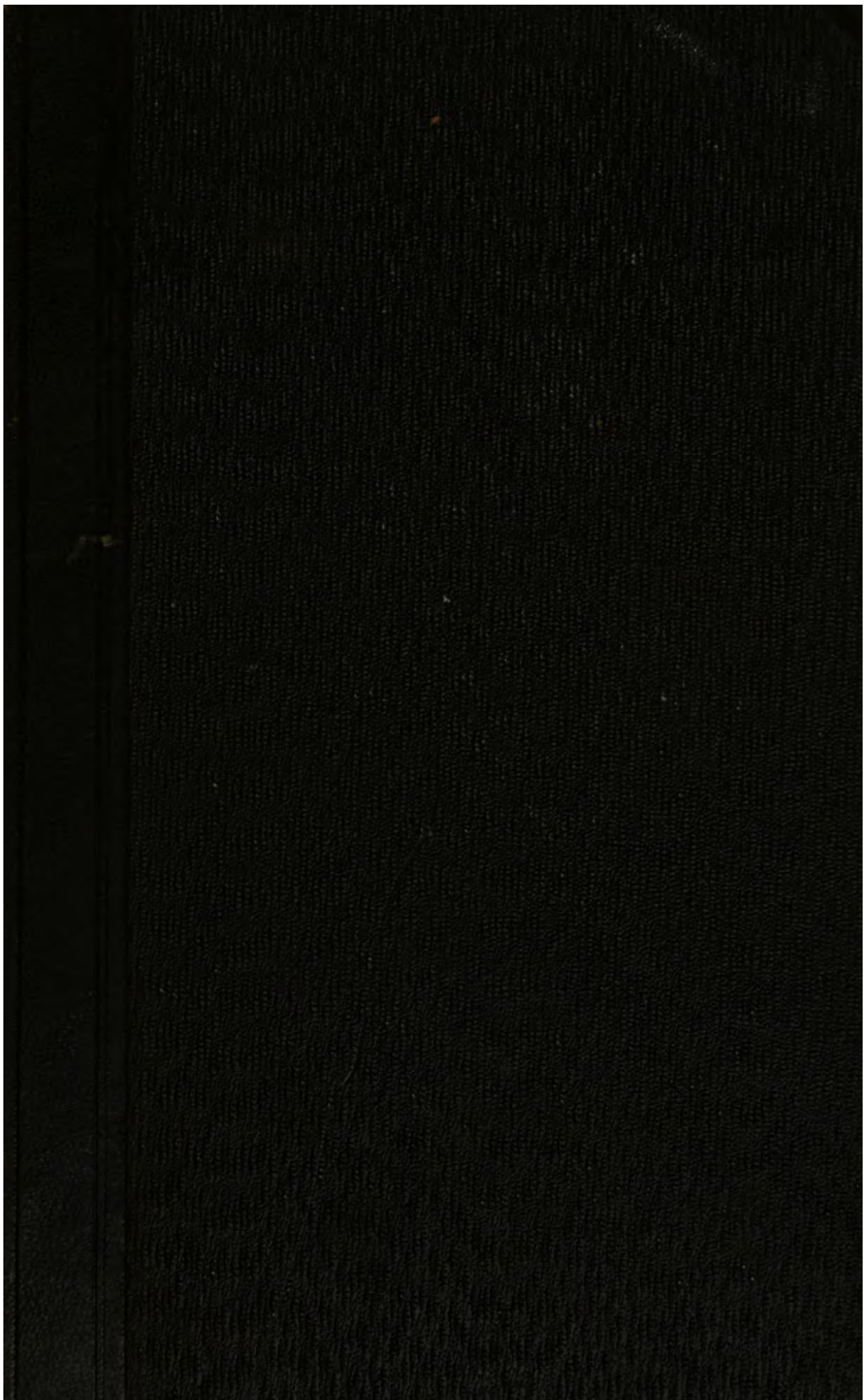
This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

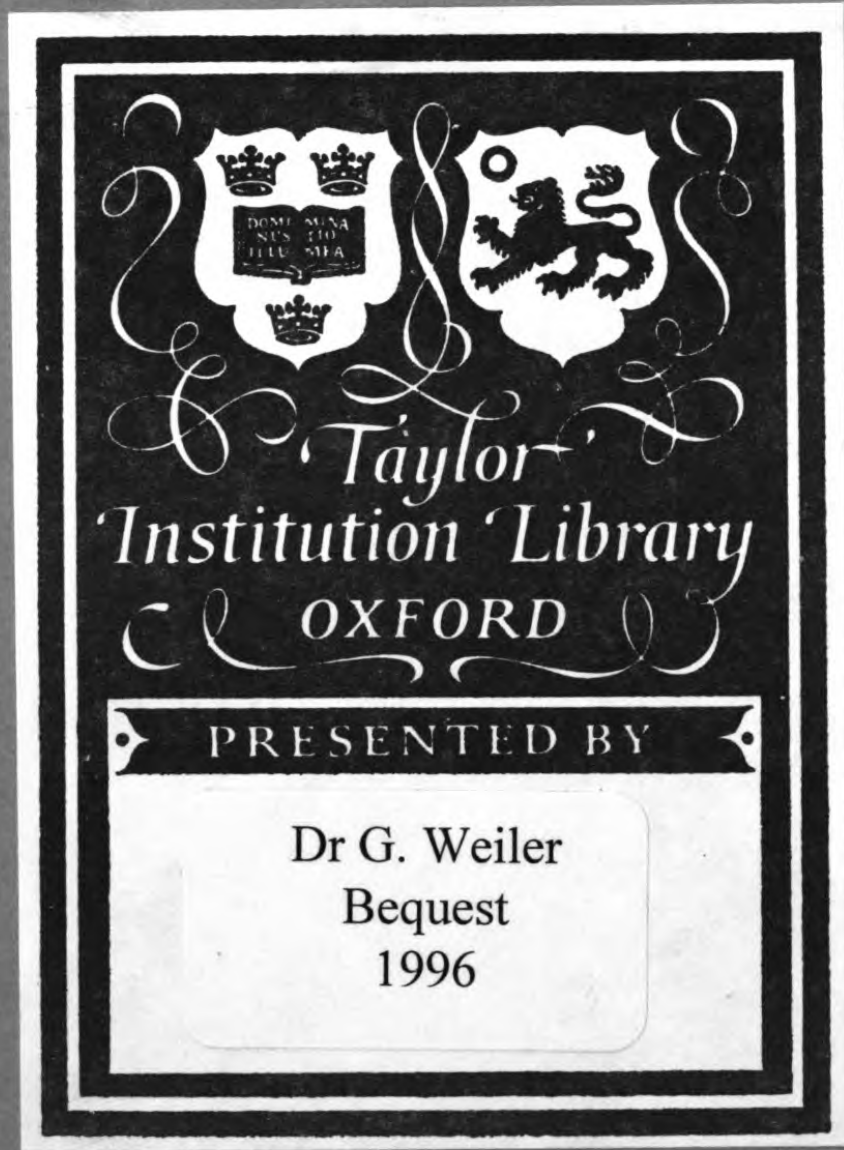
For more information see:

<http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks>



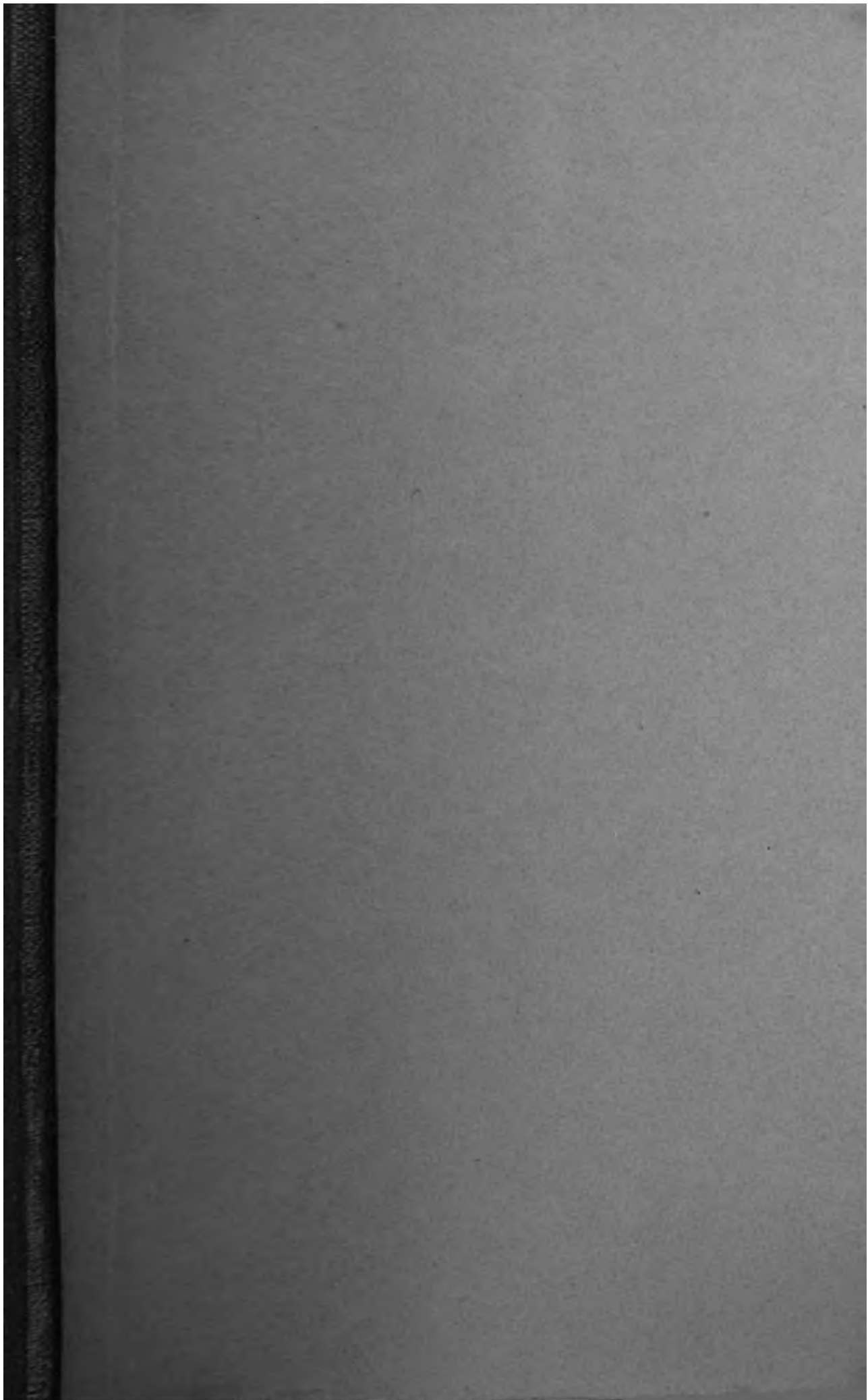
This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.

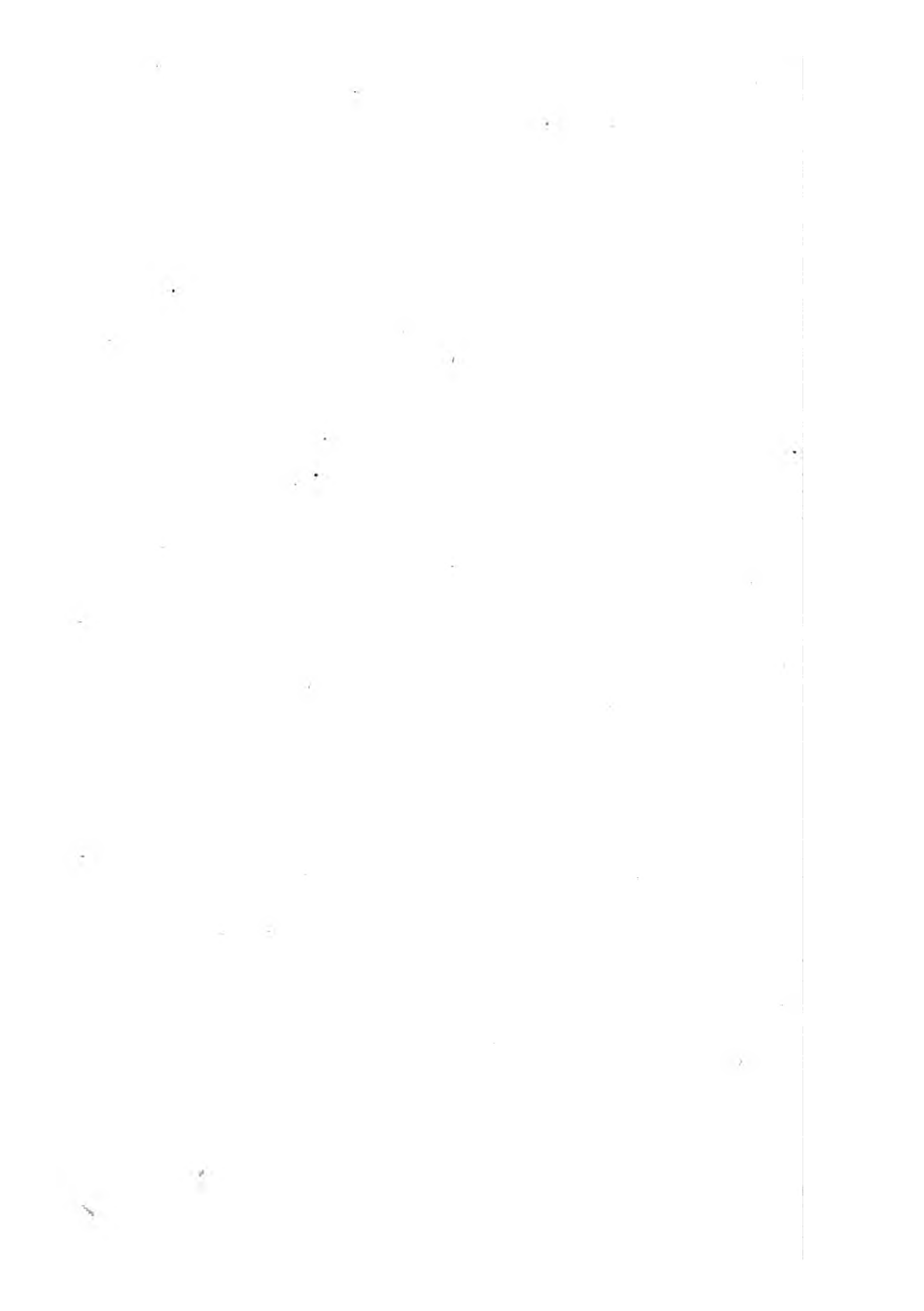


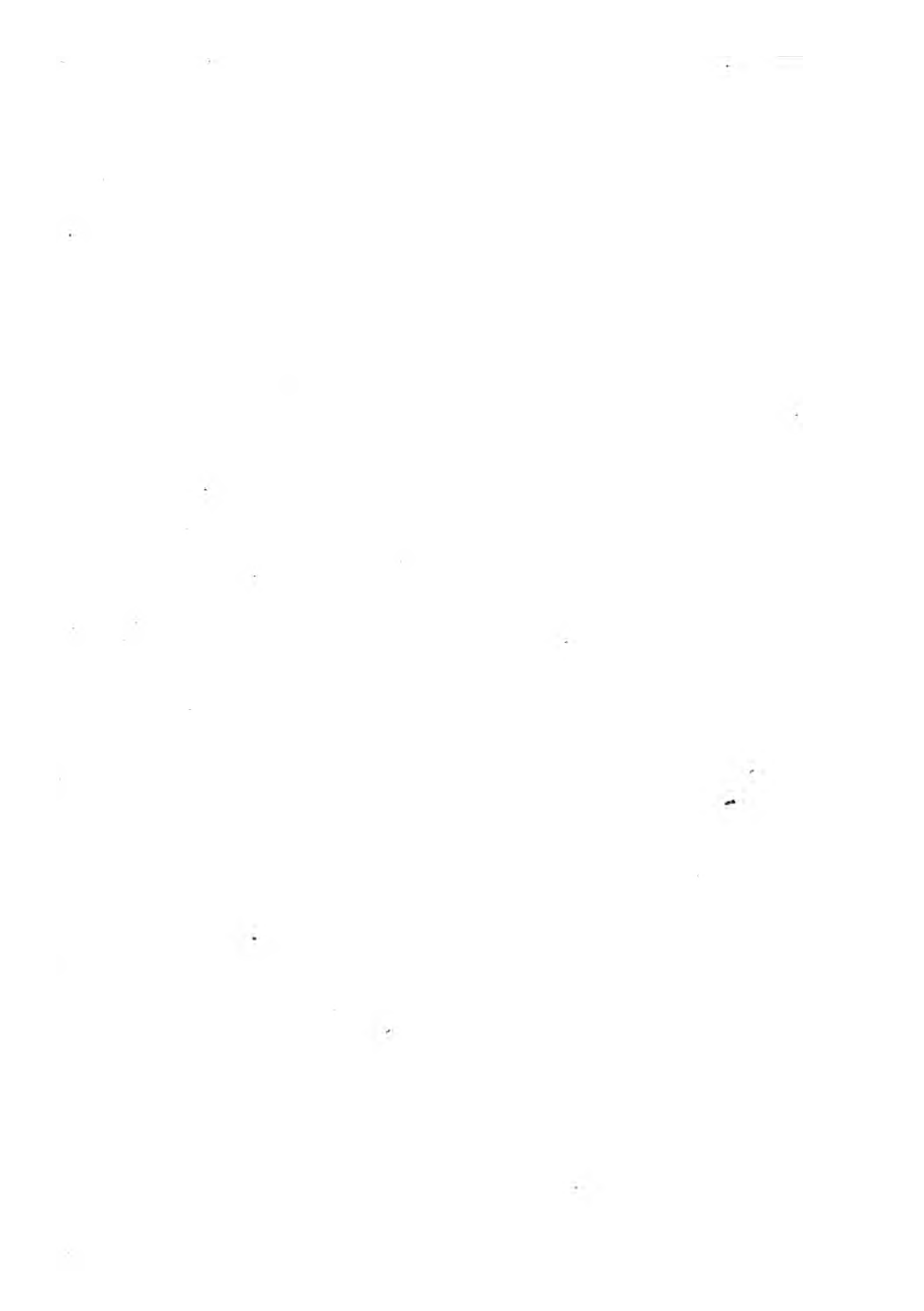


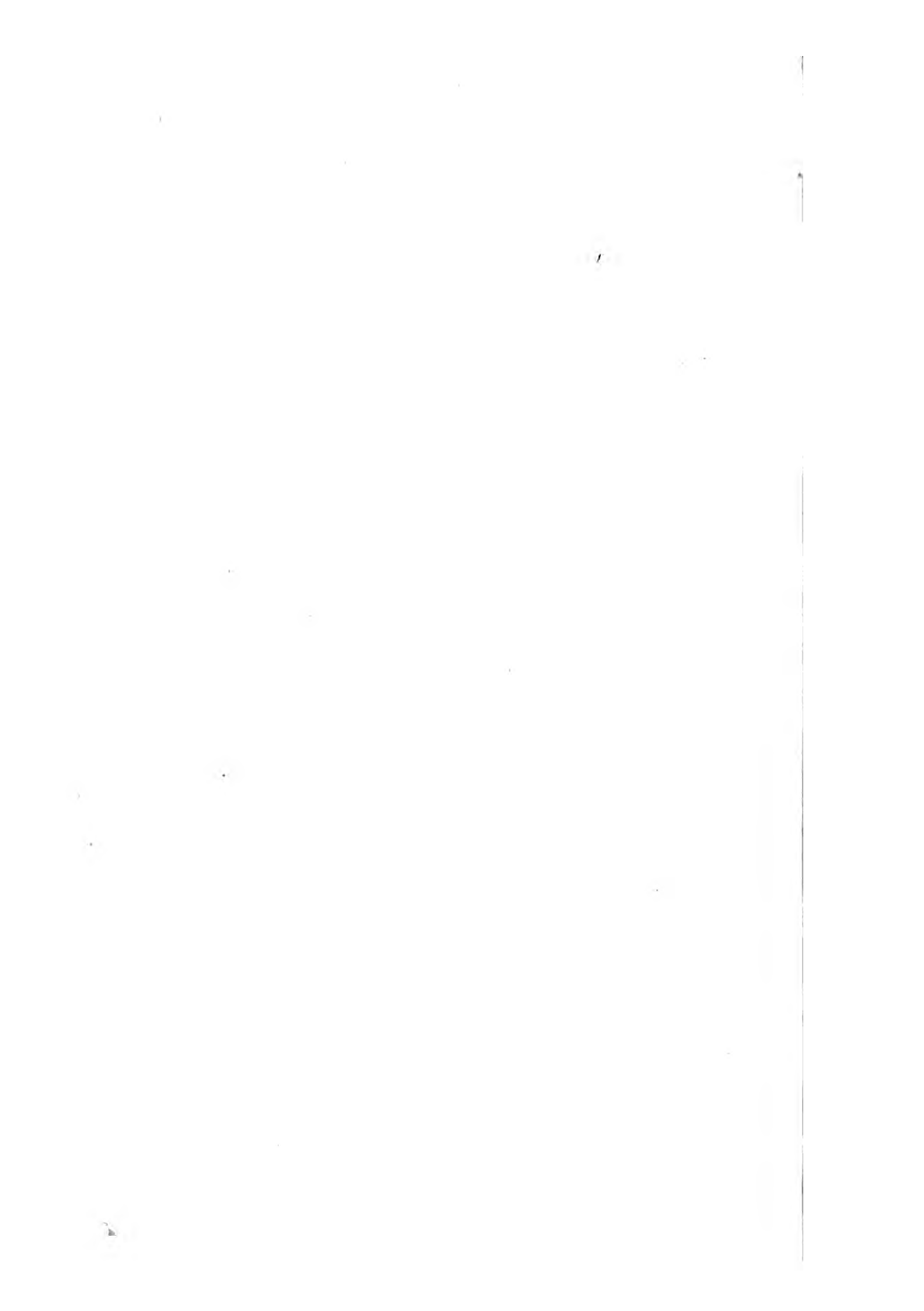
Rep. G. 12 568 (20)











H. Heine's

sämmtliche Werke.

Heinrich Heine's
sämmtliche Werke.

Rechtmäßige Original-Ausgabe.

Zwanzigster Band.
Briefe. Zweiter Theil.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1863.

B r i e f e

von

Heinrich Heine.

Zweiter Theil.

Hamburg.

Hoffmann und Campe.

1863.

Inhalt.

Vormort des Herausgebers	Seite XI
------------------------------------	-------------

Briefe.

1832 — 1843.

94. An K. K.	24. August	1832	. 1
95. An Karl Immermann.	19. December	"	. 3
96. An Julius Campe.	28. "	"	. 7
97. Bitte.	1. Januar	1833	. 10
98. An Heinrich Laube.	8. April	"	. 12
99. An Denselben.	10. Juli	"	. 14
100. Erklärung.	19. November	"	. 18
101. Erklärung.	19. März	1835	. 20
102. An Julius Campe.	7. April	"	. 21
103. An August Lewald.	11. "	"	. 26
104. An Julius Campe.	2. Juli	"	. 27
105. An Denselben.	26. Juli	"	. 35
106. An Heinrich Laube.	27. September	"	. 37
107. An Julius Campe.	11. October	"	. 42
108. An Heinrich Laube.	23. November	"	. 45

		Seite
109. An Julius Campe.	4. December 1835	. 52
110. An Denselben.	12. Januar 1836	. 55
111. An die hohe Bundesversammlung.		
	28. Januar	. 61
112. An Julius Campe.	4. Februar	. 63
113. An Denselben.	8. März	. 66
114. An Denselben.	14. "	. 68
115. An Denselben.	22. "	. 70
116. An Heinrich Laube.	31. "	. 73
117. An August Lewald.	3. Mai	. 76
118. An Julius Campe.	28. Juli	. 81
119. An Denselben.	1. September	. 84
120. An Denselben.	7. Oktober	. 85
121. An Denselben.	5. November	. 87
122. An August Lewald.	5. "	. 89
123. An Moses Moser.	8. "	. 91
124. An August Lewald.	21. "	. 94
125. An Denselben.	13. December	. 95
126. An Julius Campe.	20. "	. 96
127. An Denselben.	23. Januar 1837	. 99
128. An August Lewald.	25. "	. 105
129. An Denselben.	1. Februar	. 109
130. An Denselben.	11. "	. 110
131. An Hvas.	24. "	. 112
132. An August Lewald.	28. "	. 115
133. An Julius Campe.	1. März	. 116
134. An Denselben.	17. "	. 125
135. An August Lewald.	10. April	. 128
136. An Julius Campe.	13. "	. 129
137. An Denselben.	3. Mai	. 134

— VII —

			Seite
138. Literarische Anzeige.	1. Mai	1837	. 137
139. An Julius Campe.	10. "	"	. —
140. An Denselben.	17. "	"	. 140
141. An August Lewald.	2. Juni	"	. 141
142. An Julius Campe.	18. Juli	"	. 142
143. An Denselben.	5. September	"	. 145
144. An Denselben.	15. "	"	. 147
145. An August Lewald.	18. "	"	. 149
146. An Julius Campe.	20. "	"	. 150
147. An Denselben.	3. Oktober	"	. 152
148. An August Lewald.	18. "	"	. 154
149. An Denselben.	4. December	"	. 155
150. An Julius Campe.	19. "	"	. 157
151. An August Lewald.	1. Januar	1838	. 163
152. An Denselben.	1. März	"	. 165
153. An Denselben.	6. "	"	. 176
154. An Julius Campe.	30. "	"	. 177
155. An August Lewald.	2. April	"	. 182
156. An Julius Campe.	16. Juni	"	. 184
157. An Denselben.	7. Juli	"	. 186
158. An Denselben.	23. "	"	. 187
159. An Denselben.	18. August	"	. 189
160. An Denselben.	10. September	"	. 194
161. An Denselben.	18. "	"	. 195
162. An Denselben.	30. "	"	. 200
163. An Denselben.	19. December	"	. 201
164. An Denselben.	23. Januar	1839	. 204
165. Erklärung.	21. "	"	. 206
166. An Gustav Kühne.	30. "	"	. 207
167. An Julius Campe.	20. Februar	"	. 208

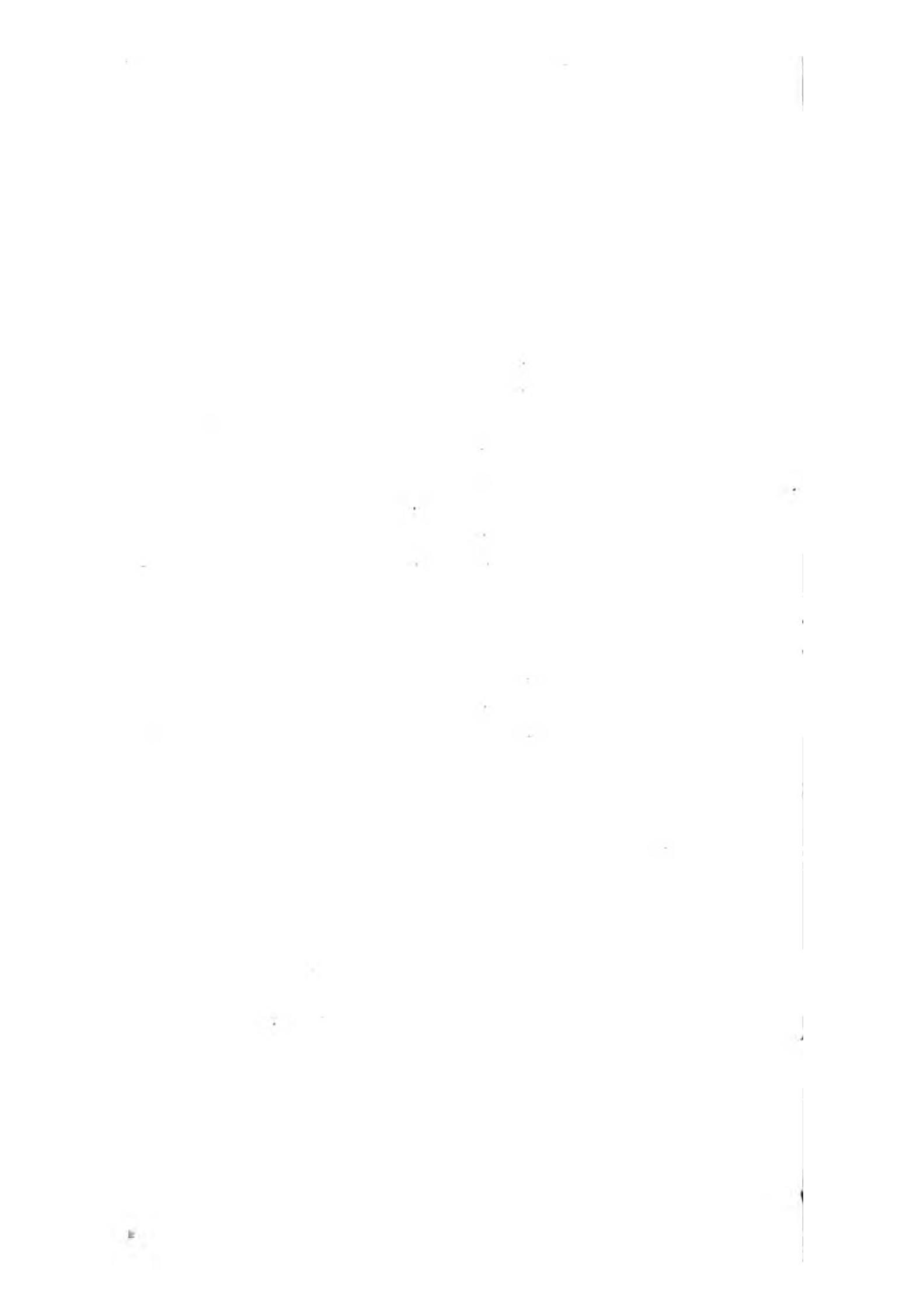
— VIII —

			Seite
168. Schriftstellernöthen. Offener Brief an Julius Campe.			
	3. April	1839	. 211
169. An Denselben.	12. "	"	. 234
170. Erklärung.	28. Mai	"	. 240
171. An Heinrich Laube.	24. Juni	"	. 245
172. An Gustav Kühne.	11. Oktober	"	. 247
173. An August Lewald.	16. November	"	. 248
174. An Heinrich Laube.	December	"	. 250
175. An Denselben.	"	"	. 251
176. An Denselben.	"	"	. 252
177. An Denselben.	"	"	. 253
178. An Julius Campe.	18. Februar	1840	. 254
179. An Denselben.	8. März	"	. 260
180. An Denselben.	28. "	"	. 263
181. An Denselben.	18. April	"	. 265
182. An Denselben.	8. Mai	"	. 268
183. An Denselben.	10. Juni	"	. 269
184. An Denselben.	17. oder 18. Juli	"	. 270
185. An Denselben.	21. Juli	"	. 273
186. An Denselben.	24. "	"	. 275
187. An Denselben.	8. August	"	. 278
188. An August Lewald.	31. "	"	. 279
189. An Heinrich Laube.	Anfangs September	"	. 281
190. An Julius Campe.	14. September	"	. 283
191. An Denselben.	25. "	"	. 286
192. An Denselben.	16. November	"	. 288
193. An Denselben.	11. März	1841	. 289
194. An Dr. Gustav Kolb.	3. Juli	"	. 292
195. An Julius Campe.	7. "	"	. 297
196. Vorläufige Erklärung.	7. "	"	. 299

			Seite
197. Mittheilung.	11. August	1841	. 302
198. An Julius Campe.	23. "	"	. 304
199. An Denselben.	1. September	"	. 316
200. An Denselben.	5. "	"	. 321
201. An Denselben.	9. "	"	. 325
202. An Denselben.	4. Oktober	"	. 326
203. An August Lewald.	13. "	"	. 333
204. An Julius Campe.	1. December	"	. 335
205. An Gustav Kühne.	6. Januar	1842	. 337
206. An Julius Campe.	28. Februar	"	. 339
207. An Gustav Kühne.	16. April	"	. 346
208. An Julius Campe.	17. Mai	"	. 347
209. An August Lewald.	17. Oktober	"	. 349
210. An Heinrich Laube.	7. November	"	. 350
211. An Denselben.	Ende Januar	1843	. 356
212. An Julius Campe.	27. April	"	. 358
213. An Denselben.	29. December	"	. 361

Druckfehler.

S. 137, Zeile 1, statt 183 lies: 138.



Vorwort des Herausgebers.

Wie der vorhergehende Band mit der Übersiedelung Heine's nach Paris, so findet der nachstehende seinen naturgemäßen Abschluß mit der Reise des Dichters nach Deutschland, welche in mancher Hinsicht eine neue Wendung seines poetischen Schaffens bezeichnet und ein starkes Wiederaufleben seiner Vorliebe für die Heimat zur Folge hatte.

Die Briefe Heine's aus den dreißiger Jahren geben dem Literaturhistoriker ein reiches Material zur Geschichte der Bestrebungen des sogenannten „Jungen Deutschland“ und der wider dasselbe gerichteten, vom Bundestag angeordneten Verfolgungen an die Hand. Es erhellt namentlich aus den Mittheilungen des Dichters an seinen Freund und Verleger Julius Campe, daß Heine sich in dem unablässigen Kampfe wider die Censurplackereien

aufs muthvollste benahm, daß er kein Opfer scheute, wo es die Ehre des Schriftstellerstandes und der unabhängigen Gesinnung zu retten galt. Wir haben daher allen Grund, Herrn Campe zu danken, daß er sich durch kein Bedenken einer falschen Empfindlichkeit abhalten ließ, den unverkürzten Abdruck der an ihn gerichteten Briefe zu gestatten, sofern deren Inhalt uns irgendwie interessant und bedeutungsvoll erschien. Die von uns ausgeschiedenen Stellen beziehen sich (mit Ausnahme einiger allzu gehässigen Bemerkungen über Karl Gutzkow, die zu veröffentlichen kein triftiger Grund vorlag) auf geschäftliche Verhandlungen persönlichster Art, deren Mittheilung für keinen Leser erwünscht sein konnte, da sich aus den zum Abdruck gebrachten Stellen ein vollkommen klares Bild von Heine's Weise, derartige Affären zu behandeln, ergeben wird.

Zum Verständniß des Ehrenhandels, welchen der Dichter im Jahre 1841 mit Herrn Salomon Straus aus Frankfurt a. M. auszufechten hatte, schien es uns nöthig, die in Rede stehenden, heut zu Tage meist schwer zu erlangenden Zeitungsartikel unverkürzt mitzutheilen, da Herr Straus es zu jener Zeit für gut fand, diese persönlichste Angelegenheit nach Kräften vor das Forum der Öffentlichkeit zu bringen.

Die Briefe an Heinrich Laube und Gustav Kühne sind uns von den Adressaten zur Benutzung für die Gesamtausgabe der Heine'schen Werke gütigst eingesandt worden. Leider ward ein großer Theil der von dem Dichter an H. Laube gerichteten Briefe durch eine Feuersbrunst in der Wohnung des Letzteren zerstört. Die Briefe an August Lewald wurden zuerst in den „Hausblättern“, Heft 1—3, Jahrgang 1857, mitgetheilt und aus dieser Zeitschrift mit Genehmigung des Adressaten, hier wieder abgedruckt. Der Brief an Hvas befindet sich im Besiz des Kunsthändlers G. Heubel in Berlin. Der Brief an die Bundesversammlung und die unter Nr. 97, 100, 101 und 196 mitgetheilten öffentlichen Erklärungen sind der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“, — die Erklärungen über den „Schwabenspiegel“ (Nr. 165) und über Herrn Ludwig Wihl (Nr. 170), sowie der Aufsatz „Schriftstellernöthen“ (Nr. 168), der „Zeitung für die elegante Welt“ entnommen.

Briefe.

(1832 — 1843).



94. An X. X.

Dieppe, den 24. August 1832.

Theurer Freund und Gönner!

Obgleich an einer lahmen und einer schwachen Hand leidend, bekomme ich doch plötzlich den Drang, dir zu schreiben. Längst hatte ich dazu Lust, zumal seit Dr. Christiani der Mirabeau der Lüneburger Heide geworden ist. Das ist ein Spaß, womit mir der liebe Gott beweisen wollte, daß er ein noch größerer Ironiker ist, als ich. — Da ich dich kenne, liebster Freund, so weiß ich voraus, daß du ganz bestimmt dir einbildest, ich schreibe dir, weil ich die Absicht hege, einige Bücher herauszugeben (Plapperlotte wird es dir wohl gesagt haben), und weil ich alsdann wünschte, daß du dabei deine kritischen Augen in Bewegung setzest.

Indessen, soviel ich weiß, ist die Hauptabsicht dieser Zeilen, dich zu bitten, mir mal zu schreiben, wie es in Deutschland aussieht, mir immer zu schreiben, was dort vorgeht, so faktisch als möglich,

und hauptsächlich politische Verhältnisse betreffend. Du thust zugleich ein patriotisches Werk, indem ich thätiger bin, als du weißt, und oft im Dunkeln tappen muß. — Haben während dem letzten Jahre die Blätter, die ich hier in Frankreich gar nicht sehe, Etwas enthalten, was mich besonders ehrenrührig betrifft, so bitte ich es mir zu notificieren; in der Vorrede zu dem ersten Werk, welches erscheint, will ich Dergleichen berühren. — Ich bin im Begriff, wieder nach Paris zu reisen, wo ich mein Hauptquartier behalte, und wo ich deine Briefe erwarte. — Ich erlebe viele große Dinge in Paris, sehe die Weltgeschichte mit eignen Augen an, verkehre amicalement mit ihren größten Helden, und werde einst, wenn ich am Leben bleibe, ein großer Historiker. Im Schreiben von belletristischer Art habe ich in der letzten Zeit wenig Glück gehabt. Der Strudel war zu groß, worin ich schwamm, als daß ich poetisch frei arbeiten konnte. Ein Roman ist mir mißglückt; doch werde ich wohl in einer Sammlung, welche ich diesen Winter besorge, und worin ich auch den „Rabbi“ hineinschmeiße, einige Romanstücke geben. — Ich habe wenig' Gedichte gemacht, und doch muß ich sie bei einem besondern Abdruck des „Neuen Frühlings“ hinzufügen, damit dieser etwas buchlich erscheine. —

Ich bin übrigens fleißiger, als sonst, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil ich in Paris sechsmal so viel Geld brauche, als in Deutschland. — Und nun leb wohl, schreib bald, wie es dir geht, und schreib Viel und sei nicht eigensinnig. — Wenn ich dir Wenig schreibe, so ist die Ursache keine andre, als daß ich dir Viel zu sagen hätte. — Je suis,

Monsieur l'ami,

Votre devoué

H. Heine.

95. An Karl Immermann.

Paris, den 19. December 1832.

Theuerster Immermann!

Seit Jahr und Tag schieb' ich es auf, Ihnen zu schreiben, und nun muß ich plötzlich Ihnen schnell vor Abgang der Post einen Geschäftsbrief schreiben. Es betrifft ein französisches Journal, die Europe littéraire, deren Redakteure Ihnen noch besonders schreiben und einen Prospekt schicken werden. Dieses Journal, welches in Folio-Format dreimal die Woche herauskommen wird, durchaus der Politik fremd bleibt, und sich nur mit Wissen-

schaft und schönen Künsten beschäftigen soll, ist eine bedeutende Erscheinung. Die bedeutendsten Schriftsteller Europa's werden daran Theil nehmen, und ich namentlich werde großen Antheil dran nehmen. In diesem Augenblick schreibe ich schon dafür eine Reihe Artikel über die deutsche Literatur während unserer Zeit, und ich hoffe, daß dieses Tableau auch für Deutschland wichtig sein wird. Der süddeutschen *mauvaise foi* muß, unter uns gesagt, entgegen gearbeitet werden, und Paris ist eine gute Tribüne zu diesem Zweck. Ich bin hier sehr thätig und hoffe, auch Sie bald den Franzosen bekannt zu machen und auf Ihre Vorberer von hier aus ein Licht zu streuen, worüber ihren Feinden die Augen übergehen sollen. Das planmäßige Intrigieren gegen Sie, das perfide Herablästern, hat mich in der letzten Zeit aufs widerwärtigste berührt. In dieser Absicht müssen Sie mir auch helfen. Ich habe nämlich, außer dem „Trauerspiel in Tyrol“ und dem „Friedrich“, hier Nichts von Ihnen, und demnach bedürfte ich der drei Trauerspiele, die bei Schulz in Hamm erschienen, ferner des „Cardenio und Celinde“ und des „Periander's“. Diese drei Piecen muß ich bald haben, Sie müssen sie mir anschaffen, und ich kann sie Ihnen auch zurückbesorgen. —

Aber Das ist's heute nicht, was mich zum Schreiben zunächst drängt. Ich wünsche, daß Sie für die Europe littéraire einen Aufsatz über den Zustand der Malerei in Deutschland gäben. Da ich Ihre Verbindung mit Schadow kenne, so dachte ich, daß es Ihnen nicht gleichgültig sei, in welche Hände der Bericht über die deutsche Malerei komme, und daß Sie hinlänglich im Stande sind, die jetzigen Malerschulen zu charakterisieren.

Hierüber folgende Bestimmungen:

1) Der Aufsatz muß in zwei Artikel getheilt sein, wovon jeder fast zwei Bogen wie die meiner „Reisebilder“ beträgt; diese zwei Bogen sind so weitläufig gedruckt, daß zwei kaum einen Bogen wie die der französischen Revues, etwa der Revue de Paris, betragen; da nun die Herausgeber für einen gewöhnlichen solchen Bogen 250 Franks zahlen wollen, so bemerke ich, daß Ihnen also die Hälfte dieser Summe für einen solchen Bogen, der wie meine „Reisebilder,“ ist, honoriert wird.

2) Muß ich den Aufsatz bestimmt den 20. Januar hier haben.

3) Muß ich umgehend Antwort haben, ob Sie diesen Vorschlag eingehen, ob ich bestimmt darauf rechnen kann. Die Sache ist sehr pressant.

Dazu bedarf es auch der Zeit, wo ich den Aufsatz ins Französische übersetzen lasse, und Dies soll so gut als möglich geschehen. — Also, auf jeden Fall habe ich umgehend Antwort von Ihnen, und zwar adressiert an: H. H. par Adresse du Docteur Donndorff, rue neuve des bons enfants, Hôtel d'Hollande à Paris.

Es wird Ihnen in Düsseldorf nicht an Notizen fehlen über Das, was jetzt in Berlin und München gemalt wird. Ich bitte, wenn Sie etwa ebenfalls, wie ich, die Münchener Tendenzen verdammen, sie scharf zu geißeln. Dort wird, wie in der Wissenschaft, so in der Kunst alles Schlimme gebraut. Schelling hat die Philosophie an die katholische Kirche verrathen. Der dortige Parnass, unser Ami Beer dabei — — nur mündlich will ich über Letzteren Sie sprechen, wenn so unbedeutende Wesen der Besprechung überhaupt werth sind. — Sehen Sie zu, daß ich Ihre erwähnten Tragödien bald erhalte. Auch den „Alexis“ habe ich noch nicht zu Gesicht bekommen. Deutsche Journale sehe ich hier gar nicht. Wenn Sie mir schreiben, so lassen Sie mir zugleich wissen, was in Deutschland irgend Geschwaßtes mich interessieren könnte. — Von der Politik stehe ich jetzt ferne. Ich werde von den Demagogen gehaßt. Durch

die Vorrede zu den „Zuständen,“ die Sie wohl nächstens sehen, habe ich nur zeigen wollen, daß ich kein bezahlter Schuft bin.

Halten Sie mich doch bei Leibe für keinen Vaterlandsretter.

Ich umarme Sie.

Ihr

H. Heine.

Sie können in dem Aufsatz der neudeutschen Malerei auch, soviel Sie wollen, über neudeutsche Literatur sprechen. Sie verstehen mich: die Literatur, Das sind wir und unsre Feinde.

96. An Julius Campe.

Paris, den 28. December 1832.

Verheiratheter Campe!

Eben erhalte ich die Vorrede, worin ich vor den Augen von ganz Deutschland als ein trübseltiger Schmeichler des Königs von Preußen erscheine*)

*) Die Vorrede zu den „Französischen Zuständen“ (in Band VIII, S. 14—43, vollständig abgedruckt) war von der Censurbehörde aufs ärgste verstümmelt worden.

— stände nicht auch darin, daß Professor Raumer der beste unter den Schriftstellern sei, es wäre nicht zu ertragen. (NB. Im Manuskript stand: er ist von allen schlechten Schriftstellern noch der beste.) — Ich bin betäubt vor Kummer, und erst mit nächster Post erhalten Sie die Ihnen gebührenden Scheltworte. Die Post geht ab.

Eben weil es jetzt so schlecht geht mit der Sache des Liberalismus, muß jetzt Alles gethan werden. Ich weiß, daß ich mir Deutschland auf Lebenszeit versperre, wenn die Vorrede erscheint, aber sie soll ganz so erscheinen, wie das Manuskript ist, und nebst der Vorrede zur Vorrede*), die Sie vor mehreren Wochen schon erhalten. Der Titel der Broschüre ist „Vorrede“. Sie hätte mit dem Buch zu gleicher Zeit erscheinen müssen. — Das ist ein großer Kummer. Sie darf auch Wenig kosten. Nur schnell! Das Manuskript von G. erwarte ich jetzt mit jedem Posttag, unter Adresse Dr. Donndorff, Hôtel de Hollande, rue neuve des bons enfants. Mein Name braucht gar nicht auf dem Brief zu stehen. — Zugleich schicken Sie doch an Heideloff einige Duzend Exemplare meines Buchs mit der fahrenden Post und fügen dazu

*) Abgedruckt in Bd. VIII, S. 5—13.

12 Exemplare für mich. Ich muß so schnell als möglich Exemplare haben, da über das Buch in den hiesigen besten Journalen Artikel gemacht werden sollen, welches günstig nach Deutschland zurückwirkt. — Ich kann nicht eher honett schlafen, bis die „Vorrede“ in der Welt ist. Merken Sie sich Das. — Suchen Sie, daß trotz der unterdrückten Presse nicht bloß die Obskuranten mein Buch recensieren. — So wie Ihre Neujahrsgeschäfte vorbei, muß ich meine Rechnung haben, ich brauche enorme Gelder, muß mit meinen Finanzen geregelt sein, mein Budget für nächstes Jahr, wo bedeutende Bücher von mir erscheinen können, muß bestimmt sein. Umgehend geben Sie mir den Betrag an, wofür ich auf Sie trassieren kann. — Merckel ist schadenfroh; sagen Sie ihm, ich sei begeistert wie ein Mensch, welcher weiß, daß er den Sieg Dessen, wofür er sich in alle möglichen Misèren hineinschreibt, nicht erlebt. Es kann jetzt 30 Jahr' still bleiben. Aber meine „Vorrede“ muß doch schnell, schnell gedruckt werden.

Ich glaube nicht, daß die Briefe aufgemacht werden. Unsere Despoten haben noch gar nicht nöthig, so pfiffig zu sein. Schreiben Sie mir daher direkt oder indirekt. Wir leben jetzt wieder im Schoß der Ruhe. — Schreiben Sie mir nur gleich — ich

bin wüthend auf Sie. — G. wird meinen Brief erhalten und Ihnen vielleicht von meinen übrigen Arbeiten Etwas gesagt haben. —

Leben Sie wohl und hole Sie der Teufel! Ich kann gewiß nicht schlafen, ehe die Vorrede gedruckt ist. Es wär' besser gewesen, es wäre noch mehr davon unterdrückt worden. Wie viel Scherelei um diese Bagatell, wofür ich nur Noth und Verfolgung einerntete! Ich habe in weniger Zeit, als mir die Vorrede kostete, fast ein halbes Buch geschrieben, nämlich eine Geschichte der deutschen Literatur seit dem Verfall der Schlegel. — Der Teufel hole Sie!

Ihr Freund

H. Heine.

97. Bitte.

Indem ich jetzt auf lange Zeit, vielleicht auf immer, vom Vaterlande entfernt leben muß, empfinde ich mit desto tieferem Leidwesen jedes Mißereignis, wodurch das deutsche Publikum verleitet werden dürfte, meine Gesinnungen zu verkennen. Dieses kann namentlich der Fall sein beim Er-

scheinen der „Französischen Zustände,“ einem Buche, worin eine Zusammenstellung politischer Artikel, die ich früher für die „Allgemeine Zeitung“ geschrieben, und eine ergänzende Vorrede enthalten sein sollte.

Nimmermehr hätte ich jenes Buch herausgegeben ohne diese Vorrede, worin ich die Gesinnungen, die in jenen Artikeln nur angedeutet sind, vollkräftig mittheilen und zugleich durch anderweitige Besprechungen einen großen Akt der Bürgerpflicht ausüben konnte. Wie soll ich nun die widerwärtige Empfindung ausdrücken, die mich berührte, als ich einen Abdruck dieser Vorrede brieflich erhielt und daraus erjah, daß mehr als die Hälfte davon unterdrückt worden; ja, was noch fataler ist, daß durch diese Unterdrückungen Alles, was ich sagte, nicht bloß entstellt, sondern auch mitunter ins Servile verkehrt worden ist! Gegen jede irrige Deutung, die daraus entstehen kann, will ich mich nun hiermit vorläufig verwahrt haben. — Ich bitte alle honetten Journale, diese Zeilen abzu-
drucken.

Paris, den 1. Januar 1833.

Heinrich Heine.

98. An Heinrich Laube.

Paris, den 8. April 1833.

Mein lieber neuer Freund!

Sie sind mir nicht ganz unbekannt. Herr Campe hatte Sie mir bereits angekündigt. Sie haben mir mit Ihrem Briefe viel Vergnügen gemacht, er kam mir recht tröstlich zu einer Zeit, wo der Tod mir viele Schmerzen und das Leben fast noch größere verursacht hat. Ich habe solcher bösen Zeit wegen Ihnen nicht gleich antworten können. Ich schickte Ihnen mein Programm zur deutschen Literatur*), und erst heute erfahr' ich zufällig, daß es nur bis zur Grenze frankiert werden konnte, so daß ich unverschuldeterweise Ihnen wohl viel Porto koste. Aber ich halte das Büchlein selber für merkwürdig. Es war nöthig, nach Goethe's Tode dem deutschen Publikum eine literarische Abrechnung zu übersenden. Fängt jetzt eine neue Literatur an, so ist dies Büchlein auch zugleich ihr Programm, und ich, mehr als jeder Andere, mußte wohl Dergleichen geben. — Ich hoffe,

*) Es ist der erste Theil von Heine's Buch: „Zur Geschichte der neueren schönen Literatur in Deutschland“ (Paris und Leipzig, bei Heidelberg und Campe) gemeint.

in diesem Jahr sehr thätig zu sein, je nachdem es noth thut.

Ich will Ihnen eine Kopie meines Gesichtes liefern in vier Wochen. In sechs Wochen auch eine Selbstbiographie. Ob Lieder, weiß ich noch nicht. Bin sehr überbeschäftigt. — Was Sie über mich geschrieben, interessiert mich sehr. Schicken Sie mir doch die Nummer der „Eleganten,“ worin Das steht, und zwar mit der Post unter Kreuzkouvert. Meine Adresse ist: S. S., rue des petits-Augustins No. 4, Hôtel d’Espagne, à Paris. — Ihre Anfrage in Betreff meiner Lieder, die im „Freimüthigen“ stehen sollen, begreife ich nicht. Ich lese hier das Blatt nicht und weiß nicht, welche Lieder von mir drin stehn. Der hiesige Schlesinger, Sohn des Berliner, welcher Herausgeber des „Freimüthigen“, hat vorig Jahr mal Manuscript von mir verlangt. Aber ich weiß nicht mehr was, und ob Das in den „Freimüthigen“ gekommen*). Übrigens stand ich mit Willibald Alexis sehr gut, soviel ich weiß, sogar bis jetzt, und ich will ihm des=

*) Ein Theil der Lieder aus den Cyklen: „Seraphine,“ „Angelique“, „Diane“, „Hortense“ und „Clarisse“ (Bd. XVI, S. 187 ff.) wurde zuerst im Berliner „Freimüthigen“, Nr. 5, 6, 32, 33 und 61, vom 7. und 8. Januar, 14. und 15. Februar und 26. März 1833, abgedruckt.

halb schreiben, da Herr Schlesinger nicht mehr hier ist. Oder auch, schreiben Sie mir lieber umständlich, wovon es sich handelt; ein darauf sich beziehender literarischer Streit, dessen Sie erwähnen, ist mir gänzlich unbekannt. Ja, ich mache in diesem Augenblick ein dummes Gesicht, wie Einer, der nicht weiß, warum die Leute lachen. — Schreiben Sie mir bald wieder ein freundliches Wort. Kann ich Ihnen sonstig literarisch hier nützlich sein, so verfügen Sie ganz über mich *).

99. An Heinrich Laube.

Paris, den 10. Julius 1833.

Alter Freund!

Ich habe Sie nämlich wirklich schon wie einen alten Freund behandelt, indem ich Sie ohne Antwort bis jetzt gelassen und doch mich gegen jedes Mißverständnis von Ihrer Seite gesichert dünkte. Haben Sie nur Geduld mit mir; mit Ihnen bin ich vollauf zufrieden. In dieser schlimmen Zeit

*) Der Schluß des Briefes nebst der Unterschrift fehlt.

war mir Ihr plötzliches Beitreten ein höchst erfreuliches Ereignis.

Sie haben keinen Begriff davon, wie es in diesem Augenblick um mich her tost und stürmt. Ich habe hier das Züfte-milieu, die heuchlerisch katholische Karlistenpartei und die preussischen Spione auf dem Hals. Meine „Französischen Zustände“ sind nämlich in französischer Sprache erschienen, begleitet von meiner ganzen, unverstümmelten Vorrede. Diese ist jetzt auch bei Heideloff in deutscher Sprache erschienen, und kann jetzt ungefähr schon in Leipzig sein, wo Sie sie sehen. Ich würde sie Ihnen schicken, wenn ich nicht fürchtete, daß Sie dadurch kompromittiert werden könnten. Nehmen Sie sich in Acht. Hier nicht einmal ist man sicher. Vorigen Samstag sind hier mehre Deutsche arretiert, und auch ich fürchte jeden Augenblick, arretiert zu werden.

Vielleicht ist mein nächster Brief aus London datiert. Ich bedeute Ihnen das Alles, um Sie zur Vorsicht und Mäßigung zu bewegen. Halten Sie sich in diesem Augenblick so ruhig als möglich. Bewahren Sie uns die wichtige Festung, die „Elegante Welt,“ für die Folge. Dissimulieren Sie. Fürchten Sie nicht, verkannt zu werden. Auch ich habe Dies nie gefürchtet. Die Herausgabe der Vor-

rede eben jetzt, in der allgemeinen Angst, wird wohl das Publikum belehren, daß es künftig mir vertraut, wenn ich auch etwas allzu gelinde flöte. — Ich werde seiner Zeit schon die große Trompete blasen, und bin diesen Augenblick mit der Abfassung einiger tüchtigen Trompeterstückchen beschäftigt. — Mit der Kopie meines Kopfes und versprochenen poetischen Schnurrpfeifereien werde ich wohl Sie unverzeihlichst dahinhalten; aber wollen Sie das Ganze nicht auf nächstes Jahr verschieben? Nächstes Jahr kann man ruhiger sich zeigen. — Leider in diesem Augenblick, wo ich von den öffentlich und persönlich wichtigsten Dingen umlärmt bin, habe ich noch den ästhetischen Kram auf dem Hals, muß für Campe ein Buch zusammenkneten, auch über deutsche Literatur schreiben 2c. 2c. Der zweite Theil meines „Zur deutschen schönen Literatur“ erscheint diese Woche bei Heideloff hieselbst; werde Ihnen das Büchlein gleich zuschicken.

Für Alles, was Sie mir Freundliches geschrieben und über mich gedruckt haben, danke ich mit ganzer Seele. Sein Sie überzeugt, daß ich Sie verstehe, und also wahrhaft schätze und ehre. Sie stehen höher, als alle die Andern, die nur das Äußerliche der Revolution, und nicht die tieferen Fragen derselben, verstehen. Diese Fragen betreffen weder

Formen, noch Personen, weder die Einführung einer Republik, noch die Beschränkung einer Monarchie, sondern sie betreffen das materielle Wohlsein des Volkes. Die bisherige spiritualistische Religion war heilsam und nothwendig, so lange der größte Theil der Menschen im Elend lebte und sich mit der himmlischen Religion vertrösten mußte. Seit aber durch die Fortschritte der Industrie und der Ökonomie es möglich geworden, die Menschen aus ihrem materiellen Elende herauszuziehen und auf Erden zu beseligen, seitdem — Sie verstehen mich. Und die Leute werden uns schon verstehen, wenn wir ihnen sagen, daß sie in der Folge alle Tage Rindfleisch statt Kartoffel essen sollen, und weniger arbeiten und mehr tanzen werden. — Verlassen Sie sich darauf, die Menschen sind keine Esel. —

Ich schreibe diese Zeilen im Bette meiner schönheftigen Freundin, die mich diese Nacht nicht fortließ, aus Furcht, daß ich arretiert würde.

Ihr

H. Heine.

100. Erklärung. *)

Da ich in meiner Jugend über die persönlichen Angriffe, womit mich öffentliche Blätter nicht selten überhäuft, immer ein unerschütterliches Stillschweigen beobachtet, so darf man wohl vermuthen, daß ich jetzt, in abgehärtet kälterem Mannesalter, gegen Dergleichen ziemlich unempfindlich geworden,

*) Die „Leipziger Zeitung“ vom 12. November 1833 enthielt einen Artikel aus Paris, der von Heine erzählte, man habe ihn mit einem falschen Briefe arg mystificiert. Dieser Brief sei ihm nach Boulogne, wo der Dichter badete, nachgeschickt worden und habe von einer Mission preußischer Officiere gesprochen, die nach Paris kommen und Heine todt-schießen wollten. Darauf habe Dieser in äußerster Befürzung die Hilfe des Polizeipräfekten Gisquet und des preußischen Gesandten angesprochen. In Betreff dieser Dinge veröffentlichte Heine in der außerordentlichen Beilage Nr. 425 zu Nr. 332 der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“ (vom 28. November 1833) die obige Erklärung, welche gleichfalls in Nr. 235 der „Zeitung für die elegante Welt“ (vom 30. November 1833) mit den von [] umschlossenen Zusätzen abgedruckt ward. In einem verloren gegangenen Begleitbriefe an Heinrich Laube, den Redakteur der letztgenannten Zeitschrift, schrieb Heine: „die Leute glaubten wahrscheinlich, er werde, wie sonst immer, alle Lügen unbeantwortet lassen, aber die Goethe'sche Silberne-Löffel-Periode sei vorüber.“

und daß nur die allgemeinen Interessen, die ich vertrete, mich veranlassen mögen, einigen anonymen Zeitungslügen zu widersprechen. In Beziehung auf einen Pariser Artikel der „Leipziger Zeitung“ vom 12. November will ich daher zunächst erklären: daß ich nie bei der preußischen Regierung eine Anstellung gesucht, und daher meine bisherigen und künftigen Aussprüche über Preußen keineswegs in einer verweigerten Anstellung ihren Grund haben können. Ich erkläre ferner, daß mir nie die Thorheit kam, zu äußern: ich brauchte mich nur in Deutschland zu zeigen, um eine Revolution zum Ausbruch zu bringen. Ich erkläre ebenfalls für eine Unwahrheit die eben so alberne Angabe, als habe ich den Schutz des Herrn Polizeipräfekten Gisqueur und Sr. Excellenz des Herrn Gesandten von Werther gegen die Drohungen preußischer Officiere und Edelleute nachgesucht, oder nachsuchen wollen. Ich erkläre, daß ich diese Drohungen größtentheils für Prahlereien gehalten und nur die Gleichgesinnten vorbereitet habe, erforderlichen Falls den preußischen Händelsuchern, in Gemeinschaft mit mir, die gebührende Genugthuung zu besorgen. Ich erkläre auch, ich würde einen Brief, der gleichzeitig jene Drohungen bestätigte, nicht vorgewiesen haben, wenn nicht die Gegner behauptet

hätten, er sei von mir erdichtet; diesen Brief werde ich außerdem in meinem nächsten Buche abdrucken lassen, welches nicht rathsam wäre, trüge er nicht in sich selber die Merkmale der Echtheit, und besäße ich nicht zugleich hinlängliche Kunde von dem Überbringer [welcher in meiner Abwesenheit mich bei meinen Freunden aufgesucht und endlich bei meinem Portier den Brief zur Beförderung abgegeben hatte.] Über die grobe Ausflucht, über die anonyme Insinuation, als habe man durch einen [nach Boulogne direkt gesandten] Brief mit fingierter Unterschrift mich mystificiren wollen, bedarf es wohl keiner besondern Erklärung.

Paris, den 19. November 1833.

H. Heine.

101. Erklärung.

Der Verfasser des zweiten Theils des „Salon von H. Heine,“ welcher bei Hoffmann und Campe in Hamburg erschienen, benachrichtigt das Publikum, daß dieses Buch, von der Verlags-handlung eigenmächtig abgekürzt und zugestutzt, in einer verstümmelten Gestalt gedruckt worden ist. Diejenigen Zeitungs-Redaktionen, die wenigstens gegen Buch-

händlerwillkür die deutsche Schriftstellerwürde vertreten wollen, werden ersucht, diese Anzeige der öffentlichen Kunde zu übergeben.

Paris, den 19. März 1835.

102. An Julius Campe.

Paris, den 7. April 1835.

Lieber Campe!

Ich eile, Ihren Brief vom ersten April so schnell als möglich zu beantworten. Hauptsächlich drängt mich dazu der Wunsch, Ihnen zu versichern, daß ich bei Mißhelligkeiten in meinen Autorge-
schäften immer die Verlags-handlung Hoffmann und Campe sehr scharf von der Person meines alten Freundes Julius Campe unterscheide. Aber in Betreff der besagten Verlags-handlung war ich vollauf berechtigt, die Geduld zu verlieren. Ich hatte an Hoffmann und Campe geschrieben, daß man mir mit der Post eine gewisse Anzahl Exemplare meines zweiten „Salons“ gleich hierher schicke. Zwei Monat war das Buch heraus, und ich erhielt keine Exemplare. Ja, ich habe bis auf diese Stunde sie nicht erhalten und mußte Absicht in dieser Nichtsendung erkennen, als mir hier in

dem Laden von Heideloff und Campe der gedruckte „Salon“ zu Gesicht kam. Beim flüchtigsten Durchblättern sah ich überall Lücken und Auslassungen, und ich hatte nichts Eiligeres zu thun, als in der „Allgemeinen Zeitung“ dagegen zu protestieren,*) wie es meine Pflicht als Schriftsteller erforderte. Ich musste glauben, daß man mir das Buch absichtlich nicht hergeschickt, damit ich diesen Frevel nur spät erführe, und alsdann aus Trägheit jede Reklamation unterließe. Es waren keine Censurstriche zu sehen und die unterdrückten Stellen waren mir eben die wichtigsten, sie hatten durchaus keine politische Gefährlichkeit, und der Verleger von Börne'schen Briefen durfte wahrlich nicht davor erschrecken. Ich bin überhaupt keineswegs als Demagoge verrufen, habe den Regierungen Beweise meiner Mäßigung gegeben, und in einem philosophischen Buche durfte man wohl einige revolutionäre Boutaden durchlaufen lassen. Einen Tag später nach der Absendung meiner Erklärung erhielt ich Ihren Brief, worin Sie mir meldeten, daß die Censur so Viel gestrichen. Und warum meldeten Sie dieses zwei Monat nach dem Erscheinen des

*) Die unter Nr. 101 mitgetheilte „Erklärung“ war in der außerordentlichen Beilage Nr. 114 u. 115 zu Nr. 86 der „Allgemeinen Zeitung,“ vom 27. März 1835 abgedruckt.

Buches? Dieses ist um so tadelnswerther, da ich in der Meinung stehen musste, dass Bücher über 20 Bogen keiner Censur unterworfen seien. Ich hatte, für den Fall, dass mein Manuscript nicht bis zu 20 Bogen ausreiche, Sie ersucht, den „Neuen Frühling“ mit Ausnahme des letzten Gedichtes beizudrucken und eine Verlegernotiz über diesen schon gedruckten Cyklus mitzutheilen. Statt Dessen sehe ich, dass kein Wort diesen erneuten Abdruck justificiert, und dabei fehlen noch sechs Gedichte von diesem Cyklus . . . ja, es fehlt die Dedikation sogar . . . ich will dieses Alles noch hingehen lassen . . . Aber, es stoßen mir bei dieser Erscheinung gar viele widerwärtige Gedanken auf. Ich lasse mich nicht wie ein Zunge, der schweigen muß, behandeln. Ich war vielleicht ein kleiner Zunge, als Sie mich zuerst sahen, aber Das sind jetzt zehn Jahre, und ich bin seitdem ganz erschrecklich gewachsen. Und gar in den letzten vier Jahren; Sie haben keinen Begriff davon, wie ich groß geworden bin. Ich überrage einen ganzen Kopf hoch eine Menge Schriftsteller, denen ihre Verleger, mit welchen sie nicht einmal in Freundschaft stehen, doppelt so viel Honorar zahlen, wie Sie mir zahlen. Es ist wahr, ganz kleine Zungen von Schriftsteller erhalten jetzt so viel Honorar wie ich; aber Das

sollte Sie doch nicht verleiten, meine reelle Größe in Anschlag zu bringen, wenn es die Behandlung gilt; denn wahrlich, eben wie eine honette Köchin, habe ich immer weniger auf Gehalt, als vielmehr auf gute Behandlung gesehen.

Und noch auf diese Stunde habe ich meine Exemplare vom zweiten „Salon“ nicht erhalten und musste für mein armes Geld bei Heideloff ein Exemplar kaufen!

Genug, ich war zur Annonce in der „Allgemeinen Zeitung“ hinreichend befugt. Die Verlags- handlung Hoffmann und Campe kann erwidern, was sie will. Ich lasse Nichts darüber mehr in der „Allgemeinen Zeitung“ drucken. Alles, was ich thun kann, ist, daß ich die Erwiderung dieser Ver- lagshandlung in meinem nächsten Buche berück- sichtige, und sie ehrlich und offen jeder Klüge ent- laste, die sie nicht verdient. Daß Ihnen diese Ge- schichte verdrießlich, daß Sie über mich ungehalten sind, verdenke ich Ihnen nicht; es macht Ihnen vielmehr Ehre, und es zeigt, daß Sie auf Charakter halten. Das habe ich immer an Ihnen zu schätzen gewusst. Ehrlich gesagt, die freundlichen Stellen Ihres vorletzten Briefes, Ihr Wunsch, daß wir in freundschaftlicher Verbindung bleiben, Ihre heitere Hoffnung der Gevatterschaft, hat mir, der ich Tags

zuvor meine Erklärung an die „Allgemeine“ geschickt, sehr wehmüthig die Seele bewegt. Sie dürfen mir es auf meine Ehre glauben: die glänzendsten Anerbietungen Ihrer Kollegen habe ich bis heute unbeantwortet gelassen. Wäre die verdammte Geschichte des Wartens auf Exemplare und der Ärger über die Verstümmelung meines Buchs nicht dazwischen gekommen, so hätte ich Ihnen bereits meine neuen Anträge gemacht, und Ihnen offen, wie immer, meine Hoffnungen und Wünsche mitgetheilt, und Ihnen bestimmt gesagt, was ich im Laufe dieses Sommers und Herbstes bringen kann und was ich bringen möchte. Ich würde heute schon Bestimmtes drüber schreiben, aber mir summen eine Menge Widerwärtigkeiten um die Ohren. Jedenfalls binnen 8 Tagen erhalten Sie die versprochenen Erläuterungen. — Ich denke, wenn Sie bald ein neues Buch von mir dem Publikum bringen, so ist Dieses eine hinlängliche Reparation in den Augen desselben. — Leben Sie wohl und thun Sie, was Sie wollen. Mein Ärger ist verraucht, und eigentlich mißbilligen kann ich nicht, was ich gethan. Verlassen Sie sich immer auf meine Loyalität, und somit Punktum. Unverändert Ihr

H. Heine.

103. An August Lewald.

Paris, den 11. April 1835.

Wie soll ich mein Stillschweigen gegen Sie entschuldigen! Und Sie haben noch obendrein die Freundschaft, mir die gute Ausrede zu insinuieren, daß Ihr Brief verloren gegangen! Nein, ich will Ihnen die ganze Wahrheit gestehen, ich habe ihn richtig erhalten, aber zu einer Periode, wo ich bis an den Hals in einer Liebesgeschichte saß, aus der ich mich noch nicht herausgezogen. Seit Oktober hat Nichts für mich die geringste Wichtigkeit, was nicht hierauf unmittelbar Beziehung hatte. Alles vernachlässige ich seitdem, Niemand sehe ich, und höchstens entfährt mir ein Seufzer, wenn ich an die Freunde denke und so habe ich oft darüber geseufzt, daß Sie mein Stillschweigen mißverstehen dürften, aber zum wirklichen Schreiben konnte ich doch nicht gelangen. Und Das ist Alles, was ich Ihnen heute sagen kann; denn die rosigen Wogen umbrausen mich noch immer so gewaltig, mein Hirn ist noch immer so sehr von wüthendem Blumenduft betäubt, daß ich nicht im Stande bin, mich vernünftig mit Ihnen zu unterhalten.

Haben Sie das Hohe Lied des Königs Salomo gelesen? Nun, so lesen Sie es nochmals, und Sie finden darin Alles, was ich Ihnen heute sagen könnte.

Warten Sie nur, in Kurzem geht eine Veränderung mit mir vor, und dann will ich auch, wie Sie es wünschen, für die Komödianten schreiben, und die Stücke werden gewiß aufgeführt werden können, wenn man nur die Vorsicht braucht, meine Tragödien als Komödien, und meine Komödien als Tragödien auf den Zetteln anzukündigen.

Lesen Sie das Hohe Lied von König Salomo; ich mache Sie aufmerksam auf diesen Mann.

H. Heine.

104. An Julius Campe.

Paris, den 2. Juli 1835.

„Eh' er singt und eh' er aufhört,
Muß der Dichter leben! —“

Diese Worte, liebster Freund, brauche ich heute zu meiner Justifikation in jeder Hinsicht. Seit vier Monaten ist mein Leben so stürmisch bewegt, namentlich in den drei letzten Monaten

schlagen mir die Wogen des Lebens so gewaltig über den Kopf, daß ich kaum an Sie denken, viel weniger Ihnen schreiben konnte. Ich Thor glaubte, die Zeit der Leidenschaft sei für mich vorüber, ich könnte niemals wieder in den Strudel rasender Menschlichkeit hineingerissen werden, ich sei den ewigen Göttern gleichgestellt in Ruhe, Besonnenheit und Mäßigung — und siehe! ich tobte wieder wie ein Mensch, und zwar wie ein junger Mensch. Jetzt, Dank meiner unverwüsthlichen Gemüthskraft, ist die Seele wieder beschwichtigt, die aufgeregten Sinne sind wieder gezähmt, und ich lebe heiter und gelassen auf dem Schlosse einer schönen Freundin in der Nähe von Saint-Germain, im lieblichen Kreise vornehmer Personen und vornehmer Persönlichkeiten.

Ich glaube, mein Geist ist von aller Schlacke jetzt endlich gereinigt; meine Verse werden schöner werden, meine Bücher harmonischer. Das weiß ich: vor allem Unklaren und Unedlen, vor Allem, was gemein und müffig ist, habe ich in diesem Augenblick einen wahren Abscheu.

Bei solcher Stimmung mögen Sie es gewiß natürlich finden, daß manche unterbrochene Arbeit unvollendet bleibt, wenigstens für jetzt. Indessen hoffe ich, dennoch in diesem Jahre manches Gute,

auf jeden Fall Besseres, als meine früheren Arbeiten, zu dichten und zu schaffen. Von hier, in kürzester Frist, reise ich nach Boulogne sur mer, welches liebliche Meerstädtchen mir, wie Sie wissen, als beste Arbeitsstube dient. Ein kostbares, welterfreuliches Buch will ich dort schreiben. Ich habe mir vor journalistischen Andringlichkeiten Ruhe geschafft, und trotz der enormen Ausgaben, die ich in diesem Jahr schon bestanden, hoffe ich, daß diese Ruhe nicht durch Finanznöthen gestört wird. Zu diesem Behufe will ich heute mit Ihnen überlegen, und Ihnen, wie Sie es dringend immer verlangen, bestimmt melden, was Sie für die nächste Zeit von mir zu erwarten haben, was ich von Ihnen wünsche, worauf ich rechne, worauf Sie zählen können, ehrlich und unverhohlen, wie Sie es bei mir gewöhnt sind. Ich habe Ihnen die Ursache meines langen Stillschweigens gemeldet, damit Sie Solches keinen falschen Gründen beimessen. Weder hiesige Buchhändler, wie Sie irrig wähnen, noch fremde, die mich in der letzten Zeit, wo mein Name europäisch geworden, mit Anträgen quälen, haben mich in dem Vorsatz, manche Ihrer beschwerlichsten Rixeleyen zu ertragen, wankend gemacht. Ich mache mir über den Charakter Ihrer Herren Kollegen keine Illusion, bei einer Verlagsveränderung kann ich höchstens

ein oder zwei Louisd'or mehr gewinnen, der übliche Ärger wird mir bei Keinem erspart werden, ja ich würde auf ganz neue Unerträglichkeiten stoßen. Bei Ihnen, glaub' ich, habe ich das Drückendste überstanden: die Pfeffernüsse*), die angeklebten Ver-

*) Zur Erklärung dieser scherzhaften Anspielung diene folgende Anekdote. Während seines Aufenthaltes in Hamburg im Sommer 1826 traf Heine eines Abends im Alsterpavillon mit seinem Verleger Campe und seinem Freunde Friedrich Merckel zusammen. Nach einer lebhaften und anregenden Unterhaltung geleiteten Letztere den Dichter bis an sein Logis auf dem Valentinskamp, und schlenderten dann noch eine Weile zwischen den Buden des Gänsemarktes umher. Campe, der sich entsann, daß Heine gern Kuchen esse, kaufte ein Packet Pfeffernüsse und kehrte sofort mit Merckel nach der Wohnung des Dichters zurück, der noch wach sein mußte, da seine Zimmerfenster erhellt waren. Kaum aber begannen die Beiden auf der Straße seinen Namen zu rufen, so wurde das Licht ausgelöscht. Campe schellte jetzt an der Hausthür, und gab die Pfeffernüsse für Heine ab, mit dem Zusätze: „Von Professor Hugo in Göttingen!“ — „Nun, wie haben Ihnen die Pfeffernüsse geschmeckt?“ frug Campe, als er Heine nach einigen Tagen wieder im Alsterpavillon sitzen sah. „Was!“ rief Heine, indem er sich ärgerlich vor die Stirn schlug, „Sie haben mir die Kuchen geschickt? Und ich Thor habe sie verbrannt! Da sie mir im Namen des Professors Hugo überbracht wurden, und ich auf der Straße meinen Namen hatte schreien hören, so glaubte ich, meine Göttinger Feinde, denen

lagsanzeigen mit Roth=Renommées, die Schadenfreude bei schlechten Recensionen, die ewigen Klagen, die großen Auflagen, die kleinen Foppereien, kurz die Julius=Campejaden. Können Sie Ihre Natur etwas für die Zukunft bezwingen, so thun Sie es doch, bitte! Von den großen Honorarserhöhungen, die Sie zu befürchten standen, sollen Ihnen auch die Haare nicht grau werden. Ich habe nie dran gedacht, mir ein Vermögen zu erschreiben; wenn ich eben habe, was ich brauche, bin ich zufrieden. Anaufereien von Ihrer Seite führten immer dahin, daß ich mich lukrativeren Beschäftigungen hingeben mußte. Sie handelten in dieser Hinsicht immer unpolitisch. Ich brauche dies Jahr noch 2000 Mark Banko, ich will sie von Ihnen haben, und auf folgende Weise.

Ich denke, 20 Bogen werde ich in Boulogne schreiben, und für diese zahlen Sie 1000 Mark Banko; ist das Buch stärker als zwanzig Bogen, ist es geringer, so berechnen wir die Differenz. Es ist ein Buch amüsanten Inhalts, und kein Censor in der ganzen Welt wird Etwas dran

ich in der „Harzreise“ so übel mitgespielt, wollten mich aus Rache vielleicht durch vergiftete Pfeffernüsse umbringen!“ Begreiflicherweise ward Heine von seinem Verleger, wie von andern Freunden, noch oft mit dieser Geschichte geneckt.

auszusetzen haben. Auf Termine der Beendigung kann ich mich nicht bestimmt einlassen; will aber auch über das Honorar nicht früher verfügen, als bis ich Ihnen das Manuskript schicke.

Dann offeriere ich Ihnen meine Geschichte der romantischen Poesie, bestehend aus den beiden Bändchen, die bei Heideloff & Campe herausgekommen, vermehrt um circa 6 bis 7 Bogen. Sie wissen, ich hatte diesen Herren beide Bändchen nur auf ein halb Jahr verkauft, jedes für 400 Franks. Suli vorigen Jahrs hatte ich schon seit anderthalf Jahr das Recht, zum Wiederabdruck zu schreiten, welchen ich diesen Herren, wenn ich mich nicht irre, zu einem Honorar von 100 Louisd'or antrug. Freund Heideloff konnte sich nicht entscheiden, wegen Abwesenheit des großen Napoleon*), und Dieser schrieb endlich, daß wegen der damaligen Verfolgungen abseiten der deutschen Regierungen er Nichts von mir drucken könne, und daß er mir eher rathe, bei Ihnen das Buch erscheinen zu lassen. Vom ersten Bändchen war Alles vergriffen, vom zweiten Bändchen noch einiger Vorrath, trotz der schlechten Versendungsart. Ein Andern hätte von seinem Recht der erneuten Auflage schon längst

*) Napoleon Campe war der Associé Heideloff's.

seit Jahr und Tag Gebrauch gemacht, aber theils weil ich nicht sehr geldbenöthigt war, theils auch weil ich später mit Ihnen in zufälligen Konfusionen war, wartete ich bis heute, Ihnen dieses Buch anzutragen, und auch für dieses sollen Sie mir 1000 Mark Banko Honorar geben. Ich gestehe, daß mir Ihr Vetter eben Sie zum Verlag vorschlug, hat in mir die widersprechendsten Ideen erregt. So Viel sein Sie gewiß: das Buch in seiner erneuten Gestalt ist wie ein Handbuch; Jeder nimmt es zu dem bezeichneten Honorar, und sei es auch nur, um mit mir in Verbindung zu treten. Ich bitte, ich bitte, bei Leibe, lassen Sie mir auch nicht den geringsten Klagelaut hören, als fordere ich zu Viel, da das Buch schon einen früheren Abdruck erlitt. Dieser bestand nur aus 1000 Exemplaren; 6, wie gesagt, bis 7 Bogen vermehren das Buch, und wäre es auch nur honoris causa, darf es nicht fehlen bei dem Verleger, der alles Andre von mir verlegt. Sein Sie überzeugt, ich werde nie Unbilliges von Ihnen verlangen, und wenn Sie manchmal nicht im Stande sind, meine Ansprüche zu präcisieren, so bedenken Sie, daß, wenn Sie sich bei einem Buche wenig, Sie sich bei dem anderen Buche von mir desto mehr Nutzen versprechen können. Genug, ich glaube mit Gewißheit,

bei meinem nächsten Buche eine Vogue der außerordentlichsten Art prophezeien zu können — wenn Sie keine Plapperlotte wären, würde ich Ihnen den Titel nennen. Und nun Lebewohl — ich habe Ihnen meine jüngsten Mißgeschicke, meine erneute Arbeitslust hinlänglich angedeutet — und ich hoffe, daß Sie mich, der Ihnen Wunsch und Verlangen offen ausgesprochen, mit liebevoller Antwort unterstützen und bei Leibe durch keine Knickerei unmuthig machen und zu widerwärtigen Anknüpfungen mit fremdem Volke nöthigen. Ich verlasse mich auch ein gut Stück auf alte Freundschaft.

Ihr treu ergebener

H. Heine.

Schreiben Sie mir unter Adresse du Comte de Breza, Rue Traversière, Saint-Honoré, Hôtel de Bristol à Paris. Dieser schickt mir die Briefe nach Boulogne.

105. An Julius Campe.

Paris, den 26. Juli 1835.

Mein hochzuverehrender Freund, insonders werthgeschätzter Verleger und Gönner, Herr und Gebieter — liebster Campe!

Entschuldigen Sie, daß ich auf Ihren Brief vom 9. Juli erst heute antworte. Sie sind es selber Schuld, Sie wissen, es ist mir Nichts widerwärtiger, als weitläufiges Wiederholen des Einmalgesagten und ich zögere dann von einem Tag zum andern mit Antworten. Und dennoch muß ich heute endlich schreiben, denn Ihr Brief giebt mir nicht hinlänglichen Bescheid auf meine Anfrage, und doch wünschte ich, Ihnen nie Gelegenheit zu geben, über voreiliges Verlassen von meiner Seite zu klagen. Können Sie die „Literatur“ nicht gebrauchen, so muß ich sie, wie sich von selbst versteht, einem Andern geben, und Dieser, wie vorauszusehen, verlangt dann auch das nächste neue Buch von mir. Ich wollte mir dieses Dilemma ersparen, mir die Negociation abkürzen, indem ich Ihnen die beiden Artikel zugleich antrug. Die „Literatur“ hätte ich Ihnen schon längst geben können, aber ich wartete, bis ich Ihnen auch zugleich etwas ganz

Neues offerieren konnte, bis ich Ihnen Solches ganz bestimmt antragen konnte, und Sie also eine Garantie hätten, in dem neuen Buche jenen größeren Nutzen zu finden, den Sie bei der „Literatur“ vielleicht nicht erwarten. Die „Literatur“ wird indessen eins meiner besten Bücher sein, und sie wird in der neuen Gestalt und durch Ihre Betriebsamkeit sich eines neuen Schwungs erfreuen. Sie sind gewöhnt, lieber Campe, Novitäten zu verlegen, und berechnen den Erfolg eines Buches immer nach dem ersten Jahre. Ich bin Ihr einziger Klassiker, ich bin der Einzige, der ein stehender auflegbarer Literaturartikel geworden — doch wozu ein altes Lied Ihnen wieder vorleiern, das Sie kennen! Sie wissen so gut wie ich, daß meine Bücher, gleichviel welche, noch oft aufgelegt werden müssen — und ich wiederhole meine Bitte, handeln Sie christlich in der Exemplarzahl der Auflage. O, liebster Campe, ich gäbe was drum, wenn Sie mehr Religion hätten! Aber das Lesen meiner eignen Schriften hat Ihrem Gemüthe Viel geschadet, jenes zarte gläubige Gefühl, das Sie sonst besaßen, ist verloren gegangen, Sie glauben nicht mehr, durch gute Werke selig zu werden, nur der Schund ist Ihnen angenehm, Sie sind ein Pharisäer geworden, der in den Büchern nur den Buchstaben sieht und nicht den Geist, ein

Sadducäer, der an keine Auferstehung der Bücher, an keine Auflagen glaubt, ein Atheist, der im Geheim meinen heiligen Namen lästert — o, thun Sie Buße, bessern Sie sich!

Ich hab' heut nicht viel Zeit, sonst würde ich Ihnen eine hässliche Geschichte erzählen, nämlich wie ich durch das Ablehnen eines Verlegerantrags mir eine Widerwärtigkeit schändester Art zugezogen. Die Sache ist zu merkwürdig; vielleicht schreibe ich sie Ihnen diese Tage, denn ich weiß, daß Sie im Grunde so viel Freundschaft für mich übrig haben und so honett sind, um nicht tief empört zu werden über jene Geschichte. Ganz

Ihr

H. Heine.

106. An Heinrich Laube.

Boulogne sur mer, den 27. September 1835.

Lieber Laube!

Dank, herzlichsten Dank für die unermüdlige Liebe, die Sie mir bezeugen! Wenn ich Ihnen selten ein Lebenszeichen gebe, so, ums Himmels-

willen, schließen Sie nur nicht auf Indifferenz. Sie sind der Einzige in Deutschland, der mich in jeder Beziehung interessiert; ich fühle Dieses tief, und eben deshalb kann ich Ihnen selten schreiben. Ich fühle mich zu tief bewegt, wenn ich die Feder ergreife, um Ihnen zu schreiben, und, wie Sie gewiß gemerkt haben, ich gehöre zu den Leuten, die vor allen Gemüthsbewegungen eine zaghafte Scheu hegen und sie soviel als möglich vermeiden möchten. Ach! trotz der größten Vorsicht erfasst uns ja oft genug ein übermächtiges Gefühl, das uns jene Klarheit des Schauens und Denkens raubt, die ich nicht gern aufgebe. Sobald unser Sinn getrübt und unser Geist erschüttert ist, sind wir nicht mehr die Genossen der Götter. Dieser Genossenschaft — jetzt kann ich es gestehen — habe ich mich lange freuen können; ich wandelte ruhig und im Lichte; aber seit neun Monden sind große Stürme wieder in meiner Seele laut geworden, und, unabsehbar lange Schatten lagerten sich um mich her. Dieses Bekenntnis mag Ihnen meine jetzige Unthätigkeit erklären; ich bin noch immer beschäftigt, die aufgeregte Seele zu beschwichtigen und, wo nicht zum hellen Tage zu gelangen, doch wenigstens mich aus einer dicken Nacht hervorzuarbeiten.

Ihren Brief, den Sie mir durch einen Homöopathen schickten, habe ich richtig erhalten; aber den Überbringer habe ich leider nicht sehen können, da ich mich auf dem Lande befand, bei Saint-Germain, auf dem Schlosse des schönsten und edelsten und geistreichsten Weibes . . . in welches ich aber nicht verliebt bin. Ich bin verdammt, nur das Niedrigste und Thörichtste zu lieben . . . begreifen Sie, wie Das einen Menschen quälen muß, der stolz und sehr geistreich ist?

Ich war nicht wenig Ihretwegen besorgt während Ihrer Gefangenschaft; Ihr Brief, so wehmüthig er mich auch stimmte, war er mir doch ein beruhigendes Labfal. Es wird Ihnen schon gut gehen, ich hoffe es, obgleich ich doch fürchte, daß Sie dem Schicksal, welches Leute unserer Art verfolgt, nicht entgehen werden. Sie gehören auch nun einmal zu jenen Fechtern, die nur in der Arena sterben.

Eigentlich bin ich böse auf Sie; ich denke so ungerne an Deutschland, und Sie sind Schuld, daß ich an Deutschland denken muß, denn Sie sind dort, und nun gar soll ich Ihnen dorthin schreiben! Seit zwei Jahren kommt mir aus dem Vaterlande nie viel Erfreuliches, und die Deutschen, die mir in Paris zu Gesicht gekommen, haben

wahrlich mich vor Heimweh geschützt. Lumpen-
gesindel, Bettler, die da drohen, wenn man ihnen
Nichts giebt, Hundsfötter, die beständig von Ehr-
lichkeit und Vaterland sprechen, Lügner und Diebe
— doch Das brauche ich Ihnen nicht zu sagen;
aus Ihrem Briefe ersah ich, daß Sie von selbst
mich beklagten ob des saubern Personals, das sich
mir hier als deutsche Landsmannschaft präsentiert.
Poignées de main habe ich den schmutzigen Ge-
fellen nie geben können, und jetzt versage ich ihnen
sogar den Anblick meines Antlitzes.

Ich bin trübe und bitter heute gestimmt; ich
lebe am Meer, und meine Gedanken tragen immer
dessen Kolorit; heut ist das Meer dunkelgelb mit
ganz schwarzen Streifen. — Werde noch einige
Zeit hierbleiben; wenn Sie mir zu schreiben haben,
adressieren Sie den Brief nur an Mr. Henri
Heine, *recommandé aux soins de Mr. Mangin*
à Boulogne sur mer.

Ich bin in diesem Augenblick ganz ohne Fezzen
Manuskript und kann Ihnen für den Almanach
nur die beifolgenden vier Gedichte anbieten. Leider
gehören sie nicht zu meinen vorzüglicheren Produk-
ten. Ich bitte, beurtheilen Sie sie selbst mit un-
parteiischer Gelassenheit; und sind Sie ebenfalls
meiner Meinung, daß sie nicht vorzüglich, so

lassen Sie sie bei Leibe nicht drucken. — Nr. 4*) gefällt mir am besten, und dieses Gedicht schützt vielleicht die andern. Kann Nr. 4 des freien Tones halber nicht gedruckt werden, so muß ich dringend verlangen, daß auch die drei andern Gedichte nicht gedruckt werden. — Lassen Sie an Wolf einen freundlichen Gruß zukommen. —

Ihre „Reisenovellen“ habe ich mir nie verschaffen können. Kenne nur Ihren Roman. Die 4 bis 5 letzten Monate Ihrer „Eleganten Welt“ habe ich, aber erst Ende vorigen Jahres, zu Gesicht bekommen. Das war mir eine erquickliche Lektüre. — Ich krieger hier in Frankreich nur durch Zufall manchmal ein ästhetisches Blatt zu Gesicht. Giebt's von daher etwas für mich Interessantes in diesem Augenblick? — Eine Mischung von Böbelthum und Schurkenhaftigkeit ist doch der Menzels. — Leben Sie wohl. Ich schreibe Ihnen bald wieder.

Ihr Freund

H. Heine.

*) Das Gedicht:

Jüngstens träumte mir, ich ginge
In dem Himmelreich spazieren zc.

107. An Julius Campe.

Boulogne sur mer, den 11. Oktober 1835.

Edelster Citoyen der Republik Hamburg!

Die zwei Briefe, die Sie mir hierher geschrieben, habe ich seiner Zeit richtig erhalten. Es ist mir nie ein Zweifel in den Sinn gekommen, daß wir, wenn wir uns einander verständlich gemacht, nicht übereinstimmen sollten. Vor 4 Wochen ungefähr habe ich Ihnen durch das Dampfboot von Havre das Manuscript „Die romantische Schule“ zugeschickt. Ich zweifle nicht, daß Sie es richtig erhalten haben; doch es ist Nachlässigkeit, daß ich Sie nicht hat, mir gleich den Empfang anzuzeigen. Sie werden sich nun mit eignen Augen überzeugt haben, daß ich zu den beiden Literaturbändchen ein gutes Stück hinzuschreiben mußte, um ein Ganzes zu bilden, um dem Buch seinen neuen Titel geben zu dürfen; und ich weiß, es ist für Sie von dem größten Nutzen, daß ich dem Buche mit Recht einen neuen Titel geben konnte. Ich bin jetzt mit dem Buch zufrieden, ich glaube, es enthält keine einzige schwache Stelle, und es wird als nützlich, lehrreich und zugleich ergötzlich unterhaltendes Buch länger leben, als der Verfasser und der Ver-

leger, denen Beiden ich doch für jeden Fall ein langes Leben wünsche. Einige Stellen im Manuscript, wo ich das Geburtsjahr oder Sterbedatum der Schriftsteller offen gelassen, werden Sie, wie sich von selbst versteht, ergänzt haben. Sie werden bemerkt haben, daß ich auch hie und da Censur ausübte; und ich rechne darauf, daß mir kein Wort im ganzen Buch ausgelassen wird. Ist mir es nicht möglich, unverstümmelt gedruckt zu werden, so will ich lieber die ganze deutsche Schriftstellerei aufgeben. Die letzte Zeile der Vorrede*), wenn Sie sie zu herbe finden, mögen Sie indessen immerhin austreichen! Ich hoffe, der Titel „Romantische Schule“ gefällt Ihnen. Für mein nächstes Buch habe ich noch keinen Titel, und ich weiß nicht, ob ich es nicht gar lieber als 3. Salontheil erscheinen lasse. Doch darüber zu seiner Zeit, und in solchen Außendingen höre ich gern von Ihnen Rath. Obgleich ich sehr fleißig bin, so rücken meine Arbeiten nur langsam vorwärts. Ich habe die Dummheit begangen, an zwei heterogenen Thematibus zu gleicher Zeit zu arbeiten. Vor Januar werde ich wohl nicht fertig, welches mich sehr

*) Bd. VI, S. 12. „Dem Mitleid der ewigen Götter empfehle ich das Heil des Vaterlandes und die schutzlosen Gedanken seiner Schriftsteller.“

verstimmt. — Um ungestört arbeiten zu können, entschließ' ich mich vielleicht, noch zwei Monat von Paris entfernt zu bleiben. Das ist Heroismus. Über die Summe, die Sie schon seit drei Monaten zu meiner Verfügung haben, werde ich heute transferieren. — Für die mitgetheilten Nachrichten danke ich herzlich. Da ich gar keine deutschen Journale zu Gesicht bekomme und mit Niemand in Deutschland korrespondiere, so werden Sie mich immer verpflichten, wenn Sie mir Interessierendes schreiben. Ist Etwas herausgekommen, wo meine Wenigkeit im Guten oder im Bösen besprochen wird, so bitte ich Sie, es mir zu schicken. Die Deutschen in Paris sind ein Lumpenhaufen, womit ich nicht verkehren will, und die deshalb alle möglichen Niederträchtigkeiten gegen mich ausüben. Was schadet's! Leben Sie wohl, heiter und geduldig.

Ihr Freund

H. Heine.

108. An Heinrich Laube.

Boulogne sur mer, den 23. November 1835.

Liebster Laube!

Ihr Brief, den ich zu beantworten eile, hat mir eine peinliche Stimmung verursacht. Ich ersah daraus die Unerquicklichkeit dortiger Zustände und Ihre eignen beängstigenden Wirrnisse. Seit etwa $3\frac{1}{2}$ Monat, wo ich von Paris entfernt, habe ich kein deutsches Journal zu Gesicht bekommen, und außer einigen Andeutungen im Briefe meines Verlegers vor vier Wochen habe ich von dem literarischen Greul, der losgebrochen ist,*) Nichts erfahren. — Ich beschwöre Sie bei Allem, was Sie lieben, in dem Kriege, den das junge Deutschland jetzt führt, wo nicht Partei zu fassen, doch wenigstens eine sehr schützende Neutralität zu behaupten, auch mit keinem Worte diese Jugend anzutasten. — Machen Sie eine genaue Scheidung zwischen politischen und religiösen Fragen. In den politischen Fragen können Sie so viel' Concessionen machen,

*) Wolfgang Menzel's denunciatorische Aufsätze gegen Gutkow's „Wally“ und die übrigen Schriftsteller des „Jungen Deutschlands“ waren in Nr. 93, 94, 108, 109, 110 und 115 des „Literaturblatts“ vom September, Oktober und November 1835 enthalten.

als Sie nur immer wollen, denn die politischen Staatsformen und Regierungen sind nur Mittel; Monarchie oder Republik, demokratische oder aristokratische Institutionen sind gleichgültige Dinge, solange der Kampf um erste Lebensprincipien, um die Idee des Lebens selbst, noch nicht entschieden ist. Erst später kommt die Frage, durch welche Mittel diese Idee im Leben realisiert werden kann, ob durch Monarchie oder Republik, oder durch Aristokratie, oder gar durch Absolutismus, . . . für welchen letzteren ich gar keine große Abneigung habe. Durch solche Trennung der Frage kann man auch die Bedenklichkeiten der Censur beschwichtigen; denn Diskussion über das religiöse Princip und Moral kann nicht verweigert werden, ohne die ganze protestantische Denkfreiheit und Beurtheilungsfreiheit zu annullieren; hier bekömmt man die Zustimmung der Philister . . . Sie verstehen mich, ich sage: das religiöse Princip und Moral, obgleich Beides Speck und Schweinefleisch ist, Eins und Dasselbe. Die Moral ist nur eine in die Sitten übergegangene Religion (Sittlichkeit). Ist aber die Religion der Vergangenheit verfault, so wird auch die Moral stinkicht. Wir wollen eine gesunde Religion, damit die Sitten wieder gesunden, damit sie besser basiert werden, als jetzt, wo sie

nur Unglauben und abgestandene Heuchelei zur Basis haben.

Vielleicht ohne diese Andeutungen werden Sie begriffen haben, warum ich mich immer in der protestantischen Befugnis verschanzt, so wie Sie auch leicht die pöbelhafte List der Gegner begriffen, die mich gern in die Synagoge verwiesen, mich, den geborenen Antagonisten des jüdisch-mohammedanisch-christlichen Deismus. Mit welchem Mitleiden ich auf die Würmer herabsehe, davon haben Sie keinen Begriff. Wer das Lösungswort der Zukunft kennt, gegen Den vermögen die Schächer der Gegenwart sehr Wenig. Ich weiß, wer ich bin. Sünsthin hat einer meiner saint-simonistischen Freunde in Ägypten ein Wort gesagt, welches mich lachen machte, aber doch sehr ernsthaften Sinn hatte; er sagte, ich sei der erste Kirchenvater der Deutschen.

Dieser Kirchenvater hat in diesem Augenblick sehr viel Dinge um die Ohren, die ihn in Frankreich sehr andrängend beschäftigen und es ihm unmöglich machen, in Deutschland das neue Evangelium zu vertreten. Wird die Noth groß, so werde ich doch ins Geschirr gehn. Daß man mit Herrn Menzel just zu schaffen hat, ist ekelhaft. Er ist ein schäbiger Bursche, an dem man sich nur

besudeln kann. Er ist durch und durch ein heuchlerischer Schurke. Wenn man Stricke schreiben könnte, so hänge er längst. Es ist eine gemeine Natur, ein gemeiner Mensch, dem man Tritte in den Hintern geben sollte, daß ihm unsre Fußspitze zum Halse herauskäme.

Uns jetzt anzugreifen! jetzt, wo die Gegenpartei den Fuß auf unseren Nacken hat, Das konnte nur ein Menzel, dem es nie mit unserer Sache Ernst war, der sich nur nach der Juliusrevolution uns anschloß, als sich im Hintergrunde positive Vortheile darboten . . . Und so sind wieder allerlei Bübereigedanken im Hintergrunde jetzt, wo er der antiliberalen Partei auf unsere Kosten ein moralisches Vergnügen bereitet. Ziehen Sie Handschuhe an, mein Theuerster, und nehmen Sie einen guten Stock, und züchtigen Sie diesen schmutzigen Wicht, wie er es verdient, persönlich, d. h. in seiner persönlichen Geschichte, die so viel Blößen bietet. Das ist Ihre Sache; lassen Sie sich aus Breslau und der Schweiz, wo er gestänkert, die nöthigen Details geben zu einer Biographie. — Er kriegt gewiß von der Jugend der deutschen Universitäten seine thatsächlichsten Schläge . . .

Ich befinde mich in diesem Augenblick in mancherlei Verdrießlichkeiten, deren Schauplatz

Paris, und die mich wohl bis zum Frühjahr in Anspruch nehmen. Dem Journal, das Sie jetzt zur Auferstehung bringen,*) kann ich also nicht Viel versprechen; gern jedoch will ich meinen Namen daran knüpfen, und die Gedichte, die Sie von mir haben, können Sie drucken. Anbei noch zwei Schnitzel, die ebenfalls nicht viel werth sind. Das Gedicht jedoch, welches anfängt: „Ich bin nun drei und dreißig Jahr' alt, und du bist fünfzehnjährig kaum,“ **) können Sie immerhin abdrucken, aber ich bitte Sie, meinen Namen nicht darunter zu setzen; die Natürlichkeit ist hier bis zur Karikatur gesteigert, Das fühl' ich; es war ein Versuch, Jahrezahlen und Datum im Gedichte einzuführen. — Mit dem übrigen jungen Deutschland steh' ich nicht in der mindesten Verbindung; wie ich höre, haben sie meinen Namen unter die Mitarbeiter ihrer neuen Revue***) gesetzt, wozu ich ihnen nie Erlaubnis gegeben habe. — Einen guten Rückhalt

*) Heinrich Laube übernahm vom 1. Januar 1836 an die Redaktion der in Braunschweig erscheinenden „Mitternachtszeitung.“

**) Bd. XVI, S. 226.

***) Ludolf Wienbarg beabsichtigte, unter dem Titel: „Deutsche Revue“, ein Journal herauszugeben, das jedoch vor dem Erscheinen des ersten Heftes verboten ward.

sollen diese jungen Leute dennoch an mir haben, und es wäre mir höchst verdrießlich, wenn es zwischen Letzteren und Ihnen zu Reibungen käme. Ich bitte Sie, durch gemeinschaftliche Freunde diese jungen Leute von den Bedingnissen Ihrer Stellung zu unterrichten, damit nicht Mißverständnis ein Unheil anrichte.

Vergessen Sie Das nicht. — In allen Fällen rechnen Sie auf die gefühlteste Theilnahme bei Allem, was Sie persönlich betrifft. Daß Sie mit einigen meiner Berliner Freunde in gutes Verständnis getreten, ist mir lieb. Barmhagen ist einer der außerordentlichsten Menschen und klar und sicher; wir sind so einverständlich, daß wir gar nicht einmal eines Briefwechsels bedürfen. — Ihre Frage im Betreff einer Rückkehr nach Deutschland hat mir sehr weh gethan; denn ungern gestehe ich, daß dieses freiwillige Exil eins der größten Opfer ist, die ich dem Gedanken bringen muß. Ich würde bei meiner Rückkehr eine Stellung einnehmen müssen, die mich allen möglichen Mißdeutungen aussetzen könnte. Ich will auch den Schein des Unwürdigen vermeiden. — Soviel ich weiß, kann keine Regierung mir Etwas anhaben, ich bin von allen Umtrieben des Jakobinismus entfernt geblie-

ben; die famose Borrede,*) die ich bei Campe, als sie schon gedruckt war, zu zernichten gewusst, ist später nur durch den preußischen Spion Klaproth in die Welt gekommen, Das wußte die Gesandtschaft, so daß mir auch nicht einmal ein Pressvergehen stark aufgebürdet werden kann; von allen Seiten kommen mir freundliche Stimmen aus Ohr durch die Diplomaten, mit denen ich in Paris sehr gut stehe aber alles Dieses sind Gründe, die mich von einer Heimkehr viel eher abhalten, als dazu anreizen. — Hierzu kommt noch die Erbitterung der deutschen Jakobiner in Paris, die, wenn ich nach Hause ginge, um wieder deutsches Sauerkraut zu essen, hierin den Beweis des Vaterlandsverrathes sehen würden. Bis jetzt können sie mich doch nur durch Muthmaßungen verleumden; bis jetzt habe ich doch der Verleumdung noch keine Fakta in die Küche geliefert. Meine Reise nach Wien, wie Sie sehen, muß daher auf sehr lange Zeit hinausgeschoben werden. — In einigen Wochen werde ich nach Paris zurückkehren. Haben Sie mir noch vorher Etwas wissen zu lassen, so schreiben Sie nur hierher. Selbst wenn ich auch nach Paris schon gegangen wär',

*) Zu den „Französischen Zuständen“.

würde mir Ihr Brief von hier aus richtig zugesandt werden. Leben Sie wohl und heiter.

Ihr Freund

H. Heine.

109. An Julius Campe.

Boulogne sur mer, den 4. December 1835.

Liebster Campe!

Herzlichen Dank für die freundlichen Mittheilungen Ihres Briefes vom 23. October. Seit 4 Monaten habe ich, außer Ihrem Briefe, Nichts aus der deutschen Presswelt erfahren. In 3 bis 4 Wochen bin ich in Paris, wo ich über den literarischen Bürgerkrieg das Nähere zu ermitteln forsche. Dafs Herr Menzel ein Lump ist, dafs er die kleine Macht, die ihm der Zufall in die Hände gegeben, nämlich das „Literaturblatt,“ immer missbrauchen wird, habe ich längst gewusst. Er hat auch mich manchmal angebellt, aber ich hab' ihm nie den Ruhm gegönnt, von meiner Hand zur Unsterblichkeit gezüchtigt zu werden.

Ich habe hier sehr schlechte Geschäfte gemacht, besonders in Betreff des Fischfangs. Wir haben

dieses Jahr wenig' Fische gefangen in der Nordsee. Hoffentlich ist es Ihnen auf der Jagd besser gegangen. Sonderbar, der Verleger ist ein Jäger, und der Autor ist ein Fischer; Dieses verhinderte aber nicht den Letzteren, sehr viele Böcke in diesem Jahre zu schießen. Der Herr Jäger kann dagegen gewiß mit vielen Krebsen aufwarten. — Seit sechs Wochen habe ich einen Stockschnupfen, und trotzdem schreib' ich an meinen Büchern. Denn ich treibe jetzt in der Literatur die doppelte Buchhaltung; es ist ein Versuch. Diese Tage wird wohl ein Buch fertig, in Paris schreib' ich es ab, und so werden Sie wohl Ende nächsten Monats Manuscript bekommen. Ich habe mich noch nicht darüber entschlossen, ob ich das Buch separat oder als dritten Salonband erscheinen lasse; da es höchst amüſant ist, auch populär, für alle Klassen berechnet, so entschliefte ich mich vielleicht, die zwei Salonbände damit zu remorquieren. Herr Jäger, Das ist ein Seeausdruck, es heißt: ans Schlepptau nehmen.

In einigen Wochen werde ich die Anker lichten und nach Paris zurücksegeln. Briefe oder Packete adressieren Sie gefälligst dorthin: Grand Hôtel de Bristol, rue Traversière, Saint-Honoré, à Paris. — Ich werde nämlich diesen Winter

ins bewegteste Quartier ziehen und mich im Mittelpunkt des geselligen Lebens herumtreiben. — Den 15. dieses Monats trassiere ich wieder auf Sie die gleiche Summe, wie das vorige Mal. Für die freundliche Zahlung meiner letzten Tratte danke herzlich. — Vergessen Sie nicht, meiner Mutter die „Romantische Schule“ zu schicken. — Haben Sie mir nicht mal geschrieben, daß Sie eine Literaturgeschichte von Schlesier herausgäben? Aus seinen Aufsätzen gefiel er mir sehr wohl. Wo ist Wienberg? Seine „Ästhetischen Feldzüge“ hab' ich erst vor Kurzem und zwar zufällig gelesen; es ist mir leid, daß ich ihn nicht mündlich darüber sprechen kann. — Leben Sie wohl, und grüßen Sie mir alle guten Bekannten. Hoffentlich befindet sich Ihre Familie wohl. Ich wünsche Ihnen eine gute Jagd; que le bon Dieu vous prenne dans sa sainte et digne garde.

H. H e i n e.

110. An Julius Campe.

Paris, den 12. Januar 1836.

Liebster Campe!

Ihre Briefe, sowohl den ersten, welchen Sie ans Hôtel d'Espagne adressiert, als den zweiten, welchen Sie rue Traversière adressiert, habe ich richtig erhalten. Ich wohne jetzt weder hier noch dort; nur auf einige Tage war ich rue Traversière abgestiegen, bis mein neues Apartment fertig wurde. Dieses ist prächtig und wollüstig angenehm, so daß ich jetzt warm und wollig sitze. Es ist: Cité Bergère No. 3, welche Adresse Sie gefälligst auf Ihre Briefe setzen wollen.

Meine Bücher, die Exemplare der „Romantischen Schule“, habe ich jetzt erhalten, und ich überlasse Ihrer Imagination, sich die Gefühle vorzustellen, die mir die Verstümmelungen darin erregten. Ihre Entschuldigung, daß das Buch dem Censor in die Hände kam zu einer Zeit, als die Denunciationsen des Stuttgarter „Literaturblattes“ die Behörden in Alarm setzten, ist gewiß triftig. Ich habe deshalb keine öffentliche Anzeige darüber gemacht, welches doch nöthig wäre, da meine Feinde glauben, ich selbst hätte im Buche die scharfen Stellen ausgemerzt.

Ich überlasse diese Ankündigung Ihnen selbst, lieber Campe, und habe dabei noch einen Neben-
zweck. Es wird dadurch Menzeln ein Schabernack
gespielt, indem das Gehässige seiner Denunciationen
recht hervortritt, wenn Sie eine Anzeige machen,
worin Sie melden, daß Sie nicht geglaubt hätten,
daß mein Buch einer schweren Censur unterliegen
würde, daß Sie mir Hoffnung gemacht, mein Werk
unverfürzt drucken zu dürfen, daß Sie aber nicht
voraussehen konnten, daß Denunciationen, wie
die Menzel'schen, in einem Augenblick erscheinen
würden, wo mein Buch in Händen eines Cen-
sors war. Wenn Sie sagen könnten, daß der
Censor, um seine Strenge zu entschuldigen, auf
das erwähnte „Literaturblatt“ Sie verwiesen, so
können Sie die Sache noch eklanter machen. Sie
müssen sagen, daß Sie es Ihrem Freunde, mir,
schuldig zu sein glauben, mich des Verdachtes feiger
Concessionen zu entheben. (Auch aus Unglücken muß
man Vortheil zu ziehen suchen.)

Über den Artikel der „Nürnbergger Zeitung,“
wonach meine Schriften in Preußen, nebst denen
des übrigen „jungen Deutschland,“ verboten seien,*)

*) Die oben erwähnte Zeitung theilte zuerst in Nach-
stehendem den Inhalt des von der deutschen Bundesver-
sammlung am 10. December 1835 gefassten Beschlusses mit:

weiß ich Ihnen heute noch Nichts zu sagen. Ich erwarte von Ihnen hierüber nähere Bestätigung

„Nachdem sich in Deutschland in neuerer Zeit, und zuletzt unter der Benennung „Das junge Deutschland“ oder „Die junge Literatur“ eine literarische Schule gebildet hat, deren Bemühungen unverhohlen dahin gehen, in belletristischen, für alle Klassen zugänglichen Schriften die christliche Religion auf die frechste Weise anzugreifen, die bestehenden socialen Verhältnisse herabzuwürdigen und alle Zucht und Sittlichkeit zu zerstören: so hat die deutsche Bundesversammlung — in Erwägung, daß es dringend nothwendig sei, diesen verderblichen, die Grundpfeiler aller gesetzlichen Ordnung untergrabenden Bestrebungen durch Zusammenwirken aller Bundesregierungen sofort Einhalt zu thun, und unbeschadet weiterer, vom Bunde oder von den einzelnen Regierungen zur Erreichung des Zweckes nach Umständen zu ergreifender Maßregeln — sich zu nachstehenden Bestimmungen vereinigt: 1) Sämmtliche deutsche Regierungen übernehmen die Verpflichtung, gegen die Verfasser, Verleger, Drucker und Verbreiter der Schriften aus der unter der Bezeichnung „Das junge Deutschland“ oder „Die junge Literatur“ bekannten literarischen Schule, zu welcher namentlich Heinrich Heine, Karl Gutzkow, Heinrich Laube, Rudolf Wienberg und Theodor Mundt gehören, die Straf- und Polizeigesetze ihres Landes, so wie die gegen den Mißbrauch der Presse bestehenden Vorschriften, nach ihrer vollen Strenge in Anwendung zu bringen, auch die Verbreitung dieser Schriften, sei es durch den Buchhandel, durch Leihbibliotheken, oder auf sonstige Weise, mit allen ihnen gesetzlich zu

und Aufschlüsse. Ich denke, auch Sie lassen sich nicht so leicht einschüchtern. Die ganze Verfolgung des „Jungen Deutschlands“ nehme ich nicht so wichtig. Sie werden sehen: viel Geschrei und wenig Wille. Sollte ich wirklich auf eine Proskriptionsliste gestellt sein, so glaube ich, daß man nur Demarchen von meiner Seite verlangt, um mich davon zu lösen. Es ist nur auf Demüthigungen abgesehen. Das Unerhörte, das Verbot von Büchern, die noch nicht geschrieben sind, darf Preußen nicht wagen, zu dem öffentlichen Unwillen käme da noch das Ridikül. Ich lasse mich nicht verblüffen und bin der Meinung: je feckere Stirne

Gebote stehenden Mitteln zu verhindern. 2) Die Buchhändler werden hinsichtlich des Verlags und Vertriebs der oben erwähnten Schriften durch die Regierungen in angemessener Weise verwahrt, und es wird ihnen gegenwärtig gehalten werden, wie sehr es in ihrem wohlverstandenen eigenen Interesse liege, die Maßregeln der Regierungen gegen die zerstörende Tendenz jener literarischen Erzeugnisse auch ihrerseits, mit Rücksicht auf den von ihnen in Anspruch genommenen Schutz des Bundes, wirksam zu unterstützen. 3) Die Regierung der freien Stadt Hamburg wird aufgefordert, in dieser Beziehung insbesondere der Hoffmann und Campe'schen Buchhandlung in Hamburg, welche vorzugsweise Schriften obiger Art in Verlag und Vertrieb hat, die geeignete Verwarnung zugehen zu lassen.“

man bietet, je leichter lassen sich die Leute behandeln. Angst ist bei Gefahren das Gefährlichste. Im Bewusstsein, seit vier Jahren Nichts gegen die Regierungen geschrieben zu haben, mich, wie es notorisch ist, von dem Jakobinismus geschieden zu haben, kurz bei gutem loyalen und royalen Gewissen, wie ich bin, werde ich nicht so feige sein, die jungen Leute, die politisch unschuldig sind, zu desavouieren, und ich habe im Gegentheil gleich eine Erklärung nach der „Allgemeinen Zeitung“ geschickt (die vielleicht schon gedruckt ist), worin ich erkläre, daß ich gar keinen Anstand genommen hätte, an der „Deutschen Revue“ mitzuarbeiten*). — Spaßhaft genug ist es, daß ohne die letzten Vorfälle ich mir nie in den Sinn kommen lassen, an irgend einer solchen Zeitschrift zu arbeiten; auch habe ich bis auf diese Stunde weder an Gutzkow noch an Wienbarg irgend eine Silbe auf ihre Zuschrift geantwortet. (Ich habe wichtigere Dinge im Kopfe.) Wo ist jetzt Wienbarg? Geben Sie mir seine Adresse.

*) Der Abdruck jener Erklärung Heine's ward beanstandet. Einer redaktionellen Andeutung zufolge (Außerordentliche Beilage zu Nr. 25 der „Allgemeinen Zeitung“, vom 25. Januar 1836), sprach sich Heine darin für jenes projektierte literarische Unternehmen aus, das „von der Tugend denunciert, von der Polizei unterdrückt worden“ sei.

Sollte die preußische Regierung sich wirklich zu jenem proskribierenden Wahnsinn verleiten lassen, so glaube ich weit leichter, als irgend Jemand, ihre Dekrete eludieren zu können; ich glaube ausgezeichnet genug zu schreiben, daß ich nöthigenfalls meinen Namen vom Titelblatte fortlassen dürfte. Auf jeden Fall aber werde ich in meinem nächsten Buche gar Nichts geben, was politisch oder religiös missfällig sein könnte, und ich richte es danach ein, daß ein Censor auch kein einziges Wort daran streichen kann. Dieses giebt mir nun freilich neue Arbeit, und einen großen Theil fertigen Manuscriptes muß ich zur Seite legen. Da ich, wie Sie wissen, hier nur wenige Blätter zu Gesicht bekomme, so bitte ich Sie, mich über Alles, was dort in Beziehung auf mich gedruckt wird, au courant zu halten.

Und nun leben Sie wohl, und laßt uns in schwierigen Zeiten eben so viel Gelassenheit zeigen, wie bei unseren Gegnern stürmische Wuth zum Vorschein kömmt. — Ich befinde mich gesünder und heiterer als jemals, und genieße mit vollsaugender Seele alle Süßigkeiten dieser Lustsaison. Dank den ewigen Göttern!

Ihr Freund

H. Heine.

111. An die hohe Bundesversammlung.

Mit tiefer Betrübniß erfüllt mich der Beschluß, den Sie in Ihrer 31sten Sitzung von 1835 gefaßt haben. Ich gestehe Ihnen, meine Herren*), zu dieser Betrübniß gesellt sich auch die höchste Verwunderung. Sie haben mich angeklagt, gerichtet und verurtheilt, ohne daß Sie mich weder mündlich noch schriftlich vernommen, ohne daß Jemand mit meiner Vertheidigung beauftragt worden, ohne daß irgend eine Ladung an mich ergangen. So handelte nicht in ähnlichen Fällen das heilige römische Reich, an dessen Stelle der deutsche Bund getreten ist; Doktor Martin Luther, glorreichen Andenkens, durfte, versehen mit freiem Geleite, vor dem Reichstage erscheinen, und sich frei und öffentlich gegen alle Anklagen vertheidigen. Fern ist von mir die Anmaßung, mich mit dem hochtheuren Manne zu vergleichen, der uns die Denkfreiheit in religiösen Dingen erkämpft hat; aber der Schüler beruft sich gern auf das Beispiel des Meisters. Wenn Sie, meine Herren, mir nicht freies Geleit

*) „Messeigneurs“ in der von Heine veranstalteten französischen Übersetzung, welche im Journal des Débats vom 30. Januar 1836 erschien.

bewilligen wollen, mich vor Ihnen in Person zu vertheidigen, so bewilligen Sie mir wenigstens freies Wort in der deutschen Druckwelt und nehmen Sie das Interdikt zurück, welches Sie gegen Alles, was ich schreibe, verhängt haben. Diese Worte sind keine Protestation, sondern nur eine Bitte. Wenn ich mich gegen Etwas verwahre, so ist es allenfalls gegen die Meinung des Publikums, welches mein erzwungenes Stillschweigen für ein Eingeständnis strafwürdiger Tendenzen oder gar für ein Verleugnen meiner Schriften ansehen könnte. Sobald mir das freie Wort vergönnt ist, hoffe ich bündigst zu erweisen, daß meine Schriften nicht aus irreligiöser und unmoralischer Laune, sondern aus einer wahrhaft religiösen und moralischen Synthese hervorgegangen sind, einer Synthese, welcher nicht bloß eine neue literarische Schule, benamset das junge Deutschland, sondern unsere gefeiertsten Schriftsteller, sowohl Dichter als Philosophen, seit langer Zeit gehuldigt haben. Wie aber auch, meine Herren, Ihre Entscheidung über meine Bitte ausfalle, so sein Sie doch überzeugt, daß ich immer den Gesetzen meines Vaterlandes gehorchen werde. Der Zufall, daß ich mich außer dem Bereich Ihrer Macht befinde, wird mich nie verleiten, die Sprache des Habers zu führen;

ich ehre in Ihnen die höchsten Autoritäten einer geliebten Heimat. Die persönliche Sicherheit, die mir der Aufenthalt im Auslande gewährt, erlaubt mir glücklicherweise, ohne Besorgnis vor Mißdeutung Ihnen, meine Herren, in geziemender Unterthänigkeit die Versicherungen meiner tiefsten Ehrfurcht darzubringen.

Paris, Cité Bergère Nr. 3, den 28. Januar 1836.

Heinrich Heine,
beider Rechte Doktor.

112. An Julius Campe.

Paris, den 4. Februar 1836.

Liebster Campe!

Ihren letzten Brief, worin Sie mir die Bundestagsbravaden mittheilten, habe ich richtig erhalten und bin sehr froh, daß Sie Dergleichen mit unverblüffter Stirn entgegen genommen. Das Ganze dünkt mir ein Schreckschuß zu sein. Auf jeden Fall aber habe ich es für nöthig gehalten, die alten Perücken ein bißchen zu streicheln und mein kindlich syruplich submissiver Brief wird wohl eine gute Wirkung hervorgebracht haben. Der Bun-

destag wird gerührt sein. Jeder behandelt ihn wie einen Hund, und da wird ihm meine Höflichkeit, meine feine Behandlung um so wohler thun. „Messeigneurs!“ „Vos Seigneuries!“ Das ist ihm noch nicht geboten worden! „Seht“, wird er sagen, „da ist einmal ein Mensch, welcher menschlich fühlt, welcher uns nicht wie einen Hund behandelt! Und diesen edlen Menschen haben wir verfolgen wollen! haben wir für irreligiös, für unmoralisch erklärt!“ — Und sechsunddreißig Taschentücher werden von bundestäglichen Thränen benetzt werden.

Preußen scheint ebenfalls zur Besinnung zu kommen, und der Repräsentant der Intelligenz sieht wohl schon ein, wie das Verbot zukünftiger Bücher aufs lächerlichste blamiert. Aber auch hier soll mildest nachgewirkt werden, und ich hoffe zwar keinen Adlerorden, aber doch vernünftige Einsicht von Berlin zu erlangen.

Es bleibt nun übrig, ein Buch herauszugeben, welches höchst interessant und liebenswürdig sei, ohne weder die Politik noch die Religion zu berühren. Dieses Buch ist im Manuscript bereit, wenigstens bis auf eine kleine Abschreiberei, und ich hatte die Absicht, dasselbe unter dem Titel: „Salon, dritter Theil“ herauszugeben, um die vorher-

gehenden Bände etwas zu pouffieren. Werden Sie dieses Buch jetzt drucken können, mit meinem Namen drucken können? Sind Sie der Meinung, daß der harmlose Inhalt das Buch schützt vor der Ausführung des bundestäglichen Interdikts und der preussischen Polizeiordonanz? Oder wagen Sie es nicht, meinen Namen auf das Titelblatt zu setzen? Wollen Sie das Buch kurzweg „Salon, dritter Band“ nennen?

Ich glaube, es wäre sogar sehr klug, für folgende Publikationen, dem Publiko zu zeigen, daß die Drohnisse nicht in Anwendung kommen, und dann kann man später auch etwas Gepfeffertes unter eigenem Autornamen drucken. Thut man es jetzt nicht, so ist es später vielleicht unmöglich. Einen neuen Namen annehmen, hat auch sein Mißliches, ist eine demüthigende Koncession; für diesen Fall müßte ich den Namen meiner Mutter annehmen, und da derselbe etwas vornehmer klingt, könnte man mich bitter mißverstehen. Hierüber erwarte ich umgehend Antwort. Ich glaube, Julius Campe giebt der Welt das Schauspiel, ein Buch mit meinem Namen herauszugeben, als ob gar Nichts passiert sei. Aufschieben die Herausgabe, ist auch nicht räthlich; ich glaube, das Publikum erwartet eben jetzt ein Buch von mir und freut sich, wenn

wir uns nicht banghösfig ducken. — Ich bin mit meinem Buche zufrieden, obgleich durch das Ausmerzen des Politischen und Religiösen Viel verloren ging.

Ihr Freund

H. Heine.

113. An Julius Campe.

Paris, den 8. März 1836.

Eine Sündfluth von Beschäftigungen, liebster Campe, verhindert mich, Ihren Brief vom 14. Februar umständlich zu beantworten. Daher für heute das Nöthigste.

Ich habe Ihnen ein Packet geschickt, dessen Inhalt Sie jetzt gewiß schon gelesen haben. Es ist das Manuscript des Buchs, welches jetzt erscheinen soll. Ich will, Ihrem Verlangen gemäß, diesem Buche einen besondern Titel geben. Wie gefällt Ihnen der Titel: „Das stille Buch?“ Gefällt Ihnen dieser Titel nicht, so können Sie das Buch „Märchen“ titulieren. Es besteht aus drei Partien:

1) Elementargeister, welches eine freie Bearbeitung eines Stückes meiner „Allemagne“; alles

Politische und Antireligiöse ist ausgemerzt, und das Ganze nimmt stoffartiges Interesse in Anspruch.

2) Erste Nacht der „Florentinischen Nächte“, worin Sie sehen, daß ich die drei Thürme*) nicht vergesse.

3) Zweite florentinische Nacht.

Das Buch muß so reichlich als möglich gedruckt werden, damit es über 20 Bogen giebt; glauben Sie nicht, daß das Manuscript über 20 Bogen giebt, so sagen Sie mir Dieses umgehend, und ich füge noch Etwas hinzu zu einer Vorrede, welche ich Ihnen gleich überschiere, sobald ich Ihre Antwort habe.

Die Hauptsache aber ist, daß dieses Buch gar keiner Censur, und am allerwenigsten einer preußischen Censur, unterworfen wird. Nie werde ich mich der preußischen Censur unterwerfen, um ein Buch erscheinen lassen zu dürfen; Dieses ist indirekter Verkauf, diese filzige Regierung will mich für mein eignes wohl erworbenes Geld, für das Honorar meines Verlegers, kaufen. Hier ist ein Ehrenpunkt. Können Sie also das Buch nicht ohne Censur drucken, so möge es ungedruckt bleiben; sind Sie aber überzeugt, daß es keiner igno-

*) Wappen der Stadt Hamburg.

beln Censur bedarf, und wollen Sie es ohne Vergleich drucken, so schicken Sie es gleich in die Presse. Es kann alsdann in 5 bis 6 Wochen erscheinen.

Leider muß ich jetzt meine wichtigsten Arbeiten im Pulte liegen lassen, und hätte doch das Geld nöthig. Ist Das nicht Opfer genug? Sie sehen, mein Servilismus ist nicht bedenklicher Art.

Ihr Freund

H. Heine.

114. An Julius Campe.

Paris, den 14. März 1836.

Liebster Campe!

Ich gebe Ihnen durch diese Zeilen Avis über eine Summe, welche ich heute auf Sie entnommen habe. Indem ich mich auf meinen letzten Brief beziehe, worin ich Ihnen bestimmt angezeigt, daß ich lieber gar Nichts drucken lasse, ehe ich die Niederträchtigkeit begehe, mich der preußischen Censur zu unterwerfen; indem ich mich hierauf beziehe, bitte ich Sie, meine heutige Tratte nicht zu acceptieren, im Fall Sie das überschickte Manuscript

meines neuen Buches nur unter preussischer Censur drucken können. Die Preußen haben hierher an die „Revue des deux mondes“ geschrieben, daß sie dieselbe verbieten werden in Deutschland, wenn ich Aufsätze darin gäbe, die nicht in ihrem Sinne geschrieben; noch in kleinlich anderer Weise kontre-agieren sie mich in meiner literarischen Thätigkeit; sie haben die Absicht, mich entweder zu ruinieren oder zum Schurken zu machen — Letzteres wird ihnen nicht gelingen.

Ich wiederhole also meine Bitte, die heutige Tratte nicht zu acceptieren, im Fall Sie mein Buch unter der erwähnten Bedingung nicht drucken können; ich würde sonst in Vorschuss bei Ihnen sein, welches meine kritische Lage in diesem Augenblick nicht erlaubt.

Jetzt können Sie mir auch die Bücher mit dem Dampfschiffe schicken; fügen Sie auch hinzu die zwei Salonbände, indem ich die darin enthaltenen Gedichte zur Bereitung der neuen Auflage des „Buches der Lieder“ bedarf; diese neue Auflage, sowie auch die dritte Auflage der „Reisebilder“, werde ich aber unterlassen, im Fall eine preussische Censur sich darein mischen möchte. Ich vertrete in diesem Augenblick den letzten Fezzen deutscher Geistesfreiheit.

Lesen Sie im „Quarterly Review“ die Kritik meiner „De l'Allemagne“; daß die Verfolgung gegen mich gleichzeitig concertiert ist, wird Ihnen einleuchten.

Ich bin zu sehr beschäftigt, sonst würde ich Ihnen über Ihren letzten Brief Vieles antworten.
— Leben Sie wohl.

Ihr Freund

H. Heine.

115. An Julius Campe.

Paris, den 22. März 1836.

Lieber Campe!

Ihr Brief vom 15. März, den ich diese Nacht zu Hause vorfand, hat mich in eine Bestürzung versetzt, die mir noch den Kopf betäubt. Eine Sache steht jedoch klar in meinem Kopfe: ich werde nicht die deutsche Presse an Preußen verrathen, ich werde meine Ehre nicht um Buchhonorar verkaufen, ich werde auch nicht den geringsten Makel meinem schönen, reinen Namen anheften, ich werde mich nicht der preussischen Censur unterwerfen! Und

Sie, der mich im vorletzten Briefe der allzu demüthigen Nachgiebigkeit bezichtigte, Sie konnten mir solche Schmach zumuthen? Der Kontrast jenes Briefes mit dem letzten ist unbegreiflich! Ich habe gethan, was ein Mann thun durfte, wenn er ein reines Gewissen hat; mehr darf ich nicht thun. Ich will eben mein Gewissen rein behalten.

Mein Packet enthielt keinen Brief; da die fahrende Post viel schneller ging, als ich erwartete, erhielten Sie meinen Brief, der gleichzeitig, wenigstens nach Lesung des Manuskripts, eintreffen sollte, etwas später. In diesem Brief, so wie auch in dem Avisbrief, den ich Ihnen diese Tage schrieb, haben Sie meinen festesten Willen in Betreff der preussischen Censur bereits erfahren. Ich hoffe, daß Sie demgemäß bereits dringendst Anstalten getroffen, mein Manuskript wieder zurück zu erhalten. Ist Dieses noch nicht geschehen, so thun Sie es gleich. Das Manuskript ist so unschuldiger Natur, daß man es Ihnen keine Minute vorenthalten wird, und ich bitte Sie, es mir umgehend mit der fahrenden Post wieder nach Paris zurück zu schicken.

Ich hatte Ihnen angeboten, das Buch unter einem neu angenommenen Namen zu drucken. Dieses war eine Idee, die ich aus dem Briefe eines Buchhändlers schöpfte, der sich anbot, unter sol-

chem neuen, aber in 24 Stunden zur Berühmtheit kommenden Namen eine Reihe Schriften von mir zu verlegen, zu jedem Honorar, das ich verlangen würde! Auf Nichts, wahrhaftig, ging ich jemals ein, verließ mich immer auf Sie, und Sie sacrificieren mich!

Ich will gar Nichts thun. Das Buch soll, wenn Sie es nicht drucken, gar nicht gedruckt werden, und, so sauer es mir wird, ich entbehre dadurch in diesem Augenblick das Honorar, welches ich schon in meinem Budget aufgeführt.

Ekelhaft hässliches, preußisches Fahr!

Im Übrigen beziehe ich mich auf meinen letzten Brief, worin ich Ihnen auch ausdrücklich sagte, daß Sie meine Tratte nicht acceptieren sollten, im Fall Sie nur unter preußischer Censur mein Buch drucken könnten. Ich Ärmster dachte schon, Sie mit einer neuen Tratte zu erfreuen, denn ich bin in einer Geldnoth, von welcher Sie keinen Begriff haben. Aber in keinem Falle will ich jetzt bei Ihnen in Advance sein, da ich nicht weiß, wie weit die Reaktion der Furcht in Ihrem Gemüthe raset.

Leben Sie wohl, und schreiben Sie mir gleich Antwort. Wissen Sie ein andres Mittel, als preußische Censur, für das Erscheinen des Buches, so

melden Sie es mir gleich; denn das Buch muß bald erscheinen, oder gar nicht. — Und gar eine Vorrede, wie könnte ich diese unter preussischer Censur schreiben? Schon der Name „Vorrede“ brächte die Teutschen in Harnisch.

Ich bin krank vor Gram. Ich sehe ein, daß auch die Partei der Gemäßigten eine geschlagene ist. Ich werde jetzt . . . ich weiß wahrhaftig noch nicht, was ich thun werde! Zu allererst rette ich meine Ehre. Ich verstehe hier keinen Spaß, Campe, und ich hoffe, ich erlange bald mein Manuscript. Früher kann ich nicht schlafen.

Ihr Freund

H. Heine.

116. An Heinrich Laube.

Paris, den 31. März 1836.

Liebster Laube!

Glauben Sie nur bei Leibe nicht, daß ich wenig an Sie denke; nur das Schreiben wird mir saurer, als Sie sich vorstellen. Heute habe ich an Barnhagen zu schreiben, und will diese Zeilen

für Sie mitschicken. Grüße, aus tiefster Seele hervorbühende Grüße, darunter auch einige für Ihre Frau!

Wie beneide ich Ihre Einsamkeit, ich, der ich verdammt bin, in dem wildesten Strudel der Welt zu leben, und nicht zu mir selber kommen kann, und betäubt bin von den schreienden Tagesnöthen, und müde bin wie ein gehetzter Stier, ich will nicht sagen wie ein Hund — Wie sehne ich mich nach einer ruhigen deutschen Festung, wo eine Schildwache vor meiner Thür stünde und Niemanden hereinlasse, weder meine Geliebte noch die übrigen Qualen — mit Leidenschaft lechze ich nach Stille!

Durch Herrn Savoye (welchen ich nicht liebe) habe ich Ihren letzten Brief erhalten. Was Sie mir darin von Ihrer Literaturgeschichte sagen (wovon ich bereits seit Jahr und Tag höre), freut mich. Freilich, wir müssen uns wehren, und auch ich werde bald wieder einen kritischen Tanz anstimmen. Indessen, ich hege nicht die geringste Furcht vor den Zusammenrottungen unserer Gegner; Diese werden, Einer nach dem Andern, zu Grunde gehn. Sehen Sie doch, wie ruiniert ist Menzel, Tieck und Konforten! Wir leben. Traurig sind die Spaltungen unter den Bundesgenossen.

Ich habe Mundt und Gutzkow sehr gern, aber in ungetrübter Verbindung könnte ich mit ihnen nicht leben wie mit Ihnen, dem Einzigen, womit ich ganz und gar sympathisiere und mit welchem ich mich in der wohlthuendsten Harmonie befinde. Nun zerren sie sich unter sich, Gutzkow und Mundt. Ersterer ist ein mauvais coucheur, obgleich der Begabtere.

Werden Sie mit dem Druck Ihrer Literaturgeschichte nicht eher beginnen, als bis das ganze Werk fertig?

Ich will Ihnen einen Vorschlag machen. Schicken Sie mir (in Falle Sie bald das Werk vollendet zu haben gedenken) eine Abschrift Ihrer Literaturgeschichte hierher nach Paris, eine leserliche, wo möglich mit lateinischen Lettern geschriebene Abschrift, die ich hier unter meinen Augen übersetzen lasse — so daß das Werk zu gleicher Zeit in Deutschland und in Frankreich herauskommen kann. Wie gefällt Ihnen diese Idee? Das Buch erhält dadurch gleich eine europäische Wichtigkeit und erreicht schneller seinen Zweck. Ich will schon dafür sorgen, daß es meisterhaft übersetzt wird (die meisten hiesigen Translatoren sind Stümper) und die französische Ausgabe in den hiesigen Journalen die nöthigen Trompetenartikel

bekömmmt. — Leben Sie wohl und heiter. — Ich bin sehr verstimmt. — Meine Adresse ist Rue Cadet No. 18.

Ihr Freund

H. Heine.

117. An August Lewald.

Coudry, près Le Plessi, chemin de Fontainebleau,
den 3. Mai 1836.

Seit gestern Mittag bin ich auf dem Lande und genieße den holdseligen Monat Mai . . . es fiel nämlich diesen Morgen ein sanfter Schnee und die Finger zittern mir vor Kälte. Meine Mathilde sitzt neben mir vor einem großen Kamin und arbeitet an meinen neuen Hemden; das Feuer übereilt sich nicht im Brennen, ist durchaus nicht leidenschaftlich gestimmt und verkündet seine Gegenwart nur durch einen gelinden Rauch. — Ich habe die letzte Zeit in Paris sehr angenehm verlebt, und Mathilde erheitert mir das Leben durch beständige Unbeständigkeit der Laune; nur höchst selten noch denke ich daran, mich selbst zu vergiften oder zu asphyxieren; wir werden uns wahr-

scheinlich auf eine andre Art ums Leben bringen, etwa durch eine Lektüre, bei der man vor Längeweile stirbt.

Herr N. hatte ihr so viel Rühmliches über meine Schriften gesagt, daß sie keine Ruhe hatte, bis ich zu Renduel*) ging und die französische Ausgabe der „Reisebilder“ für sie holte. Aber kaum hatte sie eine Seite drin gelesen, als sie blaß wie der Tod wurde, an allen Gliedern zitterte und mich um Gotteswillen bat, das Buch zu verschließen. Sie war nämlich auf eine verliebte Stelle drin gestoßen, und, eifersüchtig wie sie ist, will sie auch nicht einmal, daß ich vor ihrer Regierung einer Andern gehuldigt haben sollte; ja, ich mußte ihr versprechen, daß ich hinfüro auch keine Liebesphrasen an erfundene Idealgestalten in meinen Büchern richten wolle.

Für Ihre Bemühungen, meine reellsten Interessen betreffend, sage ich Ihnen meinen tiefinnigsten Dank. Meine Finanzen sind durch die miserablen Zeitereignisse in hinlänglich trüben Zustand gerathen, als daß ich nicht jede Förderung von dieser Seite mit Dank anerkennen würde.

*) Name des ersten Verlegers der französischen Ausgabe der „Reisebilder“.

(In diesem Augenblick kommt eine alte Bauersfrau, die mich rasieren will. Ich zittre vor ihrem Messer. — Ich bitte, Freund, beten Sie für mich!)

Rasirt bin ich, aber wie! und unter welchen Qualen! Was muß nicht ein Dichter ausstehen in dieser rauhen Welt! Zumal wenn er sich nicht selbst rasieren kann! Aber ich will's jetzt endlich lernen! Auch stinken meine Stiefel ganz entsetzlich — man hat sie diesen Morgen, statt mit Wicse, nur mit Thran beschmiert. Welch ein ländliches Vergnügen! Welch ein Kontrast mit Paris, wo ich noch vorgestern Abend das Meisterwerk von Giacomo zum zehnten Male anhörte. Levasseur schreit noch wie ein Waldefel. Welch ein Meisterstück! Es wird mir schwer, es hinlänglich loben zu können. Welch ein Meisterstück! —

Ich lege Ihnen dringend ans Herz, das besprochene große Verlagsunternehmen zu betreiben. Meine Verhältnisse zu den deutschen Regierungen werden sich wohl aufklären, und sie werden doch am Ende einsehen, daß sie mir ein positives Unrecht thun, daß sie mir ohne Urtheil und Untersuchung mein armes Eigenthum antasten, daß sie direkte Ursache sind, wenn gewisse Leute die größten Beraubungen an mir ausüben.

Ich habe ein großes Memoire ins Feuer geworfen und stattdessen einen Aufsatz zu meinen Gunsten geschrieben, den hoffentlich die „Allgemeine Zeitung“ drucken wird*). Meine Würde und Ehre habe ich freilich darin sicher stellen müssen. Ich bin ganz von allem deutschen Verkehr abgeschnitten; steht

*) Über diesen Aufsatz, der niemals gedruckt worden und jetzt wahrscheinlich verloren gegangen ist, findet sich in der außerordentlichen Beilage Nr. 211 u. 212 zu Nr. 129 der „Allgemeinen Zeitung“, vom 8. Mai 1836, folgende redaktionelle Bemerkung: „Herr H. Heine hat aus Paris unterm 26. April an die „Allgemeine Zeitung“ eine Erklärung gesandt, worin er zuerst anführt, daß von dem Inhaber der Firma Hoffmann und Campe in Hamburg ein Manuscript von ihm (Heine) ohne sein Vorwissen nach Berlin zur Censur geschickt worden sei. Sobald er (vor etwa sechs Wochen) davon Kunde empfangen, habe er seinem Verleger die bestimmteste Ordre erteilt, sein Manuscript wieder von Berlin zurückzufordern, und es ganz ungedruckt zu lassen, wenn es nicht anders als mit preussischem Imprimatur gedruckt werden könne. Diesem Begehre habe auch der Verleger auf der Stelle entsprochen. Indem er (Heine) nun wünsche, daß sein Benehmen bei diesem Vorfalle keineswegs als politische Widersetzlichkeit, oder gar als kindischer Eigenwille, am allerwenigsten als Animosität gegen preussische Behörden gedeutet werde, wolle er die Gründe, die ihn bestimmten, unumwunden erörtern, die Aufnahme dieser Erörterung aber, welche auf die Beschlüsse des Bundestages und der preussischen Regierung

in deutschen Blättern Etwas, was sich auf meine wirklichen Interessen bezieht, so bitte ich Sie, mir Nachricht davon zu geben. Ich lese jetzt auch nicht mal mehr die „Allgemeine Zeitung“ und das „Morgenblatt.“

Ich hoffe, das „Morgenblatt“ hat meine zweite florentinische Nacht schon zu drucken begonnen. Sonntag ist sie auch französisch in der „Revue“ erschienen. Aus dieser zweiten florentinischen Nacht werden Sie vielleicht ersehen, daß ich nöthigenfalls, wenn Politik und Religion mir verboten werden, auch vom Novellenschreiben leben könnte. Ehrlich gesagt, Dergleichen würde mir nicht viel Spaß machen, ich finde dabei wenig Amüsement. Man muß aber Alles können in schlechten Zeiten.

Ich würde Ihnen mehr schreiben, röchen meine Stiefel nicht allzu stark nach Thran. Von Mignet habe ich die Vorrede noch nicht erhalten; sogar die solidesten Franzosen sind die Unzuverlässigkeit selbst. Ihre Abreise von Paris war für mich ein trüber Verlust. —

umständlicher eingeht und über Heine's Lage und Stellung als Schriftsteller spricht, ist auf Hindernisse gestoßen, so daß hier bloß jene veranlassenden Thatfachen angeführt werden.“

118. An Julius Campe.

Coudry, den 28. Julius 1836.

Auf Ihren Brief vom 20. Mai hatte ich im Grunde Nichts zu antworten — Erst aus Ihrem Brief vom 11. Juli ersah ich, daß Sie mein Buch endlich in Druck gegeben — jetzt wird der Druck wohl zu Ende geschritten sein, und ich habe in dieser Hinsicht nur zu bemerken, daß ich Alles, was Sie mir in Betreff der darauf bezüglichen Censurscherereien sagen, durchaus nicht begreife. Ist das Buch über 20 Bogen, so bedarf es keiner Censur; bedarf es der Censur, so hat es auch Nichts zu bedeuten, wenn das Manuscript nicht auslangt. Ich habe indess Etwas bereit liegen, welches ich für diesen Fall, oder vielmehr für allenfalls schicken könnte; Dieses soll von Paris aus geschehen. Ich befinde mich nämlich 10 Stunden von Paris auf dem Lande, in ungestörter Einsamkeit, in fruchtbarer Gemüthsruhe, die ich mir auch durchaus nicht stören will — sonst würde ich Ihnen die mißmüthigsten Dinge und Verlegenheiten auseinanderlegen, worin ich eben durch Sie, durch Ihr Verfahren bei den letzten Büchern gerathen bin. Sie haben mir viel Ungemach und Kummer verursacht

— doch hierüber schreibe ich Ihnen von Paris aus, jedenfalls von Boulogne aus, wohin ich mich auch dieses Jahr wohl begeben werde. Ich bin so ermüdet vom vielen Arbeiten, daß ich mehr als jemals nach dem Meere hinschmachte. Heute eile ich, auf Sie zu trassieren, damit mich die Kimesse noch in Paris antrifft.

Wenn Sie mir die zwei Bücher von Gutzkow, worin er gegen Menzel geschrieben, schicken wollen, würden Sie mich sehr verbinden. Adressieren Sie sie an Hermann Heine bei frères Albrecht & Co. in Havre. Dieser Better wird sie an mich befördern, wo ich auch sei. Ich habe große Reiseplane, hab' zu lange in Paris gehockt, muß noch Viel sehen. Bin sehr müde und dürre geworden durch vieles Arbeiten, muß mich durch neue Reisen auffrischen.

Ad vocem Gedichte — im nächsten Briefe, in diesen Tagen, von Paris aus. Über die Weise der Herausgabe muß ich ausführlich sein, wozu mir heute die Laune fehlt. Ich bin mit mir selber noch nicht einig, ob ich die Gedichte nicht in zwei Bänden erscheinen lasse. Doch hierüber in einigen Tagen. — Entschuldigen Sie mich bei Dr. Schiff, daß ich ihm nicht geschrieben. Der Tod Carrel's macht die Antwort überflüssig. Ich stand mit

Letzterem in keiner Verbindung. Er war mir sogar feind wegen meiner monarchistischen Grundsätze; alle Republikaner grollen mir in dieser Beziehung — und, spaßhaft genug! meine gnädigen, allerhöchst beschränkten deutschen Königlein verfolgen mich wegen gefährlicher Principien. Übrigens, ich muß es Ihnen sagen, denn es wurde mir von hoch herab angedeutet, ist die Firma Hoffmann und Campe an der Strenge Schuld, die man gegen mich ausübt. Es wird nöthig sein, daß Sie mir nächstens eine fingierte oder kaschierende Verlagsfirma für meine Büchertitel geben (aber bei Leibe nicht Brunet*) . . . doch, ich kann heute nicht viel schreiben — leben Sie wohl, herzlich wohl, und sein Sie meiner loyalsten Freundschaft versichert.

H. Heine.

*) Unter dieser fingierten Firma waren mehrere Bände von L. Börne's „Briefen aus Paris“ erschienen.

119. An Julius Campe.

Amiens, den 1. September 1836.

Liebster Campe!

Ich bin ein gehetzter Hund in diesem Augenblick, die unvorhergesehen peinlichsten Ereignisse stürmen auf mich ein, und alle meine literarischen Interessen müssen darunter leiden. Diese Nacht bin ich hier in Amiens angekommen und reise noch heute nach Paris, von wo ich Ihnen gleich schreibe. Vorige Woche war ich dorten, aber hatte zu gar nichts Anderem Zeit, als mit meinem Bankier abzurechnen, um meine Reisefasse zu ordnen, und da ich Nichts schuldig bleiben wollte, habe ich noch eine kleine Summe auf Sie trassiert. Sie sehen, ich vergesse Sie nicht, und Sie wissen: wenn ich Geld trassiere, ist das Druckenlassen sicher. Auch die zwei ersten Bogen des dritten Salontheils habe ich erhalten. Ich bin mit der Füllung des Buches in den allerschrecklichsten Nöthen, nicht als ob's mir an Manuscript fehle, vielmehr häuft sich Dessen bei mir bis zur erfreulichsten Wohlhabenheit — aber die Angst vor Censur — auch das Unschuldigste ist jetzt bedenklich — ich bin jetzt einer der unglücklichsten Schriftsteller. Dreimal habe ich die

Vorrede zu dem „Salon“ bis zur Mitte geschrieben und dreimal vernichtet — was hilft mir schreiben, wenn mir's nicht gedruckt wird. Ich denke auf ein außerordentliches Mittel, das Publikum hierüber in Verstandnis zu setzen. . . Ich bin eben im Alter, wo die Schreibefinger noch rührig sind. Ich habe aus der Schriftstellerei nie ein Handwerk gemacht, gebe -deshalb selten, aber Gutes, und ich glaube hiernach beurtheilt werden zu müssen. — Diese Tage erhalten Sie Manuscript, etwa 2 bis 3 Bogen; ich glaube nämlich nicht, daß Dessen mehr nöthig sei zum dritten Salontheil. — Leben Sie wohl und bleiben Sie heiter geneigt

Ihrem Freunde

H. Heine.

120. An Julius Campe.

Marseille, den 7. Oktober 1836.

Liebster Campe!

Sie dürfen dem Askulap einen Hahn opfern!
Ich stand schon vor den Pforten des Todtenreichs,
aber die ewigen Götter ließen, aus besonderer

Gnade, mich noch auf einige Zeit am Leben. Als ich Ihnen von Amiens aus schrieb, fühlt' ich schon in mir den Keim der Krankheit, die mich bei meiner Rückkehr nach Paris gleich ergriff; es war eine fürchterliche Selbstucht, mit Cholera oder sonstig fabelhaft scheußlicher Krankheit accompagniert. Acht Tage lang nicht gegessen noch geschlafen, sondern nur Erbrechen und Krämpfe. Man hat mich nun hierher nach Marseille geschickt, und vorgestern bin ich hier angelangt, ziemlich wohl, aber die Nerven sehr irritiert; mit Mühe halte ich die Feder. Schwerlich werde ich länger als einige Tage hier bleiben, das Geräusch der schackernden Seestadt wirkt peinigend auf meinen Körper; Marseille ist Hamburg, ins Französische übersetzt, und ich kann Letzteres jetzt auch in der besten Übersetzung nicht vertragen.

Tief betrübt es mich, daß das neue Unglück, das mich jetzt betroffen, für den dritten Salontheil eine neue Verzögerung, die unerwartetste, zur Folge hat. Ich wollte Ihnen von Paris aus Manuskript schicken, und war jedenfalls sicher, daß für den Fall, daß ich kein geeignetes altes Manuskript besäße, ich doch immer im Stande sei, in wenigen Tagen einige neue Bogen zu schreiben. In der That, bei der wüthenden Censur, die mir auch den

harmlofesten Gedanken streicht, kann ich nur reine Phantasiearbeiten drucken lassen, und leider habe ich Nichts der Art fertig. Aber die nächsten son- nigen Tage, sobald mir nur einige Strahlen Ge- sundheit wieder ins Gemüth fallen, schreibe ich die paar Druckbogen, die zur Ergänzung des Buches erforderlich, und ich bitte Sie, bis dahin sich zu gedulden. — Ich bin wahrlich unschuldig an solcher Verzögerung, schweres unerwartetes Leid betraf mich, und Wenig fehlte, so hatte meine ganze Schriftstellerei ein frühzeitiges Ende. Entschuldigen Sie mich, daß ich zuerst an mein Leben und erst hiernach an den „Salon“ dachte. In acht Tagen schreibe ich Ihnen. — Leben Sie wohl.

Ihr Freund

H. Heine.

121. An Julius Campe.

- Ich schreibe Ihnen, liebster Campe, diese Zei- len in Aix, ehemalige Hauptstadt der Provinz, wo ich mich auf der Rückreise nach Paris befinde; es ist mir nicht möglich, meinem Plane gemäß hier

zu überwintern, die Ärzte sind hier sehr schlecht, und mein Arzt in Paris ist der einzige, zu welchem ich Vertrauen hatte. Ich werde einen traurigen Winter verbringen, da ich dieses Jahr keine Seebäder nehmen konnte; ich hatte nämlich in Marseille noch etwas Gelbsucht, und erst dieser Tage befinde ich mich davon befreit. Hierbei schicke ich Ihnen den Schluß des Buches, welcher ohne Unterbrechung, nur getrennt durch einige Sternchen, sich den „Elementargeistern“ anschließt. Das Buch wird dick genug werden, da ich eine Vorrede, die einige Bogen stark, jetzt hinzuschreiben will; Sie sollen sie so bald als möglich erhalten und sie für die Interessen des Buches sehr angemessen finden. Sie sehen, selbst auf einer Reise, wo meine Gesundheit der nächste Zweck ist, vergesse ich nicht, meinen Verpflichtungen nachzukommen. Sein Sie ruhig, Sie sollen die Vorrede recht bald haben. — Unfern von meinem Fenster steht die Statue des Königs René, welcher nie einen Groschen Geld hatte und immer in Geldnoth war, wie ich. Leben Sie wohl, in acht Tagen schreibe ich Ihnen mehr, wenn ich Ihnen die Vorrede schicke. In 14 Tagen, höchstens drei Wochen, bin ich in Paris, verwünschend diese fruchtlose Reise. Schon der Gedanke, daß ich dieses Jahr keine Seebäder nehmen konnte,

macht mich elend. — Das große Gedicht am Schluss des Buches*) ist, wie Sie wohl ahnen, ganz von mir.

Ihr Freund

H. Heine.

Nix, den 5. November 1836.

122. An August Lewald.

Nix, den 5. November 1836.

— Sie erhalten diesen Brief aus Nix, welches die ehemalige Residenz der Grafen von Provence und wegen allerlei historischer Geschichten, die dort passiert sind, sehr merkwürdig ist. Seit acht Tagen bin ich hier, nachdem ich auf einer Reise nach Italien im Hafen von Marseille Schiffbruch gelitten. Vor drei Wochen wollte ich nach der spanischen Küste, und das Schiff bekam einen Leck. Es ist in den Sternen geschrieben, daß ich diesen Winter in Paris zubringen soll; welches mir sehr verdrießlich, da ich einige Zeit an der Gelbsucht litt und meine Gesundheit ein milderer Klima rathsam macht.

*) Das Lannhäuserlied. Bd. VII, S. 243, ff.

Auch auf der Seine war ich unlängst in Gefahr, zu ersaufen; das Dampfschiff schlug nämlich nach einer Seite, die Damen auf dem Verdecke schrien wie wahnsinnig, ich beruhigte sie aber, indem ich rief: „Ne craignez rien, Mesdames, nous sommes tous sous la protection de la loi!“ — Aber wie dürfte ich ersaufen, ehe ich Antwort vom Bundestag habe auf meine Bittschrift?*) Schon die bloße Höflichkeit verlangt jetzt, daß ich am Leben bleibe.

Liebster Freund, ich war sehr krank, ganz gegen meine Gewohnheit gar nicht imaginär krank, sondern reell. Deshalb konnte ich mein Ihnen gegebenes Versprechen nicht erfüllen. Kommen Sie in der Karnevalzeit nach Paris, und ich werde Ihnen Alles mündlich erklären. In 14 Tagen bis drei Wochen bin ich wieder dort. Ich sehe und höre Nichts von Deutschland, und man könnte mich dort todtschlagen und ich erführe es nicht. — Seit drei Monaten habe ich kein Wort Deutsch gesprochen.

*) Abgedruckt unter Nr. 111 des vorliegenden Bandes.

123. An Moses Moser.

Avignon, den 8. November 1836.

Wird dich der Brief, den du heute von mir empfängst, erfreuen, obgleich die Veranlassung Nichts weniger als erfreulich? Wirst du verstehen, daß dieser Brief der höchste Beweis ist, den ich dir von der Zuversicht meiner Freundschaft geben konnte? Wirst du ihn sogar als ein Zeugnis von großer Sinnesart betrachten? Ich glaub' es, und deshalb schreib' ich dir, zwar betrübten Gemüthes, aber ohne Widerstreben, ja sogar mit der wehmüthigen Freude, daß ich doch endlich wieder einmal dazu komme, dir wirklich einen Brief zu schreiben, und heute meine hohe Gebieterin, die Göttin der Trägheit, mich nicht daran verhindern darf. Gedacht freilich habe ich oft genug an dich, und als ich unlängst in Paris todkrank darniederlag und in schlafloser Fiebernacht alle meine Freunde musterte, denen ich wohl die Exekution eines letzten Willens mit Sicherheit anvertrauen dürfte: da fand ich, daß ich deren keine zwei auf dieser Erde besitze, und nur auf dich, vielleicht etwa auch auf meinen Bruder Max, glaubte ich rechnen zu dürfen. Und deshalb wende ich mich auch heute an dich, und

der Freund, dem ich Jahre lang nicht geschrieben habe, erhält heute einen Brief von mir, worin ich Geld von ihm verlange. Ich befinde mich nämlich, durch ein höchst tragisches Ereignis, in einer Geldnoth, von welcher du keinen Begriff hast, während ich entfernt von den wenigen Ressourcen bin, welche mir, nach den schändlichen Beraubungen, welche Privatpersonen und Regierungen an mir verübt, noch übrig geblieben sind. Ich liebe dich zu sehr, als daß ich dich durch eine Schilderung Dessen, was mir jetzt begegnet, betrüben möchte; auch darf ich es nicht für den Fall, daß du nicht im Stande wärest, mein Ansuchen zu erfüllen, und du alsdann einen verdoppelten Kummer empfinden würdest. Du kannst mir durch ein Darlehen von 400 Thalern in diesem Augenblick, in der schmerzlichsten Passionszeit meines Lebens, einen wichtigen Dienst leisten. Das ist Alles, was ich dir heute sagen will. Kannst du diese Summe missen, so schick sie mir in einer Anweisung auf Paris und adressiere den Brief: Henri Heine, Cité Bergère Nr. 4. à Paris; es wird mir alsdann nachgeschickt. Was jedoch meine Solvabilität betrifft, so muß ich dir zu gleicher Zeit sagen: meine Geschäfte stehen in diesem Augenblick so schlecht, daß nur ein Thor oder ein Freund mir jetzt Geld leihen

würde. Mit meinem Oheim, dem Millionär, habe ich mich unlängst aufs bitterste überworfen; ich konnte seine Schnödigkeit nicht länger ertragen. Meine französischen Freunde haben mich durch ihren liebenswürdigen Leichtsinn in großen Geldschaden gebracht. Andre haben mich exploitiert. In Deutschland darf ich Nichts drucken lassen, als zahme Gedichte und unschuldige Märchen, und doch habe ich ganz andere Dinge im Pulte liegen; daß man ohne Anklage und Urtheil, so zu sagen, meine Feder konfisciert hat, ist eine Verletzung der unbestreitbarsten Eigenthumsrechte, des literarischen Eigenthums, eine plumpe Veraubung. Aber es ist diesen Leuten nur gelungen, mich finanziell zu ruinieren.

Ich weiß nicht, theurer Moser, ob ich dir noch so Viel werth bin wie ehemals; ich weiß nur daß ich seitdem von meinem inneren Werthe Nichts verloren habe. Wäre Dieses der Fall, so befände ich mich heute nicht in schmerzlicher Geldnoth, wenigstens würde ich zu ganz anderen Leuten, als zu dir, meine Zuflucht nehmen. Glaube nicht, was man von mir sagt, urtheile immer nach meinen Handlungen. Keiner Notiz, die nicht mit meinem Namen unterschrieben ist, darfst du Glauben schenken. Ich werde angefeindet und verleumdet zugleich von

Christen und Juden; Letztere sind gegen mich erboht, daß ich nicht das Schwert ziehe für ihre Emancipation in Baden, Nassau oder sonstigen Krähwinkelstaaten. O der Kurzsichtigkeit! Nur vor den Thoren Rom's kann man Karthago vertheidigen. Hast auch du mich mißverstanden?

Ich schreibe dir diese Zeilen aus Avignon, der ehemaligen Residenz der Päpste und der Muse Petrarca's; ich liebe Diesen eben so wenig wie Sene; ich hasse die christliche Lüge in der Poesie eben so sehr wie im Leben.

Leb wohl und hilf

deinem Freunde

H. Heine.

124. An August Lewald.

Lyon, den 21. November 1836.

Ich bin sehnlichst begierig nach Nachrichten aus der Heimat. Ich bitte, schreiben Sie mir bald, um so mehr, da ich nicht weiß, wie lange ich in Paris bleibe. Freilich, ich fürchte, daß ich bis zum Frühjahr dort bleiben muß, da Mathilde allzusehr

jammert, und ich aus Schwäche mich gern beschwägen lasse. Aber immer liegt mir Spanien im Sinne, und es zieht mich unwiderstehlich nach Madrid. Ich will mal den Don Quixote in der Mancha lesen; auch hoffe ich, mich im Alphonzenbau dort sehr zu vervollkommen.

Wenn Sie den Baron Cotta sehen, so empfehlen Sie mich ihm aufs freundlichste; ich habe das höchste Zutrauen zu ihm, und ich betrachte es als ein großes Glück für uns Alle, daß er seinen Vater auf so würdige Weise fortsetzt. Übrigens gedenke ich, ihm von Paris aus, im Fall ich mich entschliesse, dort zu bleiben, gleich zu schreiben. Es ist nicht meine Schuld, sondern eine Folge von kummervollen politischen und häuslichen Ereignissen, was mich in der letzten Zeit verhinderte; Dies zu thun.

125. An August Lewald.

Paris, den 13. December 1836.

Mathilde läßt schönstens grüßen. Sie war bei ihrer Mutter, wo sie während meiner Abwesenheit ihren Wittwensitz hielt; ich habe vernom-

men, wie man sie in Deutschland verleumdet hat; die Art und Weise dieser Verleumdung macht dem deutschen Volke große Ehre. Ich habe nie an meinem Vaterlande gezweifelt; wir sind ein großes Volk, wir bespritzen nicht unsere Feinde mit ägenden Epigrammen, sondern wir begießen sie mit deutschestem Unflath.

126. An Julius Campe.

Paris, den 20. December 1836.

Wenn ich, liebster Campe, Ihre Geduld dieses Jahr auf große Proben setze, so ist es wahrlich nicht meine Schuld. Erst in acht Tagen werden Sie die große, das Buch füllende Vorrede erhalten. Ich bin krank von Lyon angekommen, die verdrießlichsten Geldgeschäfte haben gleich alle meine Gedanken in Anspruch genommen, und dann ist es jetzt für mich eine Höllequal, in der Situation zu schreiben, worin Sie mich versetzt haben. Ich sage: Sie; denn während, nach Versicherungen, die von allen Seiten mir zukommen, die Irritation der Regierungen sich gelegt und in Deutschland wieder starke Sachen gedruckt werden, haben

Sie es nöthig gefunden, selbst das Zahmste, was ich schreibe, der Censur zu übergeben . . . Mein Gott! ich weiß nicht, warum Sie eben mich zum Sündenbock erkoren und zur Versöhnung der deutschen Staatsgötter mich abschlachten lassen. Von allen Seiten, ja von den höchsten Männern, gelangt zu mir die Versicherung, daß ich für die Sünden der Campe'schen Buchhandlung mehr als für die eignen leiden mußte — und in der That, ich schaudre jedesmal, wenn ich denke, welche Menschen Sie mir seitdem als Verlagskollegen zugesellt! Ich nenne Ihnen Keinen, weil ich nicht will, daß dergleichen Lumpengesindel auch nur ahne, daß ich davon Notiz nehme. Als man mir Ihren jüngsten Autor nannte, verhüllte ich mein Gesicht.

Sie kennen, liebster Campe, die bittere Stimmung nicht, worin mich die Nothwendigkeit versetzt, jeden Gedanken, den ich denke, im Kopfe gleich zu censieren; zu schreiben, während das Censurschwert an einem Haare über meinem Kopfe hängt — Das ist, um wahnsinnig zu werden! Ich erwarte mit Ungeduld den Aushängebogen von dem Manuskript, das ich Ihnen von Aix aus schickte. — Ich kann oft in der Nacht nicht schlafen, wenn ich denke, wie in der „Romantischen Schule“ und im zweiten Salontheil meine Gedanken gemordet

wurden, und wie ich gar jetzt nur mit halber Zunge stammeln soll, ich, der ich sonst wie ein Mann gesprochen. Ich habe in der letzten Zeit viele Tausende durch Unglück verloren und grämte mich um alles Geld nicht so sehr, als um jene Literaturschmerzen. — Meine Mutter schreibt mir, ich gäbe ein Buch heraus mit einem Motto, worin ich Salomon Heine beleidige. Wer mag denn solche Lügen erfinden? Ich stehe schon schlecht genug mit meinem Oheim, ich sitze bis am Hals in großen Zahlungsnöthen, und er lässt mich im Stich, aber ich bin nicht der Mann, der um dergleichen Misère auch nur in einer Zeile sich rächt. Gottlob, als ich meine „Memoiren“ schrieb, wo er oft besprochen werden musste, standen wir noch brillant, und ich habe wahrlich ihn con amore gezeichnet.

Leben Sie wohl, in acht Tagen werden Sie Manuskript erhalten, und ich hoffe, Sie werden es nicht censieren lassen. Meine Adresse ist: Cité Bergère Nr. 4.

Wenn Wienbarg in Hamburg ist, so grüßen Sie mir denselben aufs freundlichste. Ihre Mittheilungen über Helgoland haben mich erfreut — wie gern wäre ich dort gewesen, froh und heiter! Melancholisch schleppte ich mich unterdessen in der Provence herum. Und eben dieses Jahr, wo ich

so viel Kraft bedarf, konnte ich nicht in der See baden, wegen der Gelbsucht.

Ich wünsche Ihnen den fröhlichsten Weihnacht.

Ihr sehr bedrängter Freund

H. Heine.

127. An Julius Campe.

Paris, den 23. Januar 1837.

Liebster Campe!

Ich habe ihnen einen langen Brief schreiben wollen, aber eine Todesnachricht, welche ich so eben erfahre (den Tod meiner Tante) betäubt mich zu sehr, als daß ich heute Ihnen zunächst aufs bündigste zeigen könnte, wie sehr Sie sich irren in Ihrem letztem Briefe. Ich werde vielleicht schon in einigen Wochen im Stande sein, Ihnen zu zeigen, wie wenig ich geneigt bin, fremden Insinuationen in Betreff Ihrer Gehör. zu geben, und wie gern ich im freundschaftlichsten Verhältnisse mit Ihnen verharre. Wenn wir nicht alt zusammen werden, so ist es nicht meine Schuld. Zwei Dinge sind es nur, die mich in Bezug auf Sie verstimmen, ja

die bei mir, wenn ich daran denke, eine Bitterkeit hervorrufen. Das Eine ist der gerechte Vorwurf, daß Sie, während Sie die kühnsten Dinge drucken ließen, ja während Sie in diesem Augenblicke noch den 15ten Theil des Herrn Börne verlegen (wir wissen Alles), dennoch meine Werke aufs grausamste der fremdhändigen Verstümmelung preisgegeben . . . Aus Verzweiflung mußte ich mich entschließen, Dinge zu schreiben, die ich ohnedies viele Jahre lang im Pulte ruhen lassen muß, so daß ich, bei den gequältesten Geldnöthen, die Früchte meines Fleißes nicht ernten kann. Man giebt bei allen Mißgeschicken lieber den Anderen, als sich selber, die Schuld, und so, wenn meine Geldnoth am quälendsten wird, pflege ich Julius Campe sehr stark anzuklagen. Ich bin in diesem Augenblick, durch eine Reihe von unbegreiflichsten Ereignissen, in eine Schuldenlast von 20.000 Franks gerathen, und, so wahr mir Gott helfe! ich werde sie in sehr kurzer Frist tilgen. Wäre, statt Julius Campe, ein Cotta mein Buchhändler, so wüßte ich Dieses durch meine Feder in Kurzem zu bewerkstelligen. Aber Sie, Campe, haben durch Ihre Knickereien mich mehr vom Schreiben abgehalten, als angeregt, und glaubten Wunder was erreicht zu haben, wenn Sie mich dahin brachten, mit Honoraren vorlieb zu

nehmen, wie sie jetzt Denjenigen kaum geboten werden, die in mir ihren Meister sehen und nicht den zehnten Theil meiner Popularität genießen. Das ist der zweite Punkt, und bei den edleren Schmerzen, die mich heute bekümmern, habe ich es harmloser, als zu andern Zeiten, aussprechen können.

Anbei erhalten Sie die Vorrede zum dritten Theil des Salon*). Wenn Sie dieselbe aufmerksam gelesen haben, begreifen Sie, welche Mühe es mir kostete, so delikate Gegenstände in einer Form zu schreiben, die alles Mißwollen der Regierungen entwaffnet. Ich habe Alles gesagt, und doch ohne im mindesten zu verletzen, ja die Autoritäten werden dadurch zu meinen Gunsten gestimmt. Die wichtigsten Männer in Preußen interessieren sich in diesem Augenblick für meine Rückkehr ins Vaterland, woran ich freilich nicht denke, welche Verwendung aber jedenfalls mich vor literarischer Schereerei künftig schützt. In Oestreich ist mir der Fürst Metternich geneigt und mißbilligt die Unbill, die mir widerfahren. Ohne daß ich servil werde, gewinne ich das Zutrauen der Staatsmänner, die wohl einsehen, daß mein Revolutionsgeist sich nicht an die Thätigkeit der rohen Menge wendet, son-

*) Über den Denuncianten. Bd. XIV, S. 49 ff.

dern an die Befehring der Höchstgestellten. Die Uneigennützigkeit, die ich seit sechs Jahren bei den verlockendsten Anträgen bewiesen habe, wirkt mehr zu meinen Gunsten, als alle Dienstbarkeit unserer Teutomanen. Liebster Campe, wenn Sie die Vorrede gelesen, werden Sie einsehen, daß es sich um die persönlichsten Interessen ebenfalls handelt, und daß kein Fota darin ausgelassen werden darf. Ich rechne darauf bestimmt, und ich habe kaum nöthig, zu erwähnen, daß der ganze Bestand unserer Verhältnisse davon abhängt. Zugleich schlage ich Ihnen vor, die Vorrede besonders drucken zu lassen und das Exemplar spottwohlfeil zu verkaufen. Sie sind das der jungen Literatur schuldig, die an ihrem Denuncianten ein eklatantes Exempel statuieren will. Sie verstehen mich. Ich gebe Ihnen hiermit wieder ein Pfand meines höchsten Zutrauens. Ich hätte, wenn ich nicht Ihr Interesse bei dem dritten Salontheil vorzüglich ins Auge faßte, den Inhalt dieser Vorrede bei dem ersten, besten Buchhändler als besondere Broschüre selber herausgeben und einen beträchtlichen Gewinn dafür ziehen können. Aber ich gebe dieses Stück dem Buche, und für ihren besonderen Abdruck verlange ich Nichts. — Ich nehme nur die Vorsicht, von dem Manuskript eine besondere Abschrift zurückzubehalten, und fehlt

im Buche auch nur ein Wort, so wird die Vorrede mit gehöriger Rechtfertigung besonders und unverzüglich erscheinen. — Ist es nicht qualsam genug, daß ich gegen Herrn Menzel's unbeschränkte Kalumnien in der beschränktesten Weise antworten muß? Ich hoffe, daß er diesmal einsieht, was ihm am nützlichsten, ob Feigheit oder Muth, und hoffentlich treibe ich ihn auf die Mensur. Er muß von allen Seiten dazu getrieben werden; ich werde mich diesmal mit dem größten Vergnügen schlagen; gilt es doch einen Verräther zu züchtigen, wenigstens durch einzu jagende Furcht. — Lassen Sie, ich beschwöre Sie, Niemanden diese Blätter sehen, damit Menzel nur bei dem Erscheinen des Buches, wenn das große Publikum zu summen beginnt, die Gefahr erfährt, und nicht vorher dagegen wirken kann. Keine Seele kennt diese Blätter, und daher nur durch Unvorsichtigkeit von Ihrer Seite könnte Menzel allzu frühzeitig Etwas erfahren. Schreiben Sie mir gleich Antwort und schicken Sie mir auch die Aushängebogen des Abdrucks meines von Aiz aus geschickten Manuscriptes; tagtäglich erwarte ich dieselben. Opfern Sie mich nicht, vielmehr helfen Sie mir in dieser trüben Zeit.

Für jetzt noch kein Wort über die Herausgabe der neuen Auflage meiner Gedichte — wenigstens

heute nicht, denn hier habe ich noch ausführlicher zu sprechen. Ich habe ein besonderes Projekt, welches Ihnen wahrscheinlich zusagt. Wenigstens will ich für dieses wichtigste meiner Bücher etwas Wichtiges thun.

Leben Sie wohl und schreiben Sie mir umgehend Antwort. Sind Sie vielleicht bei Kassa, so warten Sie nicht, bis ich auf Sie trassiere, sondern schicken mir mal Geld aus freier Faust; denn in diesem Augenblick bin ich von Morgen bis Abend in beständiger Geldsorge, und nur des Nachts, im Traume, denke ich an andre Kummernisse. Schon daran, daß ich Sie bitte, mir Geld zu schicken, sehen Sie, wie sehr Sie sich in ihrem letzten Briefe geirrt haben, und wie wenig ich wünsche, unsere Verhältnisse aufgelöst zu sehen. — Leben Sie wohl und bleiben Sie mir freundschaftlich gewogen. Ich bitte den lieben Gott inständigst, Ihnen langes Leben, Gesundheit, Generosität und Reichthum zu schenken; auch bitte ich ihn, Ihren Muth zu renovieren, nicht den persönlichen, woran ich nie zu zweifeln hatte, sondern den buchhändlerischen. Welch ein kühner Jüngling waren Sie einst, Sie sahen mit unerschrockenem Blick in die schwarzen Höhlen, wo die Pressbengel in fürchterlicher Bewegung . . . Ich lasse Sie jetzt abmalen mit einer Schlaf-

müße von Korrekturbogen, worauf jedes kühne Wort mit Röthel ausgestrichen!

Ihr Freund

H. Heine.

Cité Bergère Nr. 3.

128. An August Lewald.

Paris, den 25. Januar 1837.

Wenn man den Leuten gar zu Viel zu schreiben hat, unterläßt man das Schreiben ganz und gar, doch die Nothwendigkeit drückt mir heute die Feder in die Hand. — — Ihrem Stile muß ich die höchsten Lobsprüche zollen. Ich bin kompetent in Beurtheilung des Stils. Nur, bei Leibe, vernachlässigen Sie sich nicht und studieren Sie immer fort die Sprachwendungen und Wortbildungen von Lessing, Luther, Goethe, Barnhagen und H. Heine; Gott erhalte diesen letzten Klassiker! —

Durch Herrn * * werden Sie den schönen Teppich erhalten haben, den Mathilde für Sie gestickt hat. Durch diese mühsame und langwierige Arbeit hat sie mir bewiesen, daß sie während mei-

ner Abwesenheit sehr fleißig und also auch treu war. An Freiern hat es ihr unterdessen gewiß eben so wenig gefehlt, wie der seligen Penelope, die ihrem heimkehrenden Gatten ein weit zweideutigeres Zeugnis ihrer Treue überlieferte. Oder glauben Sie wirklich, daß diese Madame Ulysses des Nachts das Gewebe wieder aufgetrennt, woran sie des Tags gesponnen? Dieses hat sie dem Alten weißgemacht, als Dieser sich wunderte, warum er gar kein Werk ihrer Hände vorfand; die Saloppe hat Tag und Nacht mit ihren Freiern verbracht und nur Intrigen gesponnen. — Sie glauben kaum, mit welchem liebevollen Fleiße meine Mathilde an dem Teppich arbeitete, als sie wusste, daß ich Ihnen denselben zum Geschenke bestimmte. — Wir leben Beide sehr glücklich, d. h. ich habe weder Tags noch Nachts eine Viertelstunde Ruhe . . . ich war immer der Meinung, daß man in der Liebe besitzen müßte, und habe immer Opposition gebildet gegen die Entsagungspoesie; aber das Platonische hat auch sein Gutes, es verhindert Einen nicht, am Tage zu träumen und des Nachts zu schlafen, und jedenfalls ist es nicht sehr kostspielig.

Auch für die freundschaftliche Theilnahme, womit Sie sich für meine pekuniären Interessen be-

mühen, meinen Dank. Das Projekt, durch die Ausgabe meiner Gesamtwerke mir in dieser betrübsamen Zeit eine bedeutende Summe zu gewinnen, ist gewiß wichtig genug, und ich will es jetzt auch durchaus exekutieren; früher war ich des Geldes nicht so bedürftig und zögerte, jetzt aber bedarf ich aufs dringendste einer erklecklichen Summe, wenn ich nicht einen Plan aufgeben soll, wovon ich Ihnen mündlich sprechen werde, und der es wohl verdient, daß ich einige tausend Gulden in die Schanze schlage. Vor etwa zwei Monaten schrieb mir die * * sche Buchhandlung in dieser Beziehung, aber ich antwortete ihr nicht, da ich der Meinung war, daß es die alte Buchhandlung dieses Namens sei. Nun kommt Herr * *, bringt mir einen persönlichen Empfehlungsbrief von Ihnen, und erklärt mir, wie eine ganz neue Buchhandlung unter jener Firma stecke. Ihr zweiter Brief kam etwas spät.

Vorgestern, lieber Freund, erhielt ich nun einen Brief von der * * schen Buchhandlung, worin sie mich drängt, ihr über den Verlag meiner sämtlichen Werke meine bestimmtesten Bedingungen zu melden, und auch verspricht, wenn dieselben nicht exorbitant seien und von ihr angenommen würden, mir einen großen Theil des Honorars gleich voraus auszuzahlen.

Und nun, Freund, leben Sie wohl und schreiben Sie mir bald Antwort. Können Sie mir in Betreff der Gesamtausgabe bestimmte Offerten mittheilen, so wär' mir Das sehr lieb; denn, wie gesagt, ich habe große kostspielige Reiseprojekte und brauche viel Geld. Mit den deutschen Regierungen gestaltet sich mein Verhältnis täglich versöhnlicher, und sogar in Preußen haben die höchstgestellten Staatsmänner, ja die einflussreichsten, sich zu meinen Gunsten ausgesprochen. In Oestreich ist der Fürst Metternich mir ungemein hold, wie ich höre, und verwendet sich für mich. Ohne daß ich nöthig habe, auch nur ein Wort gegen meine Überzeugung zu sprechen, kommen die Leute von ihrem Mißwollen zurück. Freilich, sie wissen, wie schlecht ich stehe mit den Jakobinern und wie mein Streben kein politisch revolutionäres ist, sondern mehr ein philosophisches, wo nicht die Form der Gesellschaft, sondern ihre Tendenz beleuchtet wird. Sagen Sie mir, was es literarisch Neues giebt; ich höre Nichts — und wenn ich die Augen aufmache, so sehe ich nur Franzosen, und wenn ich sie schließe, sehe ich wieder gar Nichts.

129. An August Lewald.

Paris, den 1. Februar 1837.

— Über den Verlag meiner sämtlichen Werke habe ich noch nichts Bestimmtes verhandelt, und in dieser Beziehung erwarte ich noch immer Nachricht. Ich wiederhole, daß mein Reiseplan mich nöthigt, hierüber endlich, so bald als möglich, ins Reine zu kommen, nicht eigentlich sowohl weil ich des Geldes so sehr bedürfte, als vielmehr weil ich diesem Geschäfte eine gewisse Zeit weihen müßte und für eine gewisse Zeit auch meinen Aufenthalt in der Nähe des Druckorts nehmen wollte, und doch von sehr wichtigen Verhältnissen für den nächsten Sommer sehr ferne und lange in sehr weiter Ferne festgehalten werde. Bei der Kenntniß meines antidemagogischen Wesens, werden Sie wissen, daß meine Mißverständnisse mit den Regierungen, wo nicht in kurzer Frist, doch immer sehr bald ausgeglichen werden, und der Verleger daher in dieser Hinsicht Nichts riskiert.

Hier hat die ganze Welt die Grippe.

Ich habe unlängst in einem Journal eine Äußerung wieder gefunden, die mir mal im Gespräch mit Herrn * * entfallen ist. Hat Dieser

Etwas über mich geschrieben, und was? — Überhaupt, was gibt es Neues, was mich interessieren könnte?

130. An August Lewald.

Paris, den 11. Februar 1837.

— Wenn Sie die Grippe nicht haben, so rathe ich Ihnen, den Göttern dafür aufs schönste zu danken. Ich fühle mich endlich ebenfalls erreicht von dieser charakterlosen Systemilieu-Krankheit, die Ludwig Philipp erfunden zu haben scheint, wodurch man weder leben noch sterben kann, eine Cholera ohne Gefahr und Poesie. In dieser widerwärtigen Periode mußte mir der Antheil, den Sie an meinen wichtigsten Interessen nehmen, doppelt erfreulich sein! Ich schreibe vorerst nach Hamburg an meinen Freund Campe einen zartgefühlten Brief, worin ich ihm den Stand der Dinge aufs zarteste beizubringen suche, damit er mir nicht ganz abhold wird, welches mir in diesem Augenblick nicht sehr angenehm wäre — — — Sie kennen den Mann und verstehen mich. Verpflichtungen habe ich keine gegen ihn, vielleicht schulde ich ihm nur einige

hundert Franks, was ich aus der Abrechnung ersehen werde. Es ist freilich für mich vom größten Werthe, das Geschäft so bald als möglich abzuschließen, damit ich meine großen Reiseprojekte desto schneller ausführen kann; aber die angedeuteten Rücksichten gebieten mir dennoch, mich nicht zu übereilen. Das Gebot von ** ist verdammt niedrig; die Bedenklichkeit in Hinsicht Preußens macht mir jedoch die wenigste Sorge, und so denke ich, ich werde wohl mit ihm durch gegenseitige Concessionen fertig werden können. Doch hierüber künftig. Nur so Viel: sein grader, ehrlicher, bestimmter Brief hat mir sehr wohl gefallen, und ich glaube, mit ihm das Geschäft recht bald und zu beiderseitiger Freude abzuschließen. Ich lasse ihn bitten, unterdessen gar nicht davon zu sprechen, damit manche Milde, die in Allem, was ich jetzt schreibe, bemerklich sein wird, nicht mißdeutet werden mag.

131. An Hvas.

(Geschäftsführer der Brodhag'schen Buchhandlung in
Stuttgart.)

Paris, den 24. Februar 1837.

Werthester Herr Hvas!

Ich hoffe, daß diese Zeilen Sie ganz hergestellt finden, und ich bedaure sehr, daß Sie mir in Ihrem letzten Briefe nicht gesagt haben, wie die Reise in Ihrem bedenklichen Zustande auf Sie gewirkt hat. Was mich betrifft, so leide ich seit vier Wochen an der Grippe, und ich fürchte, die beikommende Arbeit, die Vorrede zum „Don Quixote,“ hat der Influenz dieser Krankheit nicht entgehen können. Sie hätten dieselbe aber bereits längst in Händen, wenn mir Ihr Brief nicht durch Portier- oder Briefträger = Dummheit so spät zukam, und dann mußte ich den Anfang wieder ganz umarbeiten, als ich Ihren zweiten Brief erhielt, worin Sie mir melden, daß der Übersetzer auch Viardot's Bericht über das Leben des Cervantes mittheilt. Überhaupt aber war es mir störsam, daß ich nicht wußte, mit welchen Noten oder sonstigen Erklärungen der Übersetzer das Buch begleitet, und daß ich nur wenige von den Holzschnitten bis jetzt sehen konnte. Und doch war

Vieles hierüber zu sagen. Wenn Sie am Schlusse etwa Noten geben (geben Sie sie bei Leibe nicht unter dem Text), so möchte ich wohl noch einige Schlußworte, eine kleine Nachrede, zum „Don Quijote“ geben, und ich glaube, da Sie das Buch wahrscheinlich in Lieferungen publicieren, ist Dergleichen dieser Publikation förderlich. Es versteht sich, daß ich Nichts dafür verlange. Da ich für solches Nachwort Zeit genug habe, so kann ich ohne Mühe in einer kleinen Mußestunde etwas Besseres schreiben, als jetzt mit aller Anstrengung. Für diesen Fall dürften Sie ankündigen, daß ich das Buch mit Vorrede und Nachwort begleite.

Warum ich der Brodhag'schen Buchhandlung auf ihren Brief, wo sie wiederholt meine Bedingungen für die Gesamtausgabe zu kennen wünscht, nicht antwortete, warum ich wahrscheinlich mit einer anderen Buchhandlung, die mir weit unter meiner Erwartung stehende Offerten macht, aber diese Offerten ganz bestimmt mir entgegen bringt, nächstens abschließe, wird Ihnen Herr Lewald erklären, und auch Sie werden es leicht begreifen, wenn Sie sich Dessen, was wir in dieser Beziehung hier in Paris gesprochen haben, erinnern. Befremdlich war es mir, daß in dem Brief der Brodhag'schen Buchhandlung mit keinem

Worte des „Don Quijote's“ Erwähnung geschah — und da ich nur von Ihnen darüber Bericht und Rimesse erhielt, so schicke ich Ihnen meine Arbeit, und nicht der Buchhandlung, deren Personal ich nicht kenne; und Sie, mein werthester Herr Hvas, bitte ich, mir den Rest des Honorars, 500 Franks, in einem Wechsel auf Paris recht bald zuzusenden. Ich sage: so bald als möglich, denn ich bin nicht stark bei Kasse. —

Da ich in Ihnen einen ungewöhnlichen Scharfblick für buchhändlerische Geschäfte entdeckt zu haben glaube, auch sonstig das größte Vertrauen in Sie setze, so wünschte ich, daß Sie meiner nicht vergessen, wenn sich die Gelegenheit bietet, in einer literarischen großen Unternehmung meine Thätigkeit und meinen Namen zu benutzen. Sie dürfen überzeugt sein, daß man mit mir leicht fertig wird. Vielleicht schreibe ich Ihnen nächstens über ein Unternehmen, wobei Ihre Einsicht mir vielleicht von großem Nutzen sein kann. Mit Ihnen möchte ich gern in Geschäftsverbindung bleiben. Die Brodthag'sche Buchhandlung ist für mich eine unbekanntere Größe, und ich kann kein Geschäft machen, wenigstens keins, wo die höchsten Interessen auf dem Spiele stehen, ohne die Personen zu kennen. Jedenfalls bitte ich Sie aber, sobald Sie mir über die

definitive Gestaltung dieser Buchhandlung etwas Genaueres sagen können oder dürfen, es gelegentlich nicht zu unterlassen; auf Diskretion dürfen Sie rechnen.

Leben Sie wohl, schreiben Sie mir bald, schicken Sie mir bald Geld, und wenn der Druck des Buches beginnt, schicken Sie mir die ersten Aushängebogen. Auch sagen Sie mir genau, wie lang' der Druck dauert, damit ich mich darnach richte für den Fall, daß Ihnen mein Vorschlag einer Nachrede zusagt.

Ihr hochachtungsvoll ergebener

Heinrich Heine.

132. An August Lewald.

Paris, den 28. Februar 1837.

— Herr X. war hier, und war sechsmal vergebens in meinem Logis, konnte mich nicht sprechen (weil ich gar keinen Deutschen annehme), schrieb mir endlich, daß er bald abreise und reiste ab, ohne daß ich ihn sah. Jetzt höre ich, daß er ein sehr ordentlicher Mensch sei, und vielleicht schreibe ich ihm diese Tage selber, daß ich bedaure, ihn nicht gesehen zu haben. —

133. An Julius Campe.

Paris, den 1. März 1837.

Liebster Campe!

Ihre Briefe vom 20. und 21. Februar habe ich richtig erhalten, und ich eile, zunächst den letzteren zu beantworten. — Ich habe wohl Verdrießlichkeit, ja gar starkes Poltern von Ihnen erwartet, aber doch keine offenbare Ungerechtigkeit. Wie sehr ich mich eben jetzt freundschaftlich gegen Sie erwiefen, will ich Ihnen, obgleich ich heute den rasendsten Kopfschmerz habe, beweisen.

Auf die wiederholten Anträge der Brodhag'schen Buchhandlung antwortete ich nicht einmal. Erst als der Geschäftsführer derselben, Herr Hvas, hier war und ein kleines Geschäft mit mir machte, nämlich eine Vorrede zum „Don Quixote“ für 1000 Franks von mir kaufte (welche ich ihm diese Tage zuschickte), ließ ich mich über den Antrag des Verlags einer Gesamtausgabe meiner Werke folgendermaßen gegen ihn vernehmen: ich habe nie mit Julius Campe über eine Gesamtausgabe meiner Werke kontrahiert, ich habe ihm immer nur einzelne Bücher in einzelnen Ausgaben verkauft, ich sei weder durch Kontrakte noch durch mündliche Ver-

ſprechungen im mindesten gehalten, ihm den Verlag der Gesamtausgabe vorher anzubieten, ehe ich mit jedem Andern darüber abschloſſe, ich habe ſogar Urſache, mit ihm als Verleger wegen Cenſurgeſchichten und Honorarknickereien unzufrieden zu ſein; doch ſei ich mit ihm perſönlich zu ſehr befreundet und es wäre mir zu ſehr empfindlich, wenn er auch nur den geringſten Grund einer ſchlechten Behandlung gegen mich hegen könnte, und ehe ich das Gebot, das mir ein Anderer für die Gesamtausgabe machen würde, annehme, würde ich an Julius Campe daſſelbe Geſchäft zu denſelben Bedingungen anbieten und ihm damit beweifen, daß ich gezwungen ſei, auch meine ſpäteren Werke in einen anderen Verlag zu geben. Später werde ich Ihnen den Grund ſagen, weßhalb ich Abneigung hegte, mit der Brodhag'ſchen Handlung mich für eine Gesamtausgabe einzulaffen, ſelbſt für den Fall, daß Sie nicht darauf eingingen; wahrlich nicht des Geldes wegen, denn es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß ſie mir nicht ſehr tief unter 20.000 Florins geboten hätten, die Hälfte bar, die andre Hälfte in jährlicher Rente (was mich freilich nicht ſehr avanciert hätte). Daß ich, wenn die jetzigen Cenſurzuſtände nicht wären, auf mehr als 20.000 Florins rechnen konnte, iſt mir nicht

bloß wahrscheinlich, sondern auch gewiß; ich versichere Sie, daß Cotta gegen einen meiner Freunde geäußert, diese Summe wäre zu einer milderen Zeit sehr annehmbar für den Verleger. (Er sagte Dieses vor einem Jahre.) Weder an ihn, noch an einen Andern habe ich mich, auf Ehre, jemals in dieser Beziehung gewendet. Der Brief von Scheible kam mir ganz unerwartet. Acht Tage lang ließ ich ihn verdrießlich auf dem Tisch liegen, unmuthig über die Geringheit der Summe, unmuthig über meine jetzige Geldverlegenheit, die ich Herrn Hvas nicht verborgen, und die durch das Zusammenklatschen der Stuttgarter Buchhändler auch dem Scheible bekannt sein mußte. — Lewald schrieb mir auch, daß ich später zu größeren Summen gelangen könne, daß ich aber jetzt wenigstens den Vortheil hätte, sobald ich mit Scheible abschloße, mit umgehender Post 10.000 Franks bar zu erhalten. — Und ich entschloß mich, an meine Mutter zu schreiben, und Ihnen die Exploitation zu einer Gesamtausgabe meiner Werke auf zehn Jahre zu denselben Bedingungen, die ich Scheible bewilligen würde, anzubieten. Erst Mitte voriger Woche schrieb ich Antwort an Herrn Scheible, damit er mein Stillschweigen nicht mißdeute und sich nicht einbilde, ich suche bei einem anderen Verleger eine höhere

Summe zu erlangen, und zögere deshalb mit Antwort. Ich schrieb ihm zum ersten Mal in meinem Leben, ich sagte ihm, was ich bereits an Herrn Hvas gesagt, daß ich, bevor ich Etwas einginge, zuerst an Sie schriebe, daß ich Ihnen das Geschäft anbiete, obgleich ich leider keine Hoffnung des Erfolges hege, daß ich Dieses thue, um mit Ihnen in guter Freundschaft zu bleiben, aus Rourtoisie, und daß, sobald ich Antwort von Ihnen erhielte, nämlich abschlägige Antwort, ich umgehend mit ihm abschließen werde unter Bedingungen, die von den vorgeschlagenen nicht sehr abwichen, und von deren Annahme ich schon durch Lewald überzeugt war. Diese Abweichungen betreffen namentlich 1) die Erlaßsumme für den Fall, daß in einer gegebenen Frist die preußische Regierung die Censurstrenge gegen mich nicht aufhebt, und dann 2) der Wunsch, daß ich der Gesamtausgabe meine Biographie voransetze. Schon Lewald hatte mir gesagt, daß Letzteres nicht besonders erigiert werde, und ich sagte Herrn Scheible: für den Fall, daß ich mit ihm abschliesse, sei ich nicht geneigt, einen kurzen dürren Lebensabriß zu geben, sondern ein großes Buch, vielleicht mehre Bände, welche den Schluß der Gesamtausgabe bilden sollten und die ganze Zeitgeschichte, die ich in ihren größten Momenten

mitgelebt, umfasse, sammt den markantesten Personen meiner Zeit, ganz Europa, das ganze moderne Leben, deutsche Zustände bis zur Juliusrevolution, die Resultate meines Aufenthaltes im Foyer der politischen und socialen Revolution, das Resultat meiner kostspieligsten und schmerzlichsten Studien, das Buch, das man ganz eigens von mir erwartet — und für dieses Buch würde ich ein ganz außerordentliches Honorar per **Druckbogen** und einen unbestimmten Lieferungsstermin verlangen.

Sie sehen also, liebster Campe, daß ich bei dieser Gelegenheit eher Lob, als Tadel, von Ihnen verdiente; daß ich, um Ihre Freundschaft zu behalten, das größte Opfer brachte — Zeitverlust. Denn, Sie dürfen sich darauf verlassen, und Sie selber wissen es eben so gut, als ich, ich habe das unwiderlegbarste Recht zu jener Gesamtausgabe (wie der Fall oft genug vorgekommen und alle Buchhändler es den Schriftstellern immer eingeräumt), ich bin durch Nothwendigkeit gedrängt, mir Geld zu schaffen in kürzester Frist — und dennoch habe ich Ihnen erst geschrieben, verliere dadurch vier bis fünf Wochen, gewährte Ihnen Zahlungserleichterungen, wobei ich doch immer eine gute Summe Interessen einbüße — und Alles der bloßen Hoffnung wegen, daß wir vielleicht bei ein-

ander bleiben können! — Daß Sie jetzt ein Ausfunftsmittel gefunden haben, bei Gott! Das erfreut mich in tieffter Seele — und wie Sie bei näherem Ermessen meiner Handlungsweise eingestehen werden, daß ich offen und freundschaftlich gehandelt, so sollen Sie auch sehen, daß ich wirkliche Opfer bringe, um Sie zu kontentieren, um alle Mißmüthigkeiten und Mißverständnisse auszugleichen, und für die Folge alle möglichen Kontestationen fortzuräumen. Wenn es mir bei meinem Kopfschmerz möglich ist, so schicke ich Ihnen noch heute einen Kontrakt, worin ich Ihnen mehr zugestehe, als Sie wohl erwarten, und auf dessen Annahme ich rechne. Ich habe keine Zeit zu verlieren, und bin nächsten Monat, nämlich in vier Wochen, in großen Zahlungsnöthen.

Hätte ich an Scheible die Gesamtausgabe meiner sämtlichen Werke auf zehn Jahre verkauft, so verkaufte ich sie ihm nur als Gesamtausgabe, nur als solche durfte er sie debitieren, gleichviel ob in einem Bande oder in Lieferungen von zwei Bogen, gleichviel auch in welchem Formate, aber immer nur als Gesamtausgabe, und hier behielt ich Ansprüche auf die Auflagen einzelner Schriften; Ihnen aber, liebster Campe, mache ich ein Zugeständnis, das Ihnen vielleicht eben so Viel werth

ist, wie die ganze Exploitation der Gesamtausgabe: ich gestatte Ihnen nämlich, neben der Gesamtausgabe während zehn Jahren von den einzelnen Schriften, die Sie von mir im Verlag haben, so viel' besondere und öftere Auflagen zu machen, als Sie nur immer wollen — Und, ehrlich gestanden, werden Sie durch diesen Vortheil nicht schon allein für die Summe gedeckt, die Sie mir jetzt auf einmal bewilligen, und die Sie mir doch mit der Zeit für nach einander folgende Auflagen gegeben hätten? Dieses Zugeständnis will ich im Kontrakte besonders hervorheben, und ich bitte, jetzt ehrlich zu gestehen, ob ich Sie nicht freundschaftlich behandle, und ob Sie nicht ein gutes Geschäft machen! Was ich thun kann, soll immer zu Ihrem Vortheile geschehen, und ich gebe Ihnen mein Wort, ich werde aufs gewissenhafteste Ihr Interesse bei jeder Gelegenheit zu fördern suchen. Sie wissen, wie ich im Stande bin, wenn ich will, das Publikum zu bewegen, und ich irre mich nie in meinen Erwartungen. Ich habe Ihnen eben jetzt den Beweis gegeben, daß bei allen reizendsten Verlegeranträgen ich auf jeden Fall immer an Sie zunächst denke, und Ihnen immer billigere Bedingungen als Anderen gewähre. Sie wissen, ich halte meine Versprechungen in solcher Beziehung gewis-

senhaft. Hätte ich nicht heute rasenden Kopfschmerz, so würde ich Ihnen über das nächste Buch, das ich herausgebe, das Umständlichste mittheilen. Ich habe nämlich wirklich schon begonnen, mein Leben zu schreiben; nur der Zeitumstände wegen zögere ich gern mit dieser Publikation, ich wollte ihr auch den höchsten Glanz verleihen und lange daran schreiben; aber gern kontrahiere ich schon jetzt mit Ihnen über dieses Werk, wie ich es immer lange vorher mit meinen Büchern zu machen pflegte, und ich glaube: wenn es einst den Schluß der Gesamtausgabe bildet, ist der Werth derselben unberechenbar zu Ihrem Vortheile erhöht. Die Gesamtausgabe möchte ich mit einer schönen Vorrede eröffnen, und deshalb möchte ich doch genau wissen, wann diese wohl gedruckt wird. Wir nennen das Werk „eine durchgesehene, verbesserte und vermehrte Gesamtausgabe.“ Ich möchte sie wirklich gern genau durchsehen, ein für allemal. Da ich nicht Viel in Zeitschriften geschrieben, was nicht schon in Büchern aufgenommen, da auch bei meiner Mutter alle meine Manuscripte verbrannt sind, die ich wohl als alten Hexel mitgeben könnte, so wird die Vermehrung nicht sehr groß sein; jedenfalls aber wird doch wohl ein Band herauskommen, wenn ich das einzeln in Blättern zerstreute und

etwa einiges noch ganz Ungedrucktes zusammenstoppele. Für diesen Band, den Sie aber in keinem Falle besonders drucken dürfen, werde ich gar Nichts verlangen.

Mein Kopf thut mir zu weh, als daß ich Ihnen heute mehr schreiben könnte; die Hauptsache war mir, jeden Verdacht der Unredlichkeit und Zweideutigkeit in unserem Verkehr von mir abzuwenden. Morgen schicke ich an meine Mutter das Formular zum Kontrakte, und ich werde Alles drin vermeiden, was Ihnen undeutlich oder mißfällig sein könnte, so daß Sie mir das Duplikat gleich mit Ihrer Unterschrift zuschicken können und ich keine Zeit verliere. — Sein Sie Dessen nur eingedenk, daß ich immer gern mehr leiste, als ich verspreche. Trauen Sie mir, wie Sie es bisher gethan haben, und sein Sie überzeugt: wo nicht meine materiellen Interessen es verbieten, werde ich auch in Geschäften meine Freundschaft für Sie nie verleugnen.

H. Heine.

134. An Julius Campe.

Paris, den 17. März 1837.

Liebster Campe!

Ihren Brief vom 9ten habe ich durch Einfluß meiner Mutter richtig erhalten. Ich habe keinen Augenblick gezweifelt an der bonne foi, die sich darin aussprach, und betrachte unser Geschäft in diesem Augenblick bereits als abgeschlossen; ich weiß, was es heißt, wenn Julius Campe bis am Halse in der Krebssuppe sitzt, wenn er seine Makulaturlaterinen fegt, und die Frist von acht Tagen, die Sie noch verlangten, ward Ihnen gern gestattet. Das Verdrießliche dabei war mir nur, daß die Stuttgarter unterdessen sich einbilden, ich zöge sie an der Nase herum, um von anderen Buchhändlern mehr Geld zu erlangen; (welches Letztere gewiß leicht wäre.) Ich freute mich schon darauf, jetzt nach Stuttgart schreiben zu können, daß Freund Campe, sobald ich ihm das Geschäft vorgeschlagen, mir gleich die ganze Summe in barem Gelde, nämlich Tratten, zugesendet. Auf jeden Fall sage ich Das später, sobald ich Mitte nächster Woche, wie ich rechne, den unterschriebenen Kontrakt von Ihnen erhalten.

In großer Verlegenheit befinde ich mich noch wegen der Vorrede zum „Salon“; bis heute habe ich diese Druckbogen noch nicht erhalten, und ich bitte Sie inständigst, angstvoll dringend, nach der Druckerei zu schreiben, daß man sie mir schleunigst zuschickt, unter Kreuzkouvert. Da ich jetzt nicht nach Straßburg, und am wenigsten nach Stuttgart, auch nicht nach Baden-Baden reisen werde, sondern nach Boulogne sur mer, und zwar, sobald es mir möglich ist: so bitte ich Sie, die Vorrede, sobald sie erscheint, an den Dr. Menzel nach Stuttgart zu schicken und ihm zu bemerken, meine Adresse sei: Cité Bergère Nr. 3 in Paris. — Ich habe, wie Sie am besten wissen, lange gezögert, ehe ich diese Vorrede schrieb; es war aber meine Pflicht. — Ich bin neugierig, ob die Deutschen bei diesem Skandal wieder ungerecht gegen mich sein werden.

Tag und Nacht beschäftige ich mich mit meinem großen Buche, dem Romane meines Lebens, und jetzt erst fühle ich den ganzen Werth Dessen, was ich durch den Brand im Hause meiner Mutter an Papieren verloren habe. Ich hatte die Absicht, dieses Buch erst in späteren Zeiten herauszugeben, aber angeregt durch die Idee der Gesamtausgabe meiner Werke, soll es das nächste sein, was das

Publikum von mir erhält; Nichts soll früher von mir herauskommen. Ich habe Ihnen in meinem letzten Briefe bereits gesagt, daß ich mich freue, ein solches Buch Ihnen anbieten zu können. Die Verstimmung, die ich vielleicht, durch Geldnoth, unverschuldete Geldnoth gedrängt, bei Ihnen erregt, als ich Ihnen zur ungelegenen Zeit den Verlag der Gesamtausgabe auflud, diese Verstimmung, wenn sie nicht etwa schon ganz verfliegen ist, werde ich durch jenes Buch, welches alle früheren an Interesse überbietet, ganz in Vergessenheit bringen. Sie wissen, ich prahle nicht, und ich kann schon jetzt das Außerordentlichste prophezeien, da ich das Publikum kenne und genau weiß, über welche Personen, Zustände und Ereignisse es belehrt und unterhalten sein will. Ich habe Ihnen ebenfalls gesagt, daß Sie bereits jetzt mit mir über dieses Buch kontrahieren können, und ich nur in Betreff der Lieferungszeit und des Volumens nichts Genaueres sagen kann; unter der Hand nämlich dehnt sich mir der Stoff, und was ich heute auf zwei Bände schätze, könnte späterhin über drei hinauslaufen. Sagen Sie mir als ehrlicher Mann: wie Viel können Sie mir per Druckbogen (nach dem „Reisebilder“-Format) geben, und wie viele Exemplare lassen Sie ab-

drucken? — und wenn Sie wohlerwägt haben, daß hier auf einen ganz anderen Absatz zu rechnen ist, als bei Stoffen, die ich bisher in meinen Büchern traktiert, und wenn Sie die Erhöhung meiner Renommée und mein Recht auf erhöhte Ansprüche wohlerwogen haben und mir Billiges vorschlagen, so dürfen Sie drauf rechnen, mit umgehender Post Ihre Anwartschaft auf dieses Buch kontraktlich unterzeichnet zu sehen. Sein Sie überzeugt, daß ich nur wünsche, Sie zu verpflichten und Ihnen den besten Beweis zu geben, wie großen Werth ich darauf lege, die alten freundschaftlichen Verhältnisse mit Ihnen aufs erfreulichste fortzusetzen. Wir sind Beide noch keine Greise und können noch Viel für einander thun.

Ihr Freund

H. Heine.

135. An August Lewald.

Paris, den 10. April 1837.

Liebster Lewald!

In Beziehung auf meinen letzten Brief, sende ich Ihnen einige Zeilen für * *; ich glaube doch,

Das wird ihm Zutrauen einflößen, daß ich auf Rechnung Dessen, was ich ihm in diesem Jahre liefere, schon jetzt Geld nehme. Vergessen Sie nicht, mir zu melden, ob er mir erlaubt und auch gern erlaubt, die erwähnte Summe auf sein Haus zu trassieren. Vergessen Sie Das nicht. — An den „Grabbe“ habe ich bereits Hand gelegt; aber ich will nicht weiter schreiben, ehe ich Duller's Biographie des Unglücklichen gelesen. — Von Berlin noch keine bestimmtere Nachricht; ich beziehe mich ganz auf mein letztes Schreiben. Das Projekt will ich wahrlich nicht so leicht aufgeben. — G.'s Standalsucht ist sehr fatal. Nun gar liegt er dem aufreizenden Julius in Händen.

136. An Julius Campe.

Paris, den 13. April 1837.

Liebster Campe!

Ihr Brief vom 5ten April nebst dem in Duplo unterschriebenen Kontrakt habe ich richtig erhalten; das eine Exemplar dieses Kontraktes, welchem ich meine Unterschrift zufügte, erhalten

Sie anbei zurück, und ich bitte, mir von dem richtigen Empfang Anzeige zu machen. Wie sehr ich mich freue, diesen Gegenstand (unter so ungünstigen Umständen betrieben) endlich erledigt zu sehen, davon haben Sie keinen Begriff. Ton, Stil, Zerstretheit, die Sie in meinen letzten Briefen bemerkt haben müssen, dürfte Ihnen schon von selbst bewiesen haben, wie peinlich es mir war, mit einem alten Freunde meine Interessen zu verhandeln, ohne auf die seinigen die Hauptrücksicht nehmen zu können. Daß aber dennoch die Ihrigen mir Viel gelten, daß ich sie nie außer Augen lasse, werde ich nun wohl bald Gelegenheit haben zu beweisen. Und nun eine Bitte noch: glauben Sie mir auf mein Wort, daß ich offen in der ganzen Sache gehandelt — es fehlt mir an Zeit, sonst würde ich auch Das heute Ihnen haarklein beweisen.

Ob ich den Prospektus zur Gesamtausgabe selbst schreibe, oder ihn von einer bedeutenden Feder schreiben lasse, Das weiß ich auch noch nicht. Dieser Tage (aber Das bleibt unter uns) schreibe ich an Barnhagen v. Ense, und erlauben es ihm seine preussischen Verhältnisse, einen solchen Prospektus für mich zu schreiben, so wäre Das in doppelter Rücksicht vortheilhaft. Ich denke,

mit Preußen, in so weit es meiner Ehre ziemt, befriedet zu werden. — Eine vorläufige Anzeige an das Publikum, wie Sie solche verlangen, werde ich dieser Tage anfertigen, und Ihnen zuschicken. — Ich beabsichtigte vor einiger Zeit, das „Buch der Lieder“ mit einer von einem Freunde abgefassten biographischen Vorrede herauszugeben, Alles, was ich metrisch geschrieben habe, hinzuzufügen, und das Ganze „Gedichte“ zu nennen. Aber die Herausgabe der Gesamttwerke verrückt ganz diesen Plan. Zunächst weil ich jetzt mein Leben selbst im Großen herausgebe und solches mein nächstes Buch sein wird. Dann auch wegen eines Grundes, der jetzt, Gottlob! nicht mehr stattfindet. Und endlich weil die Anordnung der Gesamtausgabe folgende ist:

Die zwei ersten Bände der Gesamtausgabe betitelt ich „Gedichte,“ und der erste Band erhält den Untertitel: „Buch der Lieder.“ Er soll auch das ganze „Buch der Lieder“ enthalten. Der zweite Band enthält einen Theil älterer Gedichte, die ich nicht ins „Buch der Lieder“ aufgenommen, dann die beiden Tragödien „Ratcliff“ und „Almansor,“ so wie auch den „Neuen Frühling,“ die Gedichte, die im ersten Theile des „Salons“ enthalten, und ähnliche, die zum Theil im „Morgenblatt“ gedruckt,

zum Theil noch im Manuscript vorhanden sind u. s. w. Das gäbe nun zwei gleich große Bände, die Sie auch, wenn Sie später wollen, in einem Band herausgeben können, wenn die Gesamtausgabe schon erschienen ist und Dümmler nach Erscheinen derselben schon durch eine Artigkeit von meiner Seite, die ich nicht unterlassen werde, freundlich beschwichtigt sein wird. Jetzt scheint es mir unrathsam, dem „Buch der Lieder“ einen neuen Titel zu geben und durch spätere Zumischung seinen einheitlichen Charakter, dem es vielleicht einen Theil des Success verdankt, zu benehmen. Ich dächte daher, wir druckten das „Buch der Lieder“ ganz wie es ist mit seinem alten Titel, um dem Bedürfnis des Augenblicks zu begegnen. Ich hätte da nur die Druckfehler zu verbessern, welche ich Ihnen übersenden werde. Auch scheue ich mich, das Geringste davon auszuscheiden. Die, welche meine übrigen zerstreuten Gedichte zu haben wünschen, finden ja bald bei Erscheinen der Gesamtausgabe Gelegenheit, diesen Wunsch zu befriedigen, und ich glaube, es wird Manchen zum Anschaffen dieser Gesamtausgabe verlocken. Ich hatte längst gefühlt, daß es am schönsten und literarisch rathsamsten wäre, das „Buch der Lieder“ immer unverändert aufzulegen, aber ein merkantilischer Grund, den ich jetzt uner-

örtert lassen kann, hätte mich schier verleitet, das Buch um ein Drittel des Inhalts aufs heterogenste zu vermehren. Jetzt habe ich auch die Hoffnung, daß Sie davon kleine Auflagen machen, und daß das Publikum auch in der Zahl der Auflagen die Popularität des Buches sehen wird. — Für Menzel ist es ein Vortheil, daß ich jetzt nicht nach Süddeutschland reise, und, wie ich höre, hat er schon Wind von dem Verderben, das ihm droht, und wirbt Bundesgenossen; man schreibt mir, aus dem Messkatolog sei meine Antimenzeliade kund geworden (? ich begreife nicht.) Ich rechne jetzt um so peinlicher darauf, daß nur recht viel Exemplare meiner ganzen Vorrede ins Publikum kommen. Werben Sie auch für mich einige Champions, nämlich literärsche. Denn Tinte fließt auf jeden Fall — Er selber freilich, hoffe ich, kommt auf die Mensur, und ich versichere Sie, ich schieße nicht in die blaue Luft.

Ihr Freund

H. Heine.

137. An Julius Campe.

Paris, den 3. Mai 1837.

Liebster Campe!

Von Tag zu Tag erwartete ich mit ängstlicher Spannung das Schlussergebnis in Betreff der Menzeliade; ich warte deshalb mit Schreiben, und so kommt's, daß Sie die Korrekturen zum „Buch der Lieder“ nicht früher erhalten. Ich bitte, für diplomatisch genauen Abdruck zu sorgen; es ist mein Hauptbuch, und ich denke, daß Sie ihm jetzt die rechte Popularität durch vielerlei Ausgaben geben werden. Um Papier zu ersparen, habe ich die Dedikationen ausgelassen; in einem kleinen Vorwort, das Sie noch erhalten werden, werde ich dieser Dedikationen kurzweilig erwähnen. Wünschen Sie, daß der „Neue Frühling“ dem „Buch der Lieder“ noch hinzugefügt werden soll, so sagen Sie es mir umgehend, und ich schicke Ihnen die Korrekturen desselben. — Aber Menzel, Menzel? Ich bin im Begriff, von Paris abzureisen, um die alte Bretagne zu besuchen, kann etwa nur noch acht Tage hier bleiben, und möchte doch vorher wissen, wie diese Sache steht. — Ihrem Wunsche, daß ich dem Publikum selbst eine Anzeige mache, woraus es glauben soll, daß eine Gesamtausgabe

meiner Werke nicht so bald erscheine, will ich gern entsprechen. Zu diesem Behufe habe ich einliegende Zeilen geschrieben, die, dünkt mich, das Verdienst haben, Ihnen freie Hand zu lassen für den Fall, daß Sie das Erscheinen der Gesamtausgabe vorrücken oder weit hinausrücken wollen, je nachdem es Ihren Bedürfnissen entspricht. Das Publikum glaubt bei dieser Anzeige, daß die Herausgabe noch im weiten Feld steht, und die Buchhändler sehen, daß der Termin der Herausgabe ganz von Ihnen abhängt. An Scheible, der mir dieser Tage einen dringenden Brief schrieb, um endlich von mir eine definitive Antwort zu haben, habe ich nicht ohne Befangenheit antworten können; indessen, meine herzliche Freimüthigkeit wird ihm und seinen Kommitenten gefallen haben. — Ich weiß nicht, ob ich Ihnen schon mal gesagt, daß ich diesen Winter eine Einleitung zum „Don Quixote“ geschrieben für Herrn Hvas, den Faktor einer mir ganz unbekanntem Societät; er gab mir dafür 1000 Franks und erhielt leider das Schlechteste, was ich je geschrieben habe. — Ich hatte die Grippe, als ich Dergleichen zur bestimmten Zeit auf Kommando und aus Geldnoth schrieb. — An Barnhagen werde ich, in Beziehung auf den besprochenen Prospektus dieser Tage schreiben; ich habe ihm eben auch zu

antworten auf einen dringenden Brief, worin er Rahel's Briefe von mir verlangt. Er weiß nicht, daß diese, vielleicht über, fünfzig Stück, bei meiner Mutter verbrannt sind. Doch habe ich noch einige Briefe, die sie mir über den St. Simonismus hierherschrieb, und die das Bedeutendste sind, was je aus ihrer Feder geflossen. Ich denke für meine Lebensbeschreibung davon Gebrauch zu machen, wo ich überhaupt dieses merkwürdige Weib plastisch darstelle. — Hab' die letzten vierzehn Tage wenig arbeiten können — Weibergeschichten und Männergeschichten, nämlich Liebesklatschereien und Duelle. —

Morgen oder übermorgen schreibe ich Ihnen, wie ich es mit den Wechseln gemacht habe, da ich sie nicht nach Hamburg zum Accept schicken konnte, während Sie in Leipzig. Ich lasse noch einige Tage hingehen, ehe ich sie abgehen lasse; die Vorzeigung des Kontrakts war hinreichend, um mir in dieser Zwischenzeit Hilfe zu verschaffen und mich vor Bedrängnis zu decken. Welche Nöthen, welche Sorgen! Das Leben ist doch eine beständige Quälerei. — Ich schreibe heute nur, weil ich mit den Korrekturen des „Buchs der Lieder“ nicht länger zögern will. Leben Sie wohl.

Ihr Freund

H. Heine.

183. Literarische Anzeige.

(Beilage zum vorhergehenden Briefe.)

Auf Wunsch meines Freundes Julius Campe, Inhaber der Buchhandlung Hoffmann und Campe, bringe ich zur öffentlichen Kunde, daß eine verbesserte und vermehrte Gesamtausgabe meiner Werke, die im Verlag Desselben erscheint, nicht eher in Druck gegeben wird, als bis Verfasser und Verleger, ohne Mißverständnissen ausgesetzt zu sein, auf das unparteiische Wohlwollen der resp. Censurbehörden Deutschlands rechnen dürfen.

Paris, den 1. Mai 1837.

Heinrich Heine.

139. An Julius Campe.

Paris, den 10. Mai 1837.

Liebster Campe!

Ich schreibe Ihnen in einer sehr trüben Stimmung. Verdrießlichkeiten ohne Ende verleiden mir in diesem Augenblick das schöne Paris dergestalt, daß ich froh bin, es dieser Tage verlassen zu können. Ich wäre im Grunde bereits schon abgereist,

wenn ich nicht stündlich das Resultat meiner Vorrede von Ihnen erwartete. Aber Sie schreiben mir bis heute darüber kein Sterbenswort, und Sie fühlen wohl, daß mein Mißbehagen dadurch keineswegs vermindert wird. Bis künftigen Dienstag denke ich noch hier zu sein, und bis dahin hoffe ich Brief von Ihnen zu erhalten. Ich reise diesmal, statt nach der Normandie, auf einige Zeit nach der Bretagne, und finde ich dort einen wohnlichen Ort am Meer, so bade ich dort und verweile bis zum Winter. Ich bedarf der Einsamkeit zu meinen Arbeiten; eine Menge verdrießlicher Avantüren haben mich hier in den letzten vier Wochen zu keiner vernünftigen Zeile gelangen lassen; und es drückt mich, mein Leben, nämlich das geschriebene, zu beendigen.

Mit meinem Oheim Salomon Heine stehe ich sehr schlecht, er hat mir vorig Jahr eine schreckliche Beleidigung zugefügt, wie man sie im reiferen Alter schwerer erträgt, als in der leichten Jugendzeit. Es ist schlimm genug, daß dieser Mann, der, wie ich höre, Institute stiftet, um heruntergekommene Schächerer wieder auf die Beine zu bringen, seinen Neffen mit Weib und Kind in den unverschuldetsten Nöthen hungern läßt. — Ich sage: Weib und Kind, aber unter dem ersteren Worte verstehe ich etwas

Ebleres, als eine durch Geldmäkler und Pfaffen angekuppelte Ehefrau.

Wahrscheinlich erhalten Sie erst vom Meerstrand Brief von mir. — Da ich, wie Sie wissen, ganz ohne literarische Nachrichten bin, so wird es mich sehr interessieren, wenn Sie mir recht Vieles schreiben. — Die Vorrede zum „Don Quixote,“ die ich diesen Winter für Herrn Hvas schrieb, der jetzt als „Verlag der Klassiker“ sich ankündigt, muß längst erschienen sein. Ich that's des lieben Geldes wegen, und schon am schlechten Stil werden Sie es merken. — Ich taue verdammt wenig zum Lohnschreiber. — Dem Gerücht, daß ich mich in Stuttgart niederlassen würde, bitte ich überall zu widersprechen; es liegt mir dran. Auch Cotta, wie ich aus einem eben erhaltenen Brief ersehe, scheint es zu glauben. — Leben Sie wohl und schreiben Sie mir viel, und behalten Sie mich lieb und werth. Ich bin Ihnen jetzt von ganzem Gemüthe zugethan.

Ihr Freund

H. Heine.

140. An Julius Campe.

Paris, den 17. Mai 1837.

Und noch immer, liebster Campe! noch keine Zeile über die Vorrede des „Salons“ — Ich vergehe vor Ungeduld! — Anbei erhalten Sie die Vorrede zum „Buch der Lieder“, und ich bitte Sie, für getreuesten Abdruck zu sorgen. — Die Vorrede zur Gesamtausgabe schreibe ich in den nächsten Wochen am Meer, ich denke Ihnen damit eine Freude zu machen. — Ich komme dies Jahr gar nicht aus den Vorreden heraus!

Dieser Tage, ganz bestimmt, frage ich ab von hier; möglich ist es jedoch, daß ich wieder nach Boulogne gehe; habe dort meine alte stille Arbeitsstube. — Leben Sie wohl und schreiben Sie mir nur recht bald.

Ihr Freund

H. Heine.

141. An August Lewald.

Granville, den 2. Junius 1837.

— Centnerschwer lag es mir auf dem Herzen, daß Sie mein langes Stillschweigen mißdeuten könnten. Nein, es vergeht kein Tag, daß wir nicht Ihrer mit Liebe gedenken. Ich sage: wir. Sie haben mir in jüngster Zeit zu viel thätige Freundschaft gezeigt, als daß ich Ihrer vergessen könnte. Ich hätte Ihnen auch längst geschrieben, wenn ich nicht beabsichtigte, Ihnen zu sagen, wo uns Ihre Antwort treffen könnte; aber von Tag zu Tag schob ich die Reise auf, und erst heute kann ich Ihnen sagen, daß mich Ihre Briefe unter der Adresse: Mr. H. Heine, poste restante à Granville, Département de la Manche en France, richtig antreffen oder auffinden. Seit einigen Wochen habe ich Paris verlassen und durchschwärme die Bretagne, theils des Fischfangs wegen, theils auch um die Küsten kennen zu lernen, die für den Geschichtsforscher, besonders in Betreff des Vendée-Krieges, interessant sind. — Ich studiere gern Geschichte an Ort und Stelle. — Mathilde hat es dies Jahr durchgesetzt, mit mir zu reisen, statt bei ihrer Mutter auf dem Dorfe die schöne Fahrzeit

zu genießen. Aber diese Begleitung hat so viel Beschwerliches wegen der Wildheit der theuren Person, wodurch ich mich beständig ängstige.

Ich schreibe in diesem Augenblick eine Reihe von Briefen, gerichtet an August Lewald, worin ich mit Humor von den letzten Gründen der Verschiedenheit des französischen und deutschen Theaters rede. —

Ich höre und sehe Nichts aus Deutschland. Lese, wie sich von selbst versteht, keine Blätter und erhalte keine literarischen Nachrichten. Ist mein dritter Salontheil mit der Vorrede heraus? Was sagt man zu letzterer? — Bitte, bitte, schreiben Sie mir bald und Viel! Sie verstehn mich!

142. An Julius Campe.

Paris, den 18. Julius 1837.

Liebster Campe!

Diesen Morgen bin ich wohl und heiter in Paris wieder angelangt, nachdem ich zwei Monate in der Bretagne zugebracht. Ich rechnete bestimmt darauf, hier Brief von Ihnen in Betreff meines

Buches vorzufinden, und kann Ihnen nicht sagen, wie sehr es mich afficiert, gar keine Nachricht darüber zu empfangen. Ihr letzter Brief ist mir vor etwa sechs Wochen auf der Höhe des Mont-Michel zugekommen und ich harrte mit Antwort bis zu meiner Rückkehr in Paris, die sich um einige Wochen verzögerte. Die Bretagne ist eins der merkwürdigsten Länder, und ich bereue nicht die Zeit, die ich zur Beobachtung der Natur, Menschen und Alterthümer dort angewendet. Leider habe ich in Granville und Saint-Malo dieses Jahr nicht baden können, wegen einer kleinen Unpäßlichkeit, und ich muß dies Jahr nochmals ans Meer reisen, um zu baden. An meinem Leben habe ich weiter geschrieben. Aus einem Brief, den ich eben vorfinde, sehe ich, daß Lewald für seine Theaterrevue einen Artikel von mir unter einem höchst drolligen Titel ankündigt; in der That habe ich für ihn kurz vor meiner Abreise eine große (über zwölf Druckbogen „Reisebilder“-Format) Arbeit geschrieben, die aber unter dem Titel „Die französische Bühne“ in der Lewald'schen Revue erscheinen soll und nur den kleinen Theil eines größeren Ganzen bildet. Über falsche Titel für Artikel ärgere ich mich eben so, wie über falsche Interpunction.

Ach, liebster Campe, in Rennes habe ich den ersten Theil der „Reisebilder“ vorgenommen, um die dritte Auflage für Sie zu bereiten, und hierbei schicke ich Ihnen auch das darauf bezügliche Druckfehlerverzeichnis, woraus Sie ersehen, daß man mir seit meiner Abwesenheit in meinen Büchern die von den Originalen abweichendste Interpunction druckt; ich habe nur das Wenigste redressieren können, aber ich bitte Sie sehr, sehen Sie darauf, daß meine Interpunction nicht willkürlich von der Druckerei geändert wird. Haben Sie zur dritten Auflage des ersten Reisebildertheils auch eine kleine Vorrede nöthig, so sagen Sie es mir. Heideloff hier hat zu den zwei Bändchen des vor fünf Jahren gedruckten „Zur deutschen Literatur“ ein neues Titelblatt mit der jetzigen Jahrzahl drucken und dem zusammengehefteten alten Buche vorkleben lassen; ich glaube nicht, daß Dergleichen erlaubt ist. — Vielleicht, wenn ich dieses Jahr nach Boulogne gehe, mache ich einen Abstecher nach London. — Ich habe drei Tage und zwei Nächte durchgereist, mein Kopf ist noch wie zerbröckelt; Sie werden's diesem Brief ansehen. Doch wollte ich Ihnen gleich bei meiner Ankunft schreiben und Ihnen das einliegende Druckfehlerverzeichnis schicken.

Und nun bitte ich um baldigste Auskunft über mein Buch.

Leben Sie wohl und bleiben Sie mir freundschaftlich zugethan, wie ich es Ihnen bin, jetzt gewiß von ganzer Seele. Wir werden noch manche gemeinsame Freuden mit einander haben, und ich werde gewiß von jetzt an Alles thun, damit Sie mit mir zufrieden seien. — Ich kann vor Ermüdung heute nicht weiter schreiben.

Ihr Freund

H. Heine.

143. An Julius Campe.

H a v r e, den 5. September 1837.

Liebster Campe!

Ihr letzter Brief hat große Reisen gemacht, ehe er mich hier antraf; durch Zufall ward er nämlich nach Boulogne geschickt, und nachher nach Dieppe. Dieser Umstand und meine Verzögerung des Abreisens von hier, ist Schuld, daß ich Ihnen erst heute schreibe. Morgen früh reise ich nach Paris zurück, ganz bestimmt, und dort werde ich

Ihnen gleich sagen, welche französische Buchhändlerfirma Sie auf meine Bücher setzen können, um vor Nachdruck geschützt zu werden. Ich will mit Dubochet (welcher unter der Firma Dubochet & Co. mit Paulin associiert ist und die illustrierten französischen Prachtausgaben der französischen Klassiker herausgibt) reden, und auf Diesen kann ich mich verlassen. — Sie irren, wenn Sie glauben, Heidehoff habe die „Literatur“ nachgedruckt: er hat bloß zu den zwei Bändchen einen neuen Titel gedruckt, und den alten Exemplaren den neuen Titel vorgeklebt. —

Seit einigen Tagen leide ich schrecklich an den Augen, und das Schreiben geht mir peinlichst mühsam von Statten. Aber sobald ich in Paris retour bin, sollen Sie größeren Brief von mir erhalten. Ich hoffe noch immer, daß Menzel sich schlägt; man muß ihn auf alle mögliche Weise dazu reizen.

Von Süddeutschland schreibt man mir, daß der „Denunciant“ das größte Aufsehen erregt. — Ich habe seit drei Wochen fast gar Nichts geschrieben. — Börne findet nach seinem Tode große Anerkennung als Mensch. Deutschland verliert in ihm unstreitig seinen größten Patrioten; die Literatur verliert Wenig an ihm.

Leben Sie wohl, und schreiben Sie mir bald und Viel. Alles, was Sie wünschen, soll immer geschehen, und auf die Treue und Zuverlässigkeit meiner Freundschaft dürfen Sie rechnen.

Ihr Freund

H. Heine.

144. An Julius Campe.

Paris, den 15. September 1837.

Liebster Campe!

Seit acht Tagen habe ich Havre verlassen, beängstigt durch ein Augenübel, das sich fast stündlich vergrößerte. Hier angekommen, konnte ich mit dem rechten Auge gar Nichts und mit dem linken nur Wenig sehen. Der beste hiesige Augenarzt, Sichel, hat mich aber so weit hergestellt, daß ich heute ausfahren und schreiben kann. Nur kann ich die Buchstaben noch nicht genau sehen. Bin auch schwach wie eine Fliege; habe täglich Blut gelassen und bis diesen Morgen Nichts gegessen. — Ich ging heute gleich zu Renduel, und er ist fester Meinung, wenn Sie seine Firma auf das Titel-

blatt meiner Bücher setzen, daß kein Nachdrucker hier es wagen wird, sie nachzudrucken, und daß er jedenfalls auf nachgedruckte Exemplare gleich Beschlag legen kann. Er wird Alles thun, was in solchem Falle energisch zu thun sein wird.

Sie können sich ganz auf Renduel verlassen. Sein Charakter, sowohl die Licht- als die Schattenseite desselben, hat mit dem Ihrigen große Ähnlichkeit, und ich nenne ihn mit Recht meinen französischen Campe. — Lassen Sie daher auf das Titelblatt des „Buchs der Lieder“ und der „Reisebilder,“ so wie überhaupt auf alle meine Bücher, unter Ihrer Firma drucken: „Paris, chez Eugène Renduel, rue Christine No. 3.“

Begreifen Sie meinen Schrecken, als ich mich erblinden fühlte? Mitten in meiner größten Arbeit!

Setzen Sie meinen Bruder von diesem Ereignis und meiner Genesung in Kenntniß; ich würde sonst an ihn schreiben. Es diene ihm als Beispiel, wie in dieser Zeit alle Unglücke sich bei mir häufen.

Ihr getreuer Freund

H. Heine.

145. An August Lewald.

Paris, den 18. September 1837.

Liebster Lewald!

Im Moment meiner Abreise von Havre erhielt ich noch Ihren zweiten Brief, und ich danke Ihnen für Ihre freundschaftliche Theilnahme, die sich in jeder Zeile desselben ausspricht. Ich verließ Havre früher, als ich beabsichtigte, um so bald als möglich in Paris einen Augenarzt zu konsultieren. In Rouen konnte ich fast gar Nichts mehr sehen, die Pupille des rechten Auges war fast so groß wie die ganze Iris, und ich fürchtete schon das Schlimmste. Aber durch eine achttägige Kur bin ich hier unter Behandlung des Dr. Sichel so weit wieder hergestellt, daß ich ganz klar sehe, nur noch an Augenschwäche leide, und wenig lesen und noch weniger schreiben kann. Welch ein schreckliches Unglück ist die Blindheit!

146. An Julius Campe.

Paris, den 20. September 1837.

Liebster Campe!

Eigentlich habe ich Ihnen heute Nichts zu schreiben, als daß es mit meinen Augen besser geht, und der Schrecken ob eintretender Blindheit allmählich in meinem Gemüthe erlischt. Meinen dritten Salontheil habe ich erst im Heideloff'schen Laden zu Gesicht bekommen; schicken Sie mir doch vier Exemplare. Apropos Heideloff; ich habe mich mit ihm verständigt, und die Angst ob des Nachdrucks, die Sie durch Ihre letzten Briefe in mir erregt, ist vorüber. Durch Zufall entdeckte ich nämlich, daß Heideloff unter fremdem Namen hier den Uhlant nachdruckt, etwa zehn Aushängebogen habe ich selber schon in Händen gehabt, durch Indiskretion eines Korrektors, und ich fürchtete natürlicherweise, später an die Reihe zu kommen. Freimüthig besprach ich mich nun über das nachdrückliche Thema mit Heideloff, und er gab mir die festeste Versicherung, daß ich von dieser Seite Nichts zu befürchten habe, daß wir Beide uns nur Nutzen und keinen Schaden thun werden; und in der That, durch meine hiesige Stellung und durch

noch andere Dinge, worüber ein andermal, kann ich Heideloffen hier sehr nützlich sein, und indem ich die hier auftauchenden deutschen Oppositions-Buchhandlungen nicht, wie diese es wünschen, durch mein Ansehen unterstütze und fördere, zeige ich mich Heideloffen sehr gefällig. So z. B. habe ich diese Tage den Antrag der hiesigen deutschen Lesegesellschaft, die nur einige Zeilen von mir wünschte zu einer Glanzannonce, bestimmt abgelehnt, ich mache dadurch mir sogar neue Feinde u. s. w.; kurz, ich werde Heideloff durch sein eignes Interesse genug binden, und Sie dürfen wegen Nachdrucksorten sich beruhigen. Jedenfalls vertrete ich Ihre Interessen mit Leib und Leben. — Über Menzel habe ich keine Nachrichten; er ist dumm, jetzt zu schweigen; schweigt er noch drei Monat, so ist er auf immer verloren. — Vielleicht muß ich der nachgebliebenen Schwäche meiner Augen wegen noch mehre Wochen ohne Arbeiten zubringen. — Leben Sie wohl und schreiben Sie mir, was es Neues gibt.

Ihr Freund

H. Heine.

147. An Julius Campe.

Liebster Campe!

Ich bitte Sie, diesen Korrespondenzartikel aus Stuttgart so bald als möglich im Hamburger „Korrespondenten“ abdrucken zu lassen; Kunkel*) muß es thun, sonst hole ihn der Teufel. Dieser Artikel, eben wegen seiner gemäßigten Abfassung, wird die beste Wirkung thun. Ich verlasse mich darauf, daß Sie so viel Kredit und Einfluß beim „Korrespondenten“ haben, ihn durchzubringen. Geht es nicht an, so lassen Sie ihn in einer andern Zeitung drucken, die ebenfalls viel verbreitet ist. Auf jeden Fall strenge Verschwiegenheit, daß ich diesen Artikel Ihnen mitgetheilt. — Mit meinen Augen geht es gut, sind fast ganz hergestellt.

Ihr Freund

H. Heine.

Paris, den 3. Oktober 1837.

*) Der mit Heine befreundete Redakteur des Blattes, welcher übrigens die in Rede stehende Korrespondenz nicht aufnahm. Ob dieselbe in einem andern Journal abgedruckt worden ist, war nicht zu ermitteln.

Stuttgart, den . . Oktober.

Wolfgang Menzel wird uns verlassen und bezieht sich nach Waldenburg in Schlesien, wo der Gemahl seiner Mutter, Herr Elsner, der in der „Allgemeinen Zeitung“ die geistreichen Berichte über Wollhandel und Viehzucht schreibt, als Ökonom lebt. Unsere Stadt verliert hierdurch einen geistreichen und rüstigen Mitbürger, welcher in die stillen und schläfrigen Kreise des hiesigen Pflanzenlebens manche wohlthätige Bewegung hineingebracht hat. Seit Dr. Strauß mit seiner unerbittlichen Kritik die Gelehrsamkeit Menzel's beleuchtet hat und auch die persönliche Ehre desselben in der Broschüre „Über den Denuncianten“ besprochen worden, ist hier wohl kein längeres Bleiben für ihn möglich, es sei denn, daß er, Heine's Anerbieten benutzend, die schmäzlichste Anschulldigung durch die That widerlegt; Dieses begehren, mit positiven Erklärungen, die wenigen Freunde, die ihn noch nicht ganz aufgeben möchten. Vielleicht, wir hoffen es Alle, überwindet Herr Menzel endlich seinen natürlichen Widerwillen gegen das vorgeschlagene Rettungsmittel.

148. An August Lewald.

Paris, am Jahrestage der Schlacht bei Leipzig,
im Jahr der Gnade 1837.

Liebster Freund!

Aus Ihrem letzten Briefe ersah ich mit Kummer, daß Sie unpäßlich; ich hoffe, recht bald von Ihnen zu erfahren, daß Sie wieder ganz hergestellt. —

Schicken Sie mir doch auch, was über unseren armen D. geschrieben worden, über den honettesten Lügner und ehrlichsten Aufschneider, der je gelebt. Sein Tod hat mich sehr betrübt. — Diesen Morgen höre ich mit Erstaunen, daß der Herr Wihl einen Musenalmanach mit mir herausgebe; widersprechen Sie doch Dergleichen überall, aber so, daß jener Monsieur es nicht merkt, daß ich selbst diesen Widerspruch provociert; denn ich möchte mich nicht mit dergleichen jungen Leuten verfeinden; übrigens steht er mir sehr fern; nur besucht hat er mich einigemal. — Mathilde freute sich kindisch über die Nachricht, daß Sie im Januar hierherkämen. Ich freue mich, sobald ich Sie wirklich hier sehe. — Wir leben eingezogen und so halb und halb glücklich; diese Verbindung wird aber ein trübes

Ende nehmen; es ist deshalb heilsam, Dergleichen vorherzuwissen, um nicht vom dunklen Augenblick bezwungen zu werden. —

149. An August Sewald.

Paris, den 4. December 1837.

Der nächste Zweck dieser Zeilen ist, Ihnen einliegenden Artikel zu schicken, welcher den 30. November in der Presse erschienen ist und vielleicht als das Beste betrachtet werden kann, was ein Franzose über ein deutsches Buch zu sagen im Stande war*); ich glaube aber, auch in Deutschland ist nie geistreicher über die „Reisebilder“ geschrieben worden. Einer der hiesigen Deutschen wollte den Artikel für ein deutsches Journal übersetzen, aber er versteht so Wenig vom französischen Esprit, daß er ihn nur verhunzen könnte; ich werde ihm das Exemplar des Artikels, das ich ihm versprochen, so lange vorenthalten, bis Sie Sorge getragen, daß er aufs beste ins Deutsche übersetzt

*) Der Aufsatz war eine Besprechung der Heine'schen „Reisebilder“ von Théophile Gautier.

und abgedruckt worden. — Für die Übersendung der Aushängebogen *) danke ich. Es sind gräßliche Druckfehler drin. Am Ende eines der ersten Briefe hat * * das Hundegebet gestrichen, und somit ist die feinste Witzintention verloren worden. Das Ganze schließt mit einem Sprachfehler, wie ihn nur ein kleiner Schuljunge macht, nämlich mit einem Dativ statt des Accusativs, wahrer Schnitzer eines Schuljungen — aber ist es nicht schön, daß ich mir in jeder Beziehung die Jugend bewahre? Ich bleibe jung, während die Anderen alt werden und wie Pedanten den richtigen Dativ setzen.

Auf dem hiesigen Theater gibt es nichts Vorzügliches, außer etwa „Rita l'Espagnole“, welches unterhaltsam. — Den „Spinoza“ **) habe erhalten, und danke recht herzlich für diese Zusendung. Der erste Band hat mir ungemein zugesagt, der zweite schon weniger. Der Verfasser hat viel Geist, viel Talent der Darstellung, nicht viel Poesie. — Schreiben Sie mir nur recht bald, und recht viel Neues. — Seit das deutsche Kabinet errichtet ist, erfahre ich doch schon mehr Heimisches, als

*) Der Briefe an A. Lewald über die französische Bühne. Bd. XI, S. 131 ff.

**) Roman von Berthold Auerbach.

ehemals. — Grüßen Sie mir gefälligst Frau * *;
Die würde sich wundern, wenn sie mich sähe, so fett
bin ich geworden. — Wissen Sie mir kein litera-
risches Unternehmen, wodurch ich mit leichter Mühe
einige Groschen gewänne; ich möchte gern das Fett
meines Bauches anständig unterhalten.

150. An Julius Campe.

Paris, den 19. December 1837.

Liebster Campe!

Das neue Jahr ist vor der Thüre, und zum
freudigen Empfang desselben bringe ich Ihnen
heute meinen Glückwunsch. Möge der Himmel
Sie erhalten, heiter und in vollem Wohlsein, Sie
und Ihre Familie, wozu ich auch Ihre Verlags-
autoren rechne. Das schlimmste Übel ist Krankheit;
Das habe ich in den letzten Zeiten gemerkt, beson-
ders bei Gelegenheit meiner Augen, die seit einigen
Tagen sich wieder verdüstern. Ich folge ängstlich
den Vorschriften des Arztes und lass' für das Üb-
rige den Gott der deutschen Literatur sorgen. —
Bis auf eine trübe Gemüthsverstimmung befinde ich

mich sonst gesund und rüstig; ich kämpfe tapfer den Kampf des Lebens, aber ohne Freude . . . viel Unvorhergesehenes stürmt auf mich ein, und das unaufhörliche Ringen wird mir am Ende lästig, schauerhaft lästig.

Was Sie mir in Betreff Gutzkow's schreiben, freut mich. Der „Telegraph“ ist jedenfalls eine nützliche Acquisition für Sie; Sie haben jetzt Ihr Journal, und den besten Journalisten zur Redaktion. Gutzkow ist das größte Talent, das sich seit der Juliusrevolution aufgethan, hat alle Tugenden, die der Tag verlangt, ist für die Gegenwart ganz wie geschaffen; Der wird mir noch viele Freude machen, nicht eben direkte Freuden, sondern indirekte, indem er meinen Feinden alles mögliche Herzleid verursachen wird. Ich möchte den Göttern ein Dankopfer bringen, daß sie den Gutzkow erfunden haben. Wenn er nur nicht so irreligiös wäre! Das heißt, wenn ihm der heilige Schauer, den uns die großen Männer, die Repräsentanten des heiligen Geistes, einflößen, nicht ganz fremd wäre! Der hat nicht einmal Ehrfurcht vor mir; — aber so muß er sein, sonst könnte er sein Tagewerk nicht vollenden.

Über Ihre goldne Federgeschichte*) habe ich sehr gelacht! Die lyrische Poesie hat ein Ende, und Sie, lieber Campe, werden Sie nicht wieder auf die Beine bringen —

Der Sangesvogel, der ist todt,
Du wirst ihn nicht erwecken!
Du kannst dir ruhig in den Steiß
Die goldne Feder stecken.

(Wegen Unwohlsein habe ich mehre Tage nicht schreiben können, und heute, den 23., will ich dem angefangenen Brief nur einige Zeilen anflicken — :)

So eben erhalte ich Brief von Havre, daß man ein Packet von Ihnen mir hierherschickt; es enthält wahrscheinlich meine Exemplare des „Buchs der Lieder“ und des „Salon“. Ad vocem „Buch der Lieder“: wenn ich gewußt hätte, daß Sie den

*) Es war im „Telegraphen“ eine goldne Feder als Preis für das beste lyrische Gedicht ausgesetzt worden. Der „Telegraph (Nr. 29) brachte später eine vom 8. Februar 1838 datierte, von Hoffmann & Campe und R. Gutzkow unterzeichnete Erklärung, worin Diese mittheilten, daß sie die erwähnte Preisauschreibung zurücknahmen und — um zu zeigen, daß kein Geldinteresse im Spiele sei — zwölf Dukaten an das Comité des in Braunschweig zu errichtenden Lessing-Denkmales senden würden.

Druck der Gesamtausgabe so lange aufschöben, so würde ich den „Neuen Frühling“ und dergleichen neuere Gedichte dem „Buch der Lieder“ einverleibt haben. Denn ich weiß, es ist eben jetzt ein Bedürfnis im Publikum, meine gesammelten Gedichte ohne die prosaischen Beigaben zu besitzen. Wollen Sie nun den Druck der Gesamtausgabe bald beginnen, so werde ich alle meine metrischen Arbeiten in die zwei ersten Bände geben; sind Sie aber noch nicht dazu geneigt, so mache ich Ihnen folgenden Vorschlag: Sie geben in einigen Monaten einen „Anhang zum Buch der Lieder“ ganz besonders heraus, und in diesem Buche gebe ich alle Gedichte, die nicht im „Buch der Lieder“ enthalten sind, und begleite dieselben mit einer Vorrede, so daß das Ganze ein hübsches Bändchen bildet. Ich kann noch nicht sagen, wie stark die Vorrede, kann auch Nichts darüber versprechen; auch verlange ich Nichts für diese Zugabe. Ich wünsche dadurch nur Ihre Interessen zu fördern.

Wollen Sie jedoch an den Druck der Gesamtausgabe gehen, so wäre mir Das freilich lieber, aus sehr vielen Gründen, z. B. zum Frommen meines Ruhmes. Auf Ihre Bemerkungen in Betreff der preussischen Verbote antworte ich keine Silbe; weiß ich doch zu gut: wenn es Ihnen in

Ihren Kram paßte, so wäre dem Julius Campe das preußische Verbot keine Abhaltung zum Druck. — Von Berlin aus meldet man mir: daß man nur gegen Campe unwirsch sei, dagegen nur den geringsten Wink von mir erwarte, um mich zu überzeugen, wie gern man einlenke. Daß ich mit diesem Wink zögere, bis ich bestimmt weiß, wann Sie den Druck der Gesamtausgabe wirklich beginnen, werden Sie sehr politisch finden; je länger ich zögere, desto gesänftigter finde ich die aufgeregten Behörden, und desto weniger gerathe ich in Verdacht, meiner Privatvorthelle wegen meinen Moderantismus kundzugeben. Die politische Aufregung hat sich so sehr, seit drei Jahren, bei mir gelegt, daß ich wahrhaftig jetzt keine Concessionen zu machen brauche, und daß es nur gilt, mich vor dem Verdacht zu schützen, als wäre ich von außen befehrt worden, als habe man mich durch Geld oder Schmeichelei gewonnen — Gott weiß, daß ich weder durch das Eine noch durch das Andere dahin geleitet werden könnte, auch nur eine Silbe gegen meine innere Gesinnung zu schreiben. Es ist nicht hinreichend, ehrlich zu sein, man muß sich auch vor dem Verdacht der Unehrllichkeit hüten.

Mit Heideloff stehe ich auf dem besten Fuße, und Sie haben von ihm Nichts zu befürchten.

Auch wünschte ich, daß Sie von Ihrer Seite sich ihm freundlich zeigten. Die Hauptsache ist ja, daß er Ihre Interessen nicht gefährdet. — Laßt uns über Das, was anderer Leute Interessen betrifft, ein Auge zudrücken. Verstehen Sie mich?

Die Aushängebogen von Lewald's „Revue“ habe ich erhalten; in meiner Arbeit schändliche Druckfehler und verdrießliche Auslassungen. Vergessen Sie doch nicht, mir zu sagen: ob diese „Revue“ schon ausgegeben ist?

Meine große Arbeit habe ich unterbrochen und bin an ein hübsches Zwischenbüchlein gegangen, das ich Ihnen Ende Februar fertig zu schicken denke — was es aber ist, sage ich nicht — oder ich sage es Ihnen erst Ende Januar. Schweigen ist ein großes Talent, und nächst dem Sprechen auch das nützlichste Talent. — Leben Sie wohl, theurer Campe, und bleiben Sie mit Freundschaft zugethan

Ihrem

Heinrich Heine.

Auersperg sehe ich hier oft; haben Sie ihm Etwas zu sagen?

151. An August Lewald.

Erster Januar 1838, um 8 Uhr.

Angeregt von einigen jungen Deutschen, beschäftige ich mich bereits seit zwei Monaten mit der Ausführung eines Almanach-Projekts, und es war zuerst die Rittner'sche Kunsthandlung, mit welcher ich es aufs brillianteste zu realisieren dachte, aber von Rittner mußte ich abgehen, und vor vierzehn Tagen gewann ich einen viel großartigeren Unternehmer zu dem brilliantesten Keepsake, den je die deutsche Welt gesehen und wozu mir bereits große Summen bewilligt sind. — Da der Keepsake nur belletristischen Inhalts und Geistes, glaube ich nicht, daß Preußen ihn verbieten wird, wenn ich mich als Herausgeber auf den Titel stelle. Schlimmsten Falles ist an diesem Verbote Nichts gelegen, da Preußen wenig theure Bücher kauft. — Oösterreich, mein theures Oösterreich aber desto mehr. Seit ich in England und Frankreich, Rußland und Amerika zu so großer Popularität gelangt und in diesen Ländern so viel deutsche Bücher Absatz finden, wird mir Preußen gleichgültiger — übrigens kostet es mir nur ein Wort, um die Sache zu ändern; theils Faulheit, theils der Grundsatz des

laisser venir, theils auch Angst, man könnte die harmloseste Handlung als Servilismus auslegen, ließ mich bis auf diesen Augenblick nicht dazu kommen, die Preußen auf immer zu beschwichtigen. — So Viel in der Eile; Ende dieser Woche mehr — denn ich bin in großen Bewegungen, muß alle Tage mehre Stunden reisen, um Mathilde zu besuchen — denn sie wurde jüngst so krank und dabei so eigensinnig gegen die ärztlichen Verordnungen, daß ich sie in ein maison de santé einsperren mußte, welches an der Barrière St. Jacques gelegen ist. Was man aussteht! Ihre Grüße habe ich bestellt, und sie freut sich wie ein Kind, Sie bald in Paris zu sehen. Sie bekam eine inflammation des intestins, und hätte ich nicht energische Maßregeln genommen, sie wär' mir gestorben, und ich hätte wieder ein Buch Trauerlieder schreiben müssen. — Sonderbar, die glückliche Liebe schreibt gar keine Verse, kaum erlaubt sie Einem in Prosa zu schreiben. —

— Daß * * mir das Hundegebet gestrichen, entstellt sehr, ist sehr verdrießlich; der alte * * hätte es nicht gethan. Der hielt Viel auf mich, und ich werde ihn nie vergessen. Wir wollen sehen, wie der junge * * sich gegen mich stellt, ob er lau oder gar Partei nimmt. Ist in der Vierteljahrschrift ein in-

teressanter Artikel gegen mich, so bitte ich Sie sehr, schicken Sie mir dieselbe per Kreuzband. — Herr B. hat eine Schändlichkeit ohne Gleichen gegen mich ausgeübt — aber Geduld! ich werde auch schon diesen kleinen Kläffern, die sich den Schein geben, mich anzulecken, und mir doch in die Wade beißen, die gehörigen Fußtritte geben.

152. An August Lewald.

Paris, den 1. März 1838.

Welch ein Glück, einen Freund zu besitzen, dem wir unsre materiellsten Interessen offenbaren können, ohne zu befürchten, daß er das Geistige, das Ideale, das sich darunter verbirgt, verkennen möchte! Welche Bequemlichkeit zugleich, daß ich so Vieles gar nicht nöthig habe Ihnen zu sagen, daß wir nur Außendinge zu besprechen haben, im Wesentlichen aber uns schweigend verstehn! —

So werden Sie gewiß bei dem Gerüchte, daß ich hier eine „Pariser Zeitung“ herausgebe, das Richtige gedacht haben, nämlich daß ich einestheils viel Geld gewinnen will, um meine Kriege zu führen, anderestheils, daß ich in diesem Kriege eine for-

midable Bastion aufzurichten denke, von wo aus ich meine Kanonen am besten spielen lassen kann. Mit den Regierungen habe ich Frieden gemacht (die Hand, die man nicht abhauen kann, muß man küssen), und nicht mehr auf dem politischen, sondern auf dem literarischen Felde werde ich jetzt meinen Flamberg schwingen.

Wie es nun mit dieser zu errichtenden deutschen Pariser Zeitung eigentlich steht, will ich Ihnen aufrichtig berichten. —

Schon seit Jahr und Tag trag' ich mich mit jenem Projekte, aber die Mißverständnisse mit den deutschen Behörden machten die Ausführung unmöglich. Mit demüthigen Eingaben bei der preußischen Regierung wollte ich nicht kommen, Das erlaubte mein Selbstgefühl um keinen Preis, und es mußte die Stunde ruhig erwartet werden, wo jene Regierung von ihren Vorurtheilen zurückkehren würde und ich sie mit Würde anreden dürfte. Die Stunde hat geschlagen.

Unter diesen Umständen habe ich vor etwa vierzehn Tagen einen der Höchstgestellten der preußischen Regierung freimüthig angegangen mit dem Gesuche: ob man einer deutschen Zeitung, die ich hier in Paris herauszugeben gedächte, den Eingang in die preußischen Staaten erlauben

würde? In etwa acht Tagen muß ich hierüber Antwort haben, die ich Ihnen mittheilen werde, und aus dem Tone, womit mir auf meine vorläufige Anfrage geantwortet wird, werde ich erkennen, was ich von dieser Seite zu erwarten habe. Ganze Unparteilichkeit habe ich versprochen — sind die Leute klug, so verstehen sie, daß ich nicht mehr versprechen durfte, aber mehr erfüllen werde. Denn in Betreff der wichtigsten politischen Fragen brauche ich nur dem eignen Willen zu folgen, um den preußischen Interessen zu willfahren, und Preußen wird, wenn es in der jetzigen Stellung beharrt oder gar fortschreitet, in mir einen Alliirten finden und die Beförderung meines Journals als seinen Vortheil erkennen. Daher von dieser Seite die Verständigung eingeleitet und leicht gesichert.

Was den Werth der Zeitung betrifft, so darf ich mir schmeicheln, eine Kombination aufgefunden zu haben, wodurch sie alle bestehenden Blätter übertrifft und sich aufs großartigste geltend machen kann. Seit zehn Jahren studiere ich den Organismus der Presse in allen Ländern, und ich darf behaupten, Niemand ist ihren Geheimnissen tiefer auf die Spur gekommen, als ich. Ich kenne das Personal und die Ressourcen der Tagespresse so genau,

daß ich durch die Einrichtungen, die ich treffen kann, das Außerordentlichste zu leisten vermag. Sie haben keinen Begriff davon, was ich in dieser Beziehung gelernt habe! — Da Paris hauptsächlich durch sich selbst, aber auch durch seine Stellung zwischen London und Madrid, noch auf lange Zeit der Stapelplatz aller politischen Faits und Raisonnements sein wird, so ist eine deutsche Zeitung, die von hier direkt nach Deutschland kommt, für das dortige Publikum wichtiger, als die Blätter, deren Pariser Korrespondenzen dem Verdacht des Daheim-fabricierten ausgesetzt sind und nicht selten von den schlechtgewähltesten Korrespondenten mitgetheilt werden. Wie kann man von Deutschland aus die Pariser Korrespondenten kontrollieren? Monate vergehen, ehe man dort bemerkt, daß der Korrespondent in Paris sich seine Korrespondenz von der hiesigen Polizei extra bezahlen läßt, sie sonstig zu Eigenzwecken exploitiert, oder auf Reisen gegangen und unterdessen die Korrespondenz von dem ersten, besten Lumpian besorgen läßt, oder gar verrückt geworden ist, wie der * * * Korrespondent der „Allgemeinen Zeitung.“ Statt daß Diese bei ihrer Pariser Korrespondenz allen Zufällen der Privatlaune und des Privatinteresses unterworfen, gebe ich noch viel mehr Korrespondenzen täglich, die

sicher und fürveilliert sind — so z. B. daß jedes Blatt mit drei bis sechs wohlgewählten Korrespondenzen aus Paris anlangt.

Ich werde gründlich dafür sorgen, die französische Korrespondenz der „Allgemeinen Zeitung“ nicht bloß glänzend zu überflügeln, sondern in ihrer flatschthümlichen Nichtigkeit zu Schande zu machen.

Viel, sehr viel, ungeheuer viel rechne ich darauf, daß ich mich mit meinem Namen als Redakteur en chef der Pariser Zeitung nenne — Jeder versichert mir, daß der Name sie nicht bloß aufs brillianteste und von selbst annonciert wird, sondern auch Zutrauen und Absatz verbürgt. Sie haben keinen Begriff davon, wie schon bei dem ersten Gerüchte, daß ich eine deutsche Zeitung herausgebe, mir hier die Landsmannschaft zujubelte, wie Jeder sich gern unter meine Fahne stellen will, und wie man mich als den legitimsten Träger eines solchen Unternehmens betrachtet.

Mehr aber noch, als auf den Talisman meines Namens, und jedenfalls mehr als auf die Ressourcen meines Talentes, rechne ich auf die Hilfsquellen, die mir die Annoncen und meine Kenntniss dieser geheimsten Partie des Journalismus bieten. Seit nämlich einer meiner besten Freunde ein Annoncenbureau gestiftet, und ich auch

mit andern Franzosen, die das Annoncengeschäft treiben, viel zusammenlebe, kenne ich die Machinationen, wie man ein Journal benutzen kann, um durch Annoncen den größten, fast ganzen Theil der Kosten zu decken, und sogar bei einem ganz neu gestifteten Journal gleich Annoncen zu bekommen; mit einem Wort, ich bin in der Ligue der Annoncenkourtiers. — Gestern noch —

(eben unterbricht mich mein Barbier)

gestern Morgen noch wollte Jemand den für Annoncen bestimmten Raum des Journals für jährlich 50.000 Franks pachten. Früher ward mir angeboten, gleich beim Erscheinen des Journals den Annoncenraum mit Annoncen zu füllen, wenn ich die Gebühr mit dem liefernden Annoncenkourtier (es war die Societät, wobei mein bester Freund Kompagnon) theilen wollte, so daß ich im ersten Jahr, wo neu entstehende Journale sehr Wenig an Annoncen gewinnen, doch immer die Hälfte für den ganz gefüllten Annoncenraum gewinnen könnte. Ich weiß nicht, ob Sie mich verstehen; diese Materie ist sehr verwickelt, und der deutsche Journalismus, der zwar die großen Gewinne der Annoncen bei alten Journalen gut kennt, ist dennoch ganz unwissend in den Raffinements, die im Annoncengeschäft seit einigen Jahren stattfinden. Hier werden Journale

gestiftet, wo die natürlichen Kosten den Preis weit übertreffen, ja wo bei jedem Exemplar, wenn der Absatz sich steigert, noch immer Schaden gemacht würde — wenn nicht eben auf den Annoncengewinn zu rechnen wäre. So z. B. „La Presse“ verdient jetzt schon jährlich 100.000 Franks an Annoncengebühr. —

Der einzige bedenkliche Punkt bei der Stiftung des neuen Journals ist der ungeheure Betrag der Stempelgebühr, das timbre, welcher den Preis der Zeitung so entsetzlich vertheuert (nämlich um 18 Franks den Jahrgang eines Exemplars), daß mir das Herz in die Hosen fällt, daß ich zu meinem Gelingen das nöthige Selbstvertrauen verliere, daß ich ob der bloßen Möglichkeit des Scheiterns, wobei die Reinheit meines Namens exponiert steht, in tiefster Seele zittere. Ich soll nämlich mit meiner Ehre gutstehen für das Gelingen; nämlich wenn die mir anvertrauten Kapitalien zum Theile verloren gingen, wäre ich, wie schuldlos ich auch sei, in der öffentlichen Meinung kompromittiert — kurz, ich habe eine zaghafte Abneigung, fremdes Geld zu vertreten, wo ich nicht ganz positiv sicher bin — und diese Verlegenheit treibt mich, Ihnen heute zu schreiben.

Ich bin nämlich auf eine Kombination gerathen, wobei erstens der Preis der Zeitung nicht mehr so groß ist, und zweitens ich selber keiner Verantwortlichkeit unterworfen bin.

Nach meinen früheren Berechnungen würde ich eine hier gedruckte Pariser Zeitung (wegen Stempel und Postporto) nicht unter 50 Franks jährlich dem deutschen Publikum geben können. Dabei hätte ich nur ein Gehalt von 1000 Franks monatlich als Redakteur en chef, sonst aber würde mir als Verleger noch nicht viel Profit dabei herauskommen, nach Abzug aller Kosten — nur die Insertionsgebühr, die Annoncen, würden rein gewonnen. Aber kann ein deutsches Publikum einen so hohen Preis zahlen? Kann man auf sehr großen Absatz rechnen bei so hohem Preise? Ich weiß nicht — ich weiß nicht! In dieser Ungewissheit projicire ich Folgendes, um ganz sicher zu gehen:

Die „Pariser Zeitung“ wird in Paris geschrieben, in Paris redigiert, in Paris ist ihr Redaktionszimmer, und auf der deutschen Grenze ist eine Presse, wo sie gedruckt und von wo aus sie expediert wird. Die Exekution dieses Projektes ist keinen großen Schwierigkeiten, aber sehr vielen Details unterworfen; über diese späterhin, auch kann ich sie noch nicht genau besprechen, da ich den

Grenzzort, wo die Zeitung gedruckt werden soll, noch nicht genau bestimmen kann. Doch, um Ihnen von der Exekution in Beziehung auf den Grenzzort einen Begriff zu geben, setze ich den Fall, die Zeitung sollte in Kehl gedruckt werden. Da würden eben, wie überhaupt für jeden Fall, die redigierte ausländische Partie des Journals, nämlich faits du jour, die Tageskorrespondenzen und Briefe aus England und dem Westen, um sechs Uhr Nachmittags von hier mit der Post abgehen (welche günstige Stunde!!) nach Straßburg, wo Jemand das Packet gleich von der Post abholt, und nach Kehl hinüber in die Druckerei trägt, wo sie in die schon zum Theil mit deutschen Nachrichten und sonstigen stehenden Füllartikeln begonnene Zeitung hineingedruckt werden, so daß diese, wenn die Post von Kehl abgeht (was erst spät, da sie in Straßburg gewiß eine geraume Zeit verweilt) gleich nach Deutschland weiter expediert werden kann. Auf diese Weise würde meine deutsche Zeitung den französischen (die in Paris so lange vor Abgang der Post gedruckt) immer den Vorsprung abgewinnen. Da doch die Post überall eine Weile stillhält, so läßt sich, wenn man in dieser Kombination noch einen täglichen Zwischenfourier bezahlen will, der von einem Ort zum anderen der Post den Vorsprung

abgewinne, sehr hinlängliche Zeit zum Druck der Zeitung gewinnen. In derselben Weise besorgt man die mit deutschen Nachrichten aufs frischeste versorgte Zeitung nach Paris, wo sie doch nicht wegen der hiesigen faits du jour, sondern wegen der hiesigen Korrespondenzartikel und deutschen Nachrichten ein Interesse findet. Da die Zeitung überhaupt mehr für deutschen Absatz berechnet ist, so ist die schnelle Beförderung der Pariser Korrespondenzen nach Deutschland die Hauptsache. Es wird noch immer lange andauern, ehe das ganze Publikum weiß, daß der Druckort die Grenze ist; der Redaktionsort wird für die Leute die Hauptsache sein, sie erhalten eine in Paris geschriebene Zeitung, und erfährt man auch, daß sie in Kehl gedruckt ist, so finden es doch die Klügeren im Publikum sehr begreiflich, daß Dergleichen geschieht, um die Nachrichten schneller zu befördern — es heißt dann, man schicke sie immer mit einem Courier (Staffette) nach Kehl — was aber auch in außerordentlichen Fällen geschehen muß. Auch kann man vorschützen: man müsse die Zeitung auf deutscher Grenze drucken, damit ihrem Einlaß in deutschen Staaten keine Schwierigkeiten entgegengesetzt werden — und in der That, die Schwierigkeiten werden zum Theil dadurch gleich gehoben.

Wahrlich, bei der Exekution dieses Projekts steht Wenig zu riskieren und enorm Viel zu gewinnen. —

Zu schriftlichen Unterhandlungen ist keine Zeit, überhaupt dürfen keine langen Unterhandlungen stattfinden, da Leute hier ebenfalls mit dem Projekt einer deutschen Zeitung sich herumtragen, die, kämen sie mir zuvor, zwar keine Seide spinnen werden, aber das Projekt präjudicieren könnten. Es ist der miserable B***, der bei der französischen Polizei um Unterstützung für eine deutsche Zeitung herum intrigiert, als Redakteur en chef den unglücklichen P., der sich bei der untergegangenen „Monde“ ausgezeichnet, mit sich herumschleppt, und außerdem einen berüchtigten Börsenspieler als Hauptaktionär in seine Interessen gezogen hat oder gezogen zu haben vorgiebt. —

Mathilde ist auf der Besserung. Gestern ist sie zuerst wieder ausgegangen, und ist mit mir nach der Opéra comique gegangen. — Nachdem sie in ihr maison de santé zurückgegangen, ging ich auf die Redoute — wo ich bis fünf Uhr mich müde, todtmüde lief — so daß ich heute vor Ermattung kaum schreiben kann. Überhaupt habe ich die ganze Woche dem Karneval gehuldigt. Das ist auch Schuld daran, daß ich den Artikel gegen mich von

Pf. noch nicht ganz gelesen habe. Was wollen Sie? ich habe erst den Anfang gelesen, und finde ihn gar nicht giftig, sondern nur schlecht geschrieben*).

153. An August Lewald.

Paris, den 6. März 1838.

In Beziehung auf meinen Brief vom vorigen Mittwoch habe ich Ihnen heute nachträglich zu melden: 1) daß mir von Berlin der erfreulichste Bescheid zugekommen, — 2) daß es gleichfalls keine Schwierigkeiten haben wird, meiner Zeitung den Eingang in die österreichischen Staaten zu sichern. — In überraschender Weise finde ich sogar von dieser Seite die größte Zuvorkommenheit. —

Schon in seiner ersten Gestalt, nämlich wenn die Zeitung hier in Paris gedruckt würde, böte das Projekt die glänzendsten Auspicien; nach neuen

*) Das erste Heft der „Deutschen Vierteljahrsschrift“ (Stuttgart, Cotta 1838) enthielt einen gehässigen Aufsatz von Gustav Pfizer über „Heine's Schriften und Tendenz.“

Kombinationen habe ich ausgefunden, daß in diesem Fall die Kosten geringer wären, als ich zuerst meinte.

154. An Julius Campe.

Paris, den 30. März 1838.

Liebster Campe!

Endlich, endlich ist dieser wüste, verschnupfte, vermaledeite, hundsföttische Winter überstanden. Ich habe während den drei letzten Monaten an einer Verstimmung und inneren Verödung gelitten, wie ich vorher nie gekannt. Dieses und ein Geschäft, welches meine äußere Thätigkeit mehr als rathsam in Anspruch nahm, war Schuld, daß Sie erst heute Brief erhalten. Sie irren jedoch, wenn Sie glauben sollten, daß ich unterdessen für Ihr Interesse nicht thätig gewesen sei; obgleich das erwähnte Geschäft für mich nicht in Ausführung kommt, so wird doch die Mühe, die ich mir dabei gab, für Sie die heilsamsten Früchte tragen. Dieses Geschäft war nichts Geringeres, als die Errichtung einer deutschen Zeitung hier in Paris, wobei mir

geistige und materielle Mittel zu Gebot standen, die Alles übertreffen, was man in dieser Art nur träumen kann — es galt nur, von den Preußen die bestimmte Zusicherung zu erlangen, daß sie den Eingang der Zeitung in den preußischen Staaten gestatten — denn bei der enormen Summe Geldes, fremden Geldes, die ich aufs Spiel setzte, mußte ich doch einige Garantie haben gegen willkürliche preußische Launen — und ich hatte wichtige Gründe, zu hoffen, daß man mir jetzt Alles, was ich honetter und billiger Weise verlange, gestatten würde. — Aber zu meiner Verwunderung ist der alte Unmuth noch nicht ganz und gar erloschen gewesen, und meinen Ansprüchen wurde nicht so unbedingt gewillfahret, wie ich es hoffte. Man will mir noch keine bestimmte Erlaubnis geben, und mein Zeitungsplan wird wohl scheitern — doch Das gehört nicht hierher. Ihnen habe ich bloß zu sagen, daß durch jene Unterhandlungen die Mißverhältnisse mit Preußen, wo nicht ganz ausgeglichen sind, doch in so weit gelindert wurden, daß sie allmählich ganz verschwinden. Es ist (aber im strengsten Vertrauen) ganz besonders der Minister Werther, welcher sich für mich interessiert und auch die Sympathie der übrigen für mich zu gewinnen sucht. Faktisch haben Sie jetzt wahrhaftig bei der Gesamtausgabe meiner

Werke von der preussischen Regierung Nichts zu fürchten, wenn sie auch den Buchstaben der alten Verbote nicht widerruft.

Es ist nicht meine Schuld, wenn Sie den versprochenen „Nachtrag zum Buch der Lieder“ noch nicht in Händen haben. (Ist der Titel gut?) Dieser Nachtrag soll nämlich enthalten: 1) den „Neuen Frühling,“ — 2) die Gedichte des ersten Theils des „Salons,“ — 3) dreißig meiner besten neuen Gedichte, — 4) den Tannhäuser, — 5) den „Ratcliff,“ 6) eine sehr große Vorrede, worin ich wichtige Dinge zu sagen habe. No. 1 und 2 sind längst korrigiert, No. 3, die neuen Gedichte, sind längst abgeschrieben — aber ich habe nicht den „Tannhäuser“ (worin ich Veränderungen zu machen habe), denn Sie haben mir zwei Duzend Exemplare vom „Buch der Lieder“ und kein einziges Exemplar des „dritten Salontheils“ geschickt. (!!?!). Eben so wenig habe ich die „Tragödien,“ worin ich den „Ratcliff“ doch durchsehen muß. — Meine Mutter gab die „Tragödien“ einem Franzosen mit für mich, welcher sie, statt nach Paris, nach Bordeaux verschleppte. Ich bitte Sie daher, damit ich nicht länger Zeit verliere, schneiden Sie den „Ratcliff“ aus den „Tragödien“ und den „Tannhäuser“ aus dem „Salon“ und schicken Sie mir beide

Pièces unter Kreuzkoubert. Ich schicke Ihnen dann umgehend das Ganze des Buches mit dem Dampfboot. Die Vorrede wird Ihnen zusagen.

Ich glaubte, Ihnen im nächsten Monat auch das Manuscript eines neuen Buches zu schicken — aber ach! der Mensch denkt und Gott lenkt — die verdamnten Zeitungsverhandlungen sind Schuld, daß ich, kaum im Zuge, das Buch seitdem liegen ließ — was für mich sehr betrüblich, da das Honorar schon auf meinem Budget stand. Seien Sie aber ohne Sorge, die nächste Zeit wird genug von mir zu Tage bringen. — Ich gehe in vierzehn Tagen aufs Land, in die strengste Einsamkeit. —

Sie haben mir eine Vertretung meiner Schriften gegen Gustav Pfützer im „Telegraphen“ sehr pompös angekündigt. Ich habe sie gelesen. Gott erhalte Sie bei guter Gesundheit! Gegen meine Feinde muß ich aber selbst Etwas thun.

Heute habe ich bei Ihnen eine Anfrage zu machen, und ich bitte Sie und ich nehme Ihnen drauf das Wort ab, daß Sie Niemanden von dieser Anfrage sprechen. Ich habe nämlich nicht übel Lust (theils um ein Organ für mich selber zu stiften, theils um eben so gut wie andre Leute den Sinn für periodische Publikationen zu meinem Vortheil zu exploitiern), eine Monatschrift herauszugeben,

betitelt: „Paris und London,“ oder: „London und Paris, eine deutsche Monatschrift, von Heinrich Heine.“ Jeden Monat müßten sechs bis acht Bogen erscheinen, bei Ihnen in Hamburg. Ich würde diese Zeitschrift für meine Rechnung herausgeben, und wünschte von Ihnen zu wissen, wie groß die Kosten sind und wie viel Kommission Sie mir berechnen möchten. Da mir heute nur drum zu thun ist, den Kostenüberschlag zu kennen, so sage ich Ihnen noch Nichts von Inhalt und Richtung. — Ich glaube, die zu jedem Hefte nöthigen Kupfer und Bilder von hier und London aus schicken zu können, doch möcht' ich auch wissen, ob kolorierte Lithographien, in Hamburg verfertigt, nicht theurer sind als an anderem Ort?

Und nun leben Sie wohl. Schicken Sie mir bald das Verlangte unter Kreuzkouvert, und seien Sie überzeugt, daß ich mit großer Liebe Ihre Interessen beherzige. Es wird mir immer mehr als leid sein, wenn Sie nicht mit mir zufrieden. — Aber Sie wissen ja aus der Geschichte der begabtesten Schriftsteller, daß wir nicht immer können, wie wir wollen.

Ihr Freund

H. Heine.

155. An August Lewald.

Paris, den 2. April 1838.

Ich war krank, doppelt krank, da Mathilde ebenfalls noch leidend sich in ihrer maison de santé befindet; dabei harrte ich von Tag zu Tag auf bestimmtere Antworten von Berlin; dann sollte Jemand schon vor zehn Tagen nach Berlin reisen, der meine Sache gewiß in Ordnung gebracht hätte, — und durch sonderbares Mißgeschick noch nicht abreisen konnte; endlich ließ sich auf Ihr vorletztes Schreiben nichts Positives sagen — daher mein Stillschweigen bis heute, welches Sie bei Leibe keiner Indifferenz für meine Zeitungsprojekte zuschreiben, oder gar als eine Aufgabe derselben betrachten dürfen. — Ich halte meine Idee, wie ich sie Ihnen mitgetheilt, als die ingeniosseste Kombination fest — nämlich die Herausgabe einer deutschen Pariser Zeitung, deren Redaktion in Paris, und deren Druckort an der Grenze wäre, und die also weder Stempel noch erhöhtes Porto zu bezahlen hätte und doch das Ansehen einer Pariser Originalzeitung genösse und alle übrigen deutschen Zeitungen durch größere Hilfsmittel überflügeln könnte.

Daß ich dieser Zeitung meinen Namen als Herausgeber oder vielmehr Redakteur en chef zuzügte, ist nicht die Hauptidee, sondern nur die Nebenidee, und auch für den Fall, daß ich von den deutschen Regierungen ob meines Namens chikanirt würde, weiß ich Mittel, diese Chikanen zu umgehen, ohne von den Vortheilen, die mir die Exploitation meines Namens bietet, das Mindeste einzubüßen. —

Wegen des Herrn von B. seien Sie außer Sorge. Dieser und der Lumpian *, welcher sich wegen des Bankrottes der „Monde“ noch nicht öffentlich sehen lassen darf, haben sich associirt, behaupten, ein gewisser Herr v. M. habe ihnen Geldunterstützung zur Errichtung der Zeitung zugesichert (woran kein wahres Wort ist). Die preussische Regierung habe ihnen ein Privilegium für die Einführung in Preußen bewilligt (was ebenfalls eine plumpe Lüge) — und alles Dieses, um schon auf Rechnung der künftigen Zeitung hie und da Geld zu borgen und ihr armseliges Leben zu fristen. —

Sie kennen ja diesen Menschen; in Berlin weggejagt wegen schlechter Streiche, in Algier wurden ihm öffentlich die Epaulettes abgerissen; Dr. S. hier behauptet, er habe ihm eine Uhr gestohlen; von der hiesigen Polizei hat er sich als Agent provocateur bei den deutschen Handwerkern ge-

brauchen lassen; kurz, der verworfenste und zugleich der gefährlichste Mensch — daher meine Behutsamkeit. — Dieser Tage schreibe ich Ihnen einen Zettel für C., es ist weitläufig zu erzählen. Ist C. mir gewogen, wie sein guter Vater, so soll er sich meiner zu freuen haben. Will sehen. —

156. An Julius Campe.

Paris, den 16. Juni 1838.

Liebster Campe!

Dieses sind die ersten Zeilen, die ich seit vier Wochen geschrieben; mein Augenübel ist nämlich in verstärktem Grade zurückgekehrt, und mein Arzt verbot mir Lesen und Schreiben. Letzteres fällt mir noch jetzt sehr schwer, und ich kann Ihnen nur das Nothwendigste hinkritzeln:

Ich bin sehr verstimmt, daß Sie mir weder den Empfang der Gedichte noch den Empfang der Nachrede*) angezeigt und überhaupt auf meinen letzten Brief keine Zeile erwidert. Gestern höre ich,

*) Später unter dem Titel: „Der Schwabenspiegel“ gedruckt.

dass im „Telegraphen“ eine Notiz steht, die mich eben so sehr verdrießt, wie befremdet. Wozu den Schwaben die Voranzeige der Prügel, ehe dieselben in Druck erscheinen? Dieses kann mir in vielerlei Weise schaden. Was soll die thörichte Krakelei, ich wolle in meiner Sammlung die Gedichte nicht aufnehmen, welche ich in Vewald's Europa drucken lassen? Schreiben Sie mir umgehend, was Dergleichen bedeuten soll, damit ich nicht zu Schritten gezwungen werde, die meiner Würde gemäß sind; man könnte nämlich glauben, ich sei abhängig von fremdem Rathschluss in der Sammlung meiner Gedichte.

Herr Wihl, welchem ich eine Empfehlung an Sie versprochen, wird Ihnen bereits durch Herrn Gutkow vorgestellt worden sein, und Sie hegen jetzt gewiß schon die geziemendste Vorstellung von seinen Verdiensten, worunter seine Begabung für Poesie am rühmlichsten und bemerkenswerthesten hervorglänzt. Ich empfehle Ihnen diesen jungen Poeten aufs angelegentlichste, und es wird mich sehr freuen, wenn Sie im Stande sind, ihm Dienste zu erweisen. — Haben Sie doch die Güte, ihm zu sagen, dass mein Augenübel mich verhindert hat, die versprochenen Briefe zu schreiben, und dass ich ihm überhaupt, sobald das Schreiben mir nicht mehr für die Augen gefährlich, schreiben werde.

Leben Sie wohl, theuerster Freund, und bleiben Sie liebeichst zugethan

Ihrem

Heinrich Heine.

157. An Julius Campe.

Paris, den 7. Juli 1838.

Liebster Campe!

Mein Augenübel erlaubt mir noch immer nicht, Viel zu schreiben, und Briefe liebe ich nicht zu diktieren. Überhaupt ist es eine schlimme Sache mit dem Diktieren; hab' bei meinen Arbeiten (einige Bogen über Shakspeare, die man mir abnöthigt) den Versuch gemacht, aber die prägnante Kürze und farbige Klarheit des Stils gehn dabei verloren. Sonst befinde ich mich wohl. Über die Zögernisse bei dem Abdruck der neuen Gedichtesammlung bin ich sehr verdrießlich. Sind Sie überzeugt, daß der Mörike eher mein Bundesgenosse als Gegner ist, so können Sie immerhin anstatt seines Namens einige Sternchen (* * *) setzen, im Übrigen das über ihn Gesagte stehen lassend.

Wenn Gutzkow herkäme, so wäre mir Das eine der größten Lebensfreuden.

Daß Herr Wihl einen eignen Aufsatz, und zwar einen großen, über mich schreiben wollte, habe ich wahrlich nicht gewusst; ist ein ehrlicher guter Mensch, und ich verzeih' ihm im Voraus, daß er mich kompromittiert; Letzteres ist sicher, bei seinem Mangel an Menschenkenntnis und seinem Überfluß an Dichtereitelkeit. —

Ihr Freund

H. Heine.

158. An Julius Campe.

Paris, den 23. Juli 1838.

Liebster Campe!

Hätte Ihnen Viel zu schreiben, aber mein Augenleid erlaubt es mir nicht. Heute schreibe ich Ihnen nur flüchtig in Beziehung auf eine Angelegenheit, über welche der hiesige Buch- und Kunsthändler Delloye Ihnen schreiben wird. Letzterer ist einer der respektabelsten und honettesten Leute hier, vielleicht der einzige ganz ehrliche Buchhändler, den es zwischen Cadix und Harburg giebt;

(ich sage Harburg, denn weiter östlich liegt Hamburg und seine Bohnenstraße). Er ist Chef mehrerer Associationsunternehmungen, und unter letztere gehört auch die Herausgabe der Kupferstiche der Shakspeare'schen Frauen, welche, bereits in England herausgekommen, auch hier am Ort in zwei Ausgaben erschienen, und die er auch in Deutschland herausgeben will. Um der deutschen Ausgabe einen besonderen Reiz zu geben, wollte er sie auch mit einigen Bogen Text von einem großen Autor begleiten. Ich fand mich dazu bereit, ihm zu diesem Zweck einige Bogen zu schreiben, aus wichtigen Gründen, wozu z. B. gehört, daß man sich im entgegengesetzten Falle an Ludwig Tieck gewandt hätte. Die Arbeit ist fertig, und da ich in einem Guss diktierte, liegt eine größere Menge Manuskript, als ich beabsichtigte, nämlich etwa sieben Druckbogen, bereit; (unter uns gesagt: kein Meisterstück, aber immer gut genug für den Zweck.) Ich habe nun Herrn Delloye ersucht, sich mit Ihnen zu verständigen, daß auf dem Titelblatte des Werks Ihre Firma komme und Sie überhaupt den Debit in Deutschland übernehmen. Ich habe das Zutrauen zu Ihnen, daß Sie in diesem Fall den Absatz des Werks emsig betreiben werden, und dasselbe, obgleich es mehr eine Kupferstichsammlung als ein

Buch ist, mit Ihrer gewöhnlichen Thätigkeit verbreiten. Daß der Text ganz zahm geschrieben ist, damit von Censurbehörden kein Einspruch geschieht, versteht sich von selbst; außerdem stehe ich, Sie dürfen es glauben, mit den Preußen jetzt ganz vortrefflich, und kann drauf rechnen, daß mir von dieser Seite kein neuer Schabernack geschieht. — Ich grüße Sie liebevoll,

Ihr heute ganz besonders leidender Freund

H. Heine.

Wenn im „Telegraphen“ Etwas steht, was mich interessiren kann, so schicken Sie mir das Blatt unter Kreuzkouvert: Rue des Martyrs No. 23. — Bin nämlich ausgezogen.

159. An Julius Campe.

Granville, den 18. August 1838.

Liebster Campe!

So eben erhalte ich über Paris Ihren Brief nebst der Gutzkow'schen Einlage. Die Post geht ab in einer Stunde, und diese will ich dazu benutzen,

Ihnen und Herrn Dellohe in Paris zu schreiben. Ihr Schweigen in Betreff des Letzteren setzte mich in nicht geringe Verlegenheit. Vor meiner Abreise (als ich ihm das ganze Manuscript zu seiner Verfügung zustellte) bemerkte Dellohe, daß er nicht mehr warten dürfe und den Debit des Buchs einem anderen Deutschen übergeben müsse — (wie ich sehe, hatte er in seinem Briefe an Sie von festen Exemplar-Übernahmen geredet, obgleich er doch nur auf In-Kommission-geben rechnete — aber so sind die Franzosen, sie kennen unsere deutschen Wsanzas nicht.) Ich schreibe ihm sogleich, daß er Ihnen melden müsse, wie es mit dem Debit der Shakspeare'schen Frauen gemeint sei, daß er sie Ihnen nämlich in Kommission giebt, und ich hoffe, daß mein Brief nicht zu spät kömmt. —

Gutzkow's Brief setzt mich in die außerordentlichste Verlegenheit*). Was soll ich thun! Morgen will ich ihm antworten. Die Gedichte darf ich jetzt nicht drucken, wenn ich nicht von vornherein mit Gutzkow in die peinlichsten Mißverständnisse gerathen will. Soll ich Ihnen meinen ganzen

*) Gutzkow hatte in einem dringlichen Schreiben Seine den Rath ertheilt, einen großen Theil seiner „Neuen Gedichte“, namentlich manche der in dem Cylus „Verschiedene“ enthaltenen Lieder, nicht wieder abdrucken zu lassen.

Gedanken vertrauen, aber Ihnen, so will ich mich so ehrlich und naiv als möglich aussprechen: An dem ganzen Buch liegt mir Nichts, es liegt mir Nichts dran, daß es erst später in der Gesamtausgabe gedruckt wird, und durch diesen Aufschub bringt eigentlich mein Herr Verleger Julius Campe ein Opfer — nicht ich. Nicht wahr, Das ist naiv? Aber in der That, liebster Campe, Das ist mein eigentlicher Verdruss. Wie machen wir's aber, daß Ihnen dieses Opfer einigermaßen vergütet wird? Ich dünkte, Sie druckten die Nachrede als besondere Broschüre, und in meinem nächsten Briefe sage ich Ihnen, welche neue Einleitung dazu verfertigt werden muß. Wollen Sie die Nachrede zu gleicher Zeit, am Tage wo Sie dieselbe ausgeben, im „Telegraphen“ abdrucken, so mögen Sie es immerhin thun, nur muß eine Note hinzugefügt werden: daß die Redaktion die Erlaubnis eines solchen Abdrucks vom Verleger erhalten habe.

Ich darf nämlich jetzt Nichts direkt in den „Telegraphen“ geben. Der Aufsatz, der dort über mich abgedruckt*), soll entsetzlich kompromittierend für mich sein. Ich hatte Sie ersucht, denselben

*) „H. Heine in Paris. Von Ludwig Wihl.“ Abgedruckt in Nr. 117, 118, 119 und 122 des „Telegraphen für Deutschland,“ Juli 1838.

mir sous bande zu schicken, und meine Voraussetzung, daß Wihl mich zum Piedestal seiner Großmannsucht machen würde, scheint sich zu bestätigen. Lewald schreibt mir: bei der Lektüre dieses Artikels habe sich ihm Alles im Leibe herumgedreht. Diese Tage schreibt mir ein Freund aus Paris: daß in jenem Artikel mit der ehrlichsten Schafsmiene die perfidesten Insinuationen über meine Geliebte und mein Ansehen in Paris verbreitet würden und Beurmann's Schnödigkeiten ihre Bestätigung erhielten; kurz, man ist außer sich vor Unwillen. Schicken Sie mir doch die Blätter sous bande so bald als möglich hierher: à Granville, Departement de la Manche. Wihl meint es gewiß gut, aber der Teufel plagt ihn mit der widerlichsten Wuth, seine Eitelkeit zu befriedigen — ich hab's ihm bereits gesagt, er ist aber unheilbar. — Das Ganze ist mir freilich gleichgültig, aber ich möchte, durch avouiertes Mitarbeiten am „Telegraphen“ in diesem Augenblick, die Wihl'schen Dummheiten nicht selber accreditieren. Das fehlte noch!

Sie können dem Wihl Alles wiedersagen. Der Teufel soll ihn holen, wenn Das sich bestätigt, was man mir aus Paris meldet. Ich bitte, ihm nie Etwas zu sagen, was ich Literarisches vorhabe.

Ich habe ihm Dergleichen nie in Paris sagen dürfen, wenn ich nicht dem fatalsten Korrespondenzgeklatsche verfallen wollte. —

Was Sie mir über ein „Jahrbuch der Literatur“ sagen, gefällt mir. Ich will gern dazu einen Beitrag geben, und vielleicht wähle ich dazu einen Stoff, der dem Buch gleich die außerordentlichste Bogue giebt. — Morgen schreib' ich an Gutzkow. Ich liebe ihn sehr, aber auch ihn soll der Teufel holen, nur in gelinderer Manier und mit dem gehörigen Respekt; denn er ist ein sehr vornehmer Sünder. Nergelt die ganze Welt und provociert überall Feindschaft, selbst da, wo mit ruhigem Abwarten und mit drei Gran Geduld die wichtigste Freundschaft und Bundesgenossenschaft zu erwarten stand. Morgen schreib' ich ihm; jedenfalls sollen Sie ihm schon heute in meinem Namen danken für das Interesse, das er mir widmet.

Und Sie, theurer Campe, leben Sie wohl und seien Sie meiner aufrichtigsten Freundschaft versichert.

H. Heine.

160. An Julius Campe.

Granville, den 10. September 1838.

Liebster Campe!

So eben vom Mont St. Michel (dem merkwürdigsten Plage der Bretagne) zurückkehrend, habe ich Ihren Brief vom 26. August vorgefunden; da ich morgen nach Paris reisen muß und Ihnen nur von dort ordentlich schreiben kann, beeile ich mich, Ihnen vorläufig das Nothwendigste zu antworten. Ich sehe, es hat mit dem Beitrag für das Jahrbuch Eile, und ein erst zu fabricierender Artikel käme zu spät; ich will Ihnen daher gern den „Schwabenspiegel,“ nämlich meine Nachrede, als Beitrag zum literarischen Jahrbuch überlassen; nur müssen Sie ihn nicht gleich in die Presse geben, da ich etwa ein bis zwei Bogen noch hinzuschreiben muß, welche ich Ihnen binnen zehn Tagen von Paris aus zuschicke. — Ich bin der Meinung, daß das Jahrbuch nicht einmal, sondern wenigstens zweimal jährlich erscheinen muß. — Wihl's Aufsatz hab' ich gelesen; käme er aus der Feder eines Feindes, so würde ich ihn ein Meisterstück nennen! — Gutzkow freundlichst zu grüßen; auch seinen Brief hab' ich vorgefunden. — Von

Paris aus mehr. (Meine Adresse ist Rue des Martyrs No. 23.) In großer Eile.

Ihr Freund

H. Heine.

161. An Julius Campe.

Paris, den 18. September 1838.

Liebster Campe!

Noch immer sehr zerschlagen von den Mühseligkeiten der Rückreise (die nicht zu den glücklichen gehörte), eile ich Ihnen zu schreiben. — Mein Buch: „Shakspeare's schöne Mädchen und Frauen; mit Erläuterungen von H. Heine“ wird wohl die ersten Tage der nächsten Woche fertig gedruckt sein, und Herr Delloye wartete bis zu meiner Rückkehr, um nach genauester Absprache mit mir Ihnen zu schreiben; Dieses wird er auch heute thun, und ich habe nur auf seinen Brief mich zu beziehen. — Es hat nämlich ein deutscher Händler sich anheischig gemacht, einige hundert Exemplare des Buchs gleich auf feste Rechnung zu nehmen, wenn man ihm den ganzen Debit übertrüge; und Delloye, welcher

mit dem deutschen Buchhandel bereits traurige Erfahrungen gemacht, nämlich schon einmal von einem Buche 500 Exemplare einem Deutschen in Kommission gegeben, wovon er nach Jahr und Tag 450 Exemplare zurück erhielt und das Geld für die abgesetzten fünfzig noch viel später, — Dellohe, wie Sie leicht begreifen können, fürchtet sich, daß es ihm auch bei Ihnen so gehen könne. Ich habe ihm Das aber aus dem Sinn geredet und ihm versichert, daß bei Ihrer Loyalität und Thätigkeit ein mäßiger Absatz des Buches immer unzweifelhaft sei, und daß es für ihn gar nicht nöthig sei, die Abnahme von einigen hundert Exemplaren auf feste Rechnung sich zusichern zu lassen; ich bemerkte ihm ferner, daß ein deutscher Buchhändler, der ihm einige hundert Exemplare auf feste Rechnung abnehme, gar Nichts riskiere bei einem Buche, das über zehn große Oktavbogen Text von mir enthält, daß er sich von solchen Anerbietungen nicht verleiten lassen möge, eine mir mißliche Firma auf das Buch zu setzen, und daß gewiss, wenn ich Sie, den Julius Campe, bestimmt angehe, auch von Ihnen ein solches Erbieten zu erwarten stehe. Er wird Ihnen also mit ganzem Vertrauen eine Anzahl Exemplare, die Sie verlangen werden, in Kommission geben und über die Versendungen

derselben Ihre Verfügung, nämlich wie und wohin und wie viel', erwarten. Ich habe ihm auch gesagt, es sei keine Zeit zu verlieren, da Weihnacht nahe und das Buch besonders zu Geschenken geeignet sei.

Ich habe im Anfang wahrhaftig dem Delloye keine Hoffnungen des großen Absatzes für das Buch zugesichert — ich übernahm es ungern und in kranker Periode und wollte auch nur Wenig dran schreiben — aber statt einiger Bogen schrieb ich zehn sehr große, über dreißig Zeilen lange Oktavbogen und finde, daß sie, ein anständiges Ganze bildend und aus einem schönen Guss bestehend, bei dem Publikum gewiß eine gute Aufnahme finden können — Als mich daher Delloye gestern auf Gewissen fragte: wie großen Absatz ich bestimmt erwarte? glaubte ich berechtigt zu sein, ihm zu tausend Exemplaren Hoffnung zu machen. — Von Seiten der Regierungen habe ich Nichts zu fürchten, Kochow hat sich gegen einen meiner Freunde geäußert, daß man mich bei dieser Publikation mit keinem Verbote inkommodieren werde, und im Buch ist überhaupt Nichts, was Mißfallen erregen könnte. — Es hängt also von Ihnen ab, ob mein Freund Delloye bei diesem Unternehmen gut fährt — ich bin nur moralisch dabei inter-

effiert — ich habe längst das Meinige gethan, das Manuscript abgeliefert, wofür mir Dellohe 4000 Franks ausbezahlt hat. — Sie sollen mal sehen, wie prachtvoll das Buch gedruckt ist!

Nach Beachtung Dessen, was ich Ihnen eben gesagt, werden Sie also wissen, wie Sie mit Dellohe dran sind und wie Sie ihm zu schreiben haben. Er ist ein höchst wackerer und ehrlicher Mann, und bei der Bedeutung seines französischen Verlags können Sie, wenn er einmal sieht, daß er seine Rechnung dabei findet, durch Kommissionsübernahme sehr bedeutende Geschäfte mit ihm machen.

Mit meinem Oheim bin ich längst wieder ausgesöhnt, und ich erwarte ihn hier dieser Tage mit großer Freude. — Für das „Jahrbuch“ ist, wie gesagt, die Nachrede bestimmt; aber ich muß durchaus, wo nicht eine sehr große (wozu vielleicht keine Zeit mehr), doch eine kleine Note hinzuschreiben. — Was das Buch selbst betrifft (den zweiten Band des Liederbuchs), so will es mich bedünken, daß, wenn ich etwa ein Duzend Gedichte hinauswerfe und durch neue ersetze, auch sonst noch was hinzudichte, das Buch dennoch nächstens gedruckt werden könne. Ich werde Dieses im Auge behalten. Fragen Sie mal Gutzkow, ob ich mehr als ein Duzend sacrificieren müsse? Nicht den Wohl,

dem es beim besten Willen an Takt fehlt. Ich muß den guten Wihl (der wahrlich ein besseres Schicksal verdient) hier gegen die ganze Welt vertheidigen. Ich habe freilich über seinen Artikel am Ende mehr gelacht, als geseufzt; aber Andere sind darüber wüthend. Gestern sagt mir B., daß Jemand (der mich übrigens gar nicht kenne) dem Wihl die Ohren waschen wolle, und zwar im „Telegraphen“. (?) Sein Freund, der Böhme (der an der „Breslauer Zeitung schreibt,“ sagen Sie an Wihl), spricht mir von einem Artikel in der „Allgemeinen Zeitung“, den Savoye geschrieben habe, und worin er ihn und sogar mich mit einem Desabouieren von Seiten Auersperg's bedrohe. Ja, die mildesten Menschen sind gegen diesen Artikel; ich lege zum Beweis ein Stück Brief hier bei, der eben von Granville, wo er mich nicht mehr traf, zurückreiste. Ich kann ohne Lachen an Wihl nicht denken. —

Wenn Sie nächstens von mir was geben, so lassen Sie es bei Leibe nicht in Darmstadt drucken; dort sitzen meine alten Burschenschaftsfeinde; ich erkläre mir daraus die Censurplackereien. Und nun leben Sie wohl. — Grüßen Sie mir freundlichst Herrn Gutkow.

Ihr Freund

H. Heine.

162. An Julius Campe.

Paris, den 30. September 1838.

Liebster Campe!

Anbei eine Vorbemerkung, welche vor meinem Artikel, mit kleineren Typen, gedruckt werden muß. Ich wollte etwas Großes noch hinzuschreiben, aber die Anwesenheit meiner Familie und die Hochzeitsgeschichte meines Veters verwirren mir in diesem Augenblick so sehr den Kopf, daß ich mit dem besten Willen Nichts schreiben kann. — Ich bitte Sie, dem Drucker des Jahrbuchs aufs bestimmteste einzuschärfen, daß er nicht das Mindeste an meiner Interpunction ändere. Es ist entsetzlich, wie gewissenlos dieselbe in Allem, was ich nicht selber corrigieren kann, in Allem, was Sie in meiner Abwesenheit von mir druckten, mißhandelt worden. Und sie ist doch so wichtig. — Grüßen Sie mir Guklow. — Nächstens mehr.

Ihr Freund

H. Heine.

163. An Julius Campe.

Paris, den 19. December 1838.

Liebster Campe!

Wenn ich Ihnen erst heute schreibe, so liegt die Schuld an der Schwäche meiner Augen; ich muß fast immer diktieren, und diktierter Unwille sieht weit herber aus, als der eigenhändige. Aber heute muß ich Ihnen durchaus schreiben, denn so eben erhalte ich den „Schwabenspiegel“. Hier bin ich wieder verkauft und verrathen, oder wenigstens sind meine theuersten Interessen den kläglichen Rücksichten, wo nicht gar dem leichtsinnigsten Privatwillen, aufgeopfert. Sie hatten schon genug an mir versündigt durch die ohne mein Wissen zugegebene Verstümmelung des zweiten Salontheils und der „Romantischen Schule“ — und jetzt schreibe ich das politisch und censurlich Harmloseste, eine Zurechtweisung der persönlichen Feinde, und selbst in dieser kleinen Arbeit sind die widerwärtigsten Verstümmelungen zugelassen, Verstümmelungen in den wichtigsten Übergängen und von einer fast tückischen Art, daß ich nicht einmal an Censuroseheit glauben kann. In einer solchen Schrift, wo ich mit ganzer Persönlichkeit gegen persönliche Unbill auftrete, mußte Ihnen jeder

Buchstab heilig sein. — Bei Gott! Dergleichen habe ich zum letzten Male erduldet, ich werde schon meine Maßregeln nehmen, daß Dergleichen nicht mehr vorfällt, und für den gegenwärtigen Fall werde ich ebenfalls Mittel finden, die kleine Schrift, ganz wie ich sie geschrieben habe, dem Publikum mitzutheilen. Ich kann sie aus dem Kopf schon wieder ergänzen. Als ob es nicht genug war, daß durch Ihre Schuld der Druck dieser Schrift neun Monat lang verzögert und ich um meine köstliche Genugthuung, die eben für den Moment ihren Werth hatte, geprellt wurde? Die Imprimaturverweigerung in Gießen ist leicht zu begreifen. An jedem vernünftigen Druckort war Dergleichen unmöglich; jedenfalls hätten Sie in acht Tagen ein Resultat gewusst. Alle Gesandten betheuern mir hier, daß, wie für meine Person, so auch für meine Geisteskinder, die ich jetzt in die Welt schicken wolle, keine Böswilligkeit in der Heimat zu fürchten sei. — Als Sie an Dellohe, trotz meiner vielen Bemühung, nicht einmal direkt schrieben, so daß Derselbe endlich genöthigt war, das Buch an Avenarius und Brockhaus in Kommission zu geben — da mußten diese Herren, um einen Verlagschein zu erwirken, die gedruckten Bogen in Leipzig zur Censur geben, — und nicht eine

Zeile, nicht ein Jota ward im Buche von der Censur gestrichen.

Und doch, verglichen mit dem „Schwaben=spiegel“, war das Buch voll der schrecklichsten Stellen in Betreff der Politik und der Religion.

Ich schreibe Ihnen dieser Tage, ich bin in diesem Augenblick zu wüthend, zu tief indigniert. Ich war schon hinlänglich mit Degout regaliert durch ihren letzten Brief, wo Sie mich einer Complicität mit Bornstedt ziehen, in Betreff des unglückseligen Wihl's, Ihres Ritters der Wahrheit, dessen Eitelkeitslosigkeit Ihnen jetzt gewiß noch in höchster Glorie vorleuchtet. Und dabei machen Sie mich noch auf Beurmann'sche Schmähungen aufmerksam, die doch nur in Hamburg bestellt worden, um der verletzten Eitelkeit eines Wihl's ein Ueberungspflaster aufzulegen. Da Beurmann eine ergebene Kreatur Gutzkow's ist, so begreife ich wahrlich nicht, wie dieser Letztere Dergleichen zugeben konnte. Genug, ein großer Degout erfasste mich über den Inhalt Ihres Briefes. — Und ich hätte es so nöthig, in vollem Einverständnis mit Ihnen zu leben, alle diese Kränkelleien verstimmen mich so schmerzlich, und es ist auch höchst traurig, daß ich nicht einmal auf meine Freunde mich verlassen kann!

H. Heine.

164. An Julius Campe.

Paris, den 23. Januar 1839.

Liebster Campe!

Auf Ihren Brief vom 10. Januar für heute nur wenige eilige Worte, und nur zunächst in Betreff des „Buchs der Lieder“.

Der neue Beweis, daß dieses Buch noch große Zukunft hat, bestimmt mich, in Ihrem Interesse, die zum Druck bereit liegende neue Gedichtsammlung unter dem Titel: „Buch der Lieder, zweiter Band“ herauszugeben und die neue Auflage des alten eigentlichen „Buchs der Lieder“ mit der Überschrift: „Buch der Lieder, erster Band“ drucken zu lassen. Ich glaube, Das findet Ihren großen Beifall.

Leider Gottes sind in der zweiten Auflage sehr viele Druckfehler, so daß ich das alte „Buch der Lieder“ nochmals durchgehen muß und Ihnen erst in vierzehn Tagen einige Verbesserungen zuschicken kann, um die dritte Auflage in Druck zu geben. Auch einige Worte Vorrede, vielleicht in metrischer Form, will ich hinzugeben.

Das Manuskript des zweiten Bandes des „Buchs der Lieder“, den „Nachtrag“, schicken Sie

mir jetzt umgehend per Postwagen. Damit das alte „Buch der Lieder“ durch diesen hinzugekommenen Band nicht compromittiert wird, will ich hierin alle Gedichte auswerfen, die nur irgend Anstoß erregen möchten, wo alsdann doch gewiß nicht mehr als ein Druckbogen opferiert zu werden braucht; diese Lücke werde ich durch einen Druckbogen mit neuen vortrefflichen Gedichten zu füllen suchen (ich hab' sie bereits angefertigt). Wenn ich etwa die unglückliche Nachricht von diesem zweiten Bande fortlasse, wird das Buch vielleicht etwas zu dünn, und in dieser Hinsicht möchte ich die Übersetzung der ersten Scene aus Byron's „Manfred“, die in meiner frühesten Gedichtesammlung enthalten ist, hinzufügen. Ich bitte Sie daher, mir diese Gedichtesammlung (die bei Maurer in Berlin erschienen) mitzuschicken.

Packen Sie doch einige Bücher hinzu, die mich interessieren könnten. Z. B. schicken Sie mir Schiff's „Gevatter Tod“, sowie auch Exemplare des dritten Salontheils, wovon ich kein einziges Exemplar erhalten.

Aus den censurirten Bogen des „Schwaben-
spiegel's“ werden Sie ersehen haben, daß ich zu dem grenzenlosesten Ärger vollauf Ursache hatte. Dazu machte mir der Teufel weiß, die Verstümm-

lungen kämen von der Redaktion. Aber, um des lieben Himmels willen, wer giebt in einem Nest wie Grimma Etwas zur Censur! — Künftig mehr hierüber. — Sagen Sie dem Ritter der Wahrheit (wie Sie einst Herrn Wihl genannt haben; ich glaube, auch Sie rühmten an ihm seine Gleichgültigkeit gegen Privatruhm — jetzt singen Sie ja in einem ganz entgegengesetzten Ton), sagen Sie Herrn Wihl, daß Herr B. r den Wechsel von 200 Franks nicht bezahlt hat, protestieren ließ, sich endlich eklipsierte, und daß ich genöthigt war, dieses Geld aus meiner Tasche zu zahlen.

Ihr Freund

H. Heine.

165. Erklärung.

„Der Schwabenspiegel,“ ein mit meinem Namen unterzeichneter und im „Jahrbuch der Literatur“ von Hoffmann und Campe abgedruckter Aufsatz, ist, im Interesse der darin besprochenen Personen, durch die heimliche Betriebsamkeit ihrer

Wahlverwandten, dergestalt verstümmelt worden,
daß ich die Autorschaft desselben ablehnen muß.

Paris, den 21. Januar 1839.

Heinrich Heine.

166. An Gustav Kühne.

Paris, den 30. Januar 1839.

Erw. Wohlgeboren

bitte ich, die einliegenden Zeilen*) in der „Eleganten“ abzudrucken. Sie werden mich dadurch aufs freundlichste verbinden.

Es mag Sie freilich befremden, wenn ich Ihnen gestehe, daß ich erst vor einigen Wochen Ihre Bekanntschaft machte, nämlich Ihre „Weibliche und männliche Charaktere“ gelesen hab'; — aber es wird Sie keineswegs wundern, daß ich davon auf ungewöhnliche Weise angesprochen, erquickt und erbaut worden. Solche Bücher, obgleich selten,

*) Die unter Nr. 165 mitgetheilte Erklärung, welche in der „Zeitung für die elegante Welt“ Nr. 28, vom 8. Februar 1839, abgedruckt ward.

geben mir eine Garantie für den fortschreitenden Geist der Humanität in Deutschland und die Talente seiner Träger. Nach der Lektüre Ihres Buches ergriff mich ein sonderbares Heimweh — Vielleicht aber irre ich mich und es giebt nur Wenige Ihres Gleichen in Deutschland. Empfangen Sie meine herzlichsten Grüße und die Versicherung meiner heiteren Hochachtung.

H. Heine.

Adresse: Rue des Martyrs 23.

167. An Julius Campe.

Paris, den 20. Februar 1839.

Liebster Campe!

Entweder noch heute oder in den nächsten Tagen schicke ich Ihnen die Vorrede zur dritten Auflage des Liederbuchs. Das Exemplar der durchkorrigierten zweiten Auflage, welches als Manuscript zum Abdruck dienen soll, habe ich vor etwa sieben Tagen nach Hamburg geschickt. Ach, liebster Campe, ich muß heute wieder das alte Lied singen: wie viel Kummer hatte ich, bei der neuen Durchsicht des „Buchs der Lieder“! Sie wissen,

wie viel ich auf meine Interpunktion halte, und sehen Sie mal: wie liederlich ist diese beim Druck berücksichtigt! Bei einem Buche, wie dieses, sollte dem Drucker jedes Komma heilig sein. Die Durchsicht hat mir acht bittere Tage gekostet, und ich hoffe, daß diesmal meine Mühe nicht vergebens war! Schreiben Sie nur gleich an den Drucker, daß man mit diplomatischer Treue meine Interpunktion wiedergebe. Überhaupt sorgen Sie für besseren Druck — Vergleichen Sie in dieser Beziehung mal die zweite Auflage des Liederbuchs mit der Ausstattung anderer Gedichtesammlungen, z. B. Freiligrath's — der bei Cotta erschienen!

Was soll ich aber sagen zu der widerwärtigen Entdeckung, die ich jetzt machte, daß die Censur sogar im „Buch der Lieder“ einige Gedichte verstümmelt hat! Was können Sie da vorbringen? Habe ich ebenfalls hier den Censor in Furcht gejagt? Bin ich nicht von allen Dichtern Derjenige, in dessen Versen die wenigsten politischen Anklänge? Habe ich nicht streng Alles ausgeschieden, was dem „Buch der Lieder“ nur die mindeste Partiefärbung geben konnte? Ich habe die verstümmelten Gedichte wieder aus der ersten Auflage hineingefleht, und ich denke, es wird kein Sota daran verkürzt werden, wie ich überhaupt hoffe, daß ich jetzt

nicht mehr in solcher Weise sacrificiert werde —
Nein, ich hoffe es nicht bloß, ich bin Dessen auch
sicher — ich werde Ihnen keine Zeile mehr geben,
wenn ich diese Sicherheit nicht empfangen. Schon
aus dem Grunde sollten Sie Alles dran setzen,
mich unverstümmelt zu drucken, damit hier kein
Nachdruck erscheint, der wenigstens den älteren
Ausgaben getreu wäre — Sie haben keinen Be-
griff davon, wie Viel ich in dieser Beziehung ge-
than habe, um Ihre Interessen zu wahren, und
ich werde auch immer Alles thun — aber thun
Sie wenigstens das Ihrige, sorgen Sie für Censur-
befreiung, drucken Sie treu und schön, geben Sie
gute Ausstattung meinen Kindern —

Ich sterbe an dem Schnupfen, der mich seit
vierzehn Tagen quält und in einer großen Arbeit
aufhält. — Ich habe den „Schwabenspiegel“ nicht,
wie man mir rieth, wiederabdrucken lassen, ich be-
schränkte mich darauf, die Verstümmelung dem
Publikum anzuzeigen, werde das Opus aber
späterhin in seiner wahren Gestalt geben. — Herr
Wihl soll im „Korrespondenten“ den Schwaben
auf meine Kosten den Fuchsschwanz gestrichen haben;
der eitle Poet, Alles fähig aus Eitelkeit.

Ihr Freund

H. Heine.

168. Schriftstellernöthen *).

Offener Brief des Dr. Heine an Herrn Julius Campe,
Inhaber der Hoffmann und Campe'schen Buchhandlung zu
Hamburg.

Mein liebster Campe!

Wenn Sie oder Andere darauf gerechnet haben,
daß mir der „Telegraph“ des Herrn Gutzkow hier
nicht zu Gesicht komme, irrten Sie sich. Dasselbe
ist der Fall, wenn Sie sicher darauf bauten, daß
ich auf die darin abgedruckte Erklärung in Betreff
des „Schwabenspiegels“**), aus persönlichen Rück-

*) Die von [] umschlossenen Stellen dieses Aufsatzes
sind aus dem (in Händen des Herrn Dr. G. Kühne befind-
lichen) Originalmanuskripte ergänzt worden.

**) Die vom 15. Februar 1839 datierte Erklärung von
Hoffmann und Campe war in Nr. 34 des „Telegraphen
für Deutschland“ abgedruckt und lautete, wie folgt: „In Be-
zug auf die von Heinrich Heine gegebene Erklärung, daß
er den unserm „Jahrbuche der Literatur“ einverleibten
„Schwabenspiegel“ mehrfacher Verstümmelungen wegen nicht
mehr anerkenne, erwidern wir, daß dieselben lediglich
nur der sächsischen Censur, der das „Jahrbuch“ un-
terworfen war, zur Last fallen. Wir bemerken dies des-
wegen, um den Gegnern Heinrich Heine's deutlich zu machen,
was sie unter „der heimlichen Betriebsamkeit ihrer Wahl-
verwandten“ zu verstehen haben.“

sichten, Nichts erwidern würde. Enthielte jene Erklärung nur eine rohe Beleidigung, so würde ich gewiß schweigen, alter Freundschaft willen, auch aus angeborener Milde, die aufbrausenden Mißlaunen des Gemüthes gern entschuldigend, zumal in dieser schweren Zeit, wo so viel' Widerwärtigkeiten, wie auf den Schriftsteller, so auch auf den Buchhändler eindringen, und Einer dem Andern, wenigstens der Vernünftigeren dem Leidenschaftlicheren, manche Unbill verzeihen sollte . . . Aber, liebster Freund, wenn ich auch, alle Empfindlichkeit besiegend, die rohe Beleidigung ruhig hinnähme, so ist doch Ihre Erklärung von der Art, daß sie allerlei bedenkliche Interpretationen zuläßt, die das Ansehen meines Wortes und also auch jene heiligen Interessen, denen mein Wort gewidmet ist, gefährden können. Nur als Abwehr jener Interpretationen schreibe ich Ihnen diesen offenen Brief.

Ich machte in der „Zeitung für die elegante Welt“ dem Publikum die Anzeige: daß bei Ihnen erschienene „Sahrbuch der Literatur“ enthalte einen Aufsatz von mir, betitelt „Schwabenspiegel,“ welcher im Interesse der darin besprochenen Personen, durch die heimlichen Umtriebe ihrer Wahlverwandten, dergestalt verstümmelt worden, daß ich die Autorschaft desselben nicht mehr vertreten könne.

— Hierauf, liebster Campe, ließen Sie im „Telegraphen“ des Herrn Gutzkow die Erklärung drucken: jene Verstümmelungen fielen lediglich der [königlich sächsischen] Censur zur Last! und Sie setzten hinzu die Worte: „Wir bemerken Dieses desßwegen, um den Gegnern Heinrich Heine's deutlich zu machen, was sie unter der heimlichen Betriebsamkeit ihrer Wahlverwandten zu verstehen haben.“

Zunächst also widersprechen Sie mir, und zwar ganz apodiktisch, von oben herab, ohne Angabe irgend eines Beweises, der etwa Ihre Aussage bestätige. Ich könnte nun Ihrem kargen Nein ein eben so kurzes Ja entgegen setzen, und es käme alsdann darauf an, wessen Wort in Deutschland den meisten Glauben fände. Aber, wie ich schon erwähnt habe, ich will zu der rohen Beleidigung kein Seitenstück liefern, ich will Sie nicht der Unwahrheit, sondern nur des Irrthums zeihen, und bei diesem betrüblichen Geschäfte stütze ich mich nicht auf meine individuelle Glaubwürdigkeit, sondern nur auf Thatsachen, die Sie selbst anerkannt, und auf die allerhöchste Autorität der Logik. Das Faktum der erwähnten Umtriebe steht daher nicht direkt in Frage; später, wenn die Einmischung mancher Personen weniger indiscret und meine Furcht vor einer gewissen rothen Kreide weniger

hemmend sein wird, werde ich auf jenes Faktum zurückkehren. Heute beschränke ich mich auf einige Erörterungen, wonach das Publikum selbst beurtheilen möge: ob Sie, theurer Freund, hinlänglich berechtigt waren, meinen Worten in der erwähnten, inofficiösen Weise zu widersprechen?

Ich gestehe Ihnen, ich wollte kaum meinen Augen trauen, als mir im „Telegraphen“ die besagte Erklärung zu Gesicht kam. Hätte ich nicht längst gewusst, unter welchen Einflüssen Sie stehen, wahrhaftig die größten Besorgnisse für die Gesundheit Ihres Hauptes wären in mir aufgestiegen. Armer Freund! als Sie jene Erklärung schrieben oder unterschrieben, litten Sie jedenfalls an einer entsetzlichen Untreue des Gedächtnisses, Sie hatten ganz vergessen, was in Ihren jüngsten Briefen steht, und am allerwenigsten erinnerten Sie sich Dessen, was Sie mir zu anderen Zeiten schrieben, wo ich ebenfalls über Verstümmelung meiner Schriften Klage führte. In der That, es war Ihre Schuld, wenn solche Klagen sich mehrmals wiederholten, wenn ich, gekränkt von diesen Bitternissen, alle Lust und Freude an der leidigen Schriftstellerei einbüßte, wenn ich lieber mit verbissenen Lippen ganz schwieg, als daß ich mein gefälschtes Wort den schmäblichsten Mißverständnissen bloßstellte.

Das fing an mit den „Französischen Zuständen.“ Milde und billigdenkend, wie ich bin, verzieh ich Ihnen gern die ungeheuren Verwüstungen in der Vorrede; Sie gestanden mir, daß Sie letztere, um großen Ungelegenheiten vorzubeugen, der Censur überliefert, obgleich das Buch über zwanzig Druckbogen enthielt . . . Sie waren damals eben in den heiligen Ehestand getreten, hatten jetzt Frau und Kind, und ich konnte Sie nicht gradezu verdammen. Ich berücksichtigte auch bei meiner nächsten Publikation diese veränderte Lage des vermählten Verlegers, und den ersten Theil des „Salons“ konnten Sie getrost ohne die Vorsichtsmaßregeln der Censur in Druck geben. Sie hatten mich sicher gemacht, und vertrauensvoll schickte ich Ihnen den zweiten Theil des „Salons“, der ebenfalls über zwanzig Bogen stark und keiner Censur unterworfen war; auch hatten Sie damals wieder so viel Neckes in die Welt hineingedruckt, z. B. Börne's Briefe, daß ich meinte, der Campe sei wieder der alte Campe . . . Aber ich verrechnete mich, eben weil Sie so viele ultraliberale Bücher und Büchlein verlegt hatten, glaubten Sie bedeutend einlenken zu müssen, und es war eben mein armer zweiter Band des „Salons“, den Sie sacrificierten, den Sie auf den Altar der Censur niederlegten,

als Sühnopfer für Ihre Presssünden. Das Buch wurde gehörig abgeschlachtet und dergestalt vermehrgert, daß seine ganze patriotische Bedeutung verloren ging, daß man eine gewisse theologische Polemik, die bittere Schale, für den eigentlichen Kern desselben halten konnte, daß dadurch zur Verkenning und zur Verleumdung meines Strebens vollauf Gelegenheit gegeben ward. In der Anzeige, die ich deshalb publicierte*), mochte ich vielleicht zu weit gehen, indem ich das mir widerfahrene Mißgeschick Ihnen allein zur Last legte; aber ganz konnte ich Sie niemals von aller Schuld freisprechen. Wir brouillierten uns damals, und versöhnten uns wieder, flickten das geborstene Zutrauen, und bald darauf sandte ich Ihnen „Die romantische Schule“, die Sie ebenfalls druckten . . . nachdem Sie dieselbe aus plötzlicher Angst, Gott weiß an welchem Orte, wieder zur Censur geliefert und an Leib und Leben verstümmeln ließen! Diesmal brauchte ich mich etwas weniger zu ärgern, da unter dem Titel „Zur Geschichte der neuern schönen Literatur“ in einer hier zu Paris erschienenen Ausgabe der unverstümmelte Text jenes Buches zum größten Theil

*) Siehe die Erklärung vom 19. März 1835, Nr. 101 des vorliegenden Bandes.

enthalten, und ich mich also vor boshaften Mißdeutungen einigermaßen geschützt glaubte. Auch war Ihre Furcht vor greller Verantwortlichkeit damals nicht ungegründet, eine gewisse Schwüle verkündigte das Gewitter, welches bald darauf, als Bundestagsbeschluss gegen das junge Deutschland, bei uns einschlug. Während es schon donnerte und gelinde blitzte, reichte ich Ihnen die versöhnliche Hand, zuckte die Achsel, unterwarf mich den regierenden Sternen, der fatalen Nothwendigkeit, und beschloß, hinfüro nur leichte Phantasiespiele drucken zu lassen, die, aller politischen Beziehungen bar, überall die Censur passieren würden . . .

Mit solcher Resignation schickte ich Ihnen den dritten Theil des „Salons“, welcher eine harmlose Märchensammlung und eine literarisch wilde, doch politisch sehr zahme Vorrede enthielt; das Buch erlangte wirklich das volle Imprimatur, bis auf die Vorrede, womit sich sonderbare Dinge zutrugen. Diese war nämlich gegen den Stuttgarter Denuncianten gerichtet, und Derselbe, wie ich erst später erfuhr, genoss damals bei gewissen Behörden eines außerordentlichen Schutzes. [Freilich, der Angeber muß vom Staate geschützt werden, wenn er auch der erbärmlichste Schuft ist; sonst ist keine Polizei möglich.] Zum Unglück für meine arme Vorrede

ward dem erwähnten Denuncianten noch außerdem, durch die heimlichen Umtriebe seiner Wahlverwandten, überall Vorschub geleistet. Er stand nicht allein; so wie seine Denunciationen nicht bloß öffentlicher Art waren, so hatte er auch eine Menge im Dunkel einherschleichender Gehilfen. Ja, jene Denunciationen waren nicht bloß öffentlicher Art, bestanden nicht bloß in gedruckten Artikeln; vielleicht erinnern Sie sich, daß Sie sich damals erboten, mir einen eigenhändigen Brief zu verschaffen, den Herr Wolfgang Menzel kurz vor dem Erscheinen der Bundestagsbeschlüsse an Theodor Mundt geschrieben, und worin er blödsinnigerweise seine hässlichen Schelmereien selber verrieth.

Aber Sie vergessen Alles, lieber Campe, Sie vergessen sogar, daß Sie selber, bei Gelegenheit der Vorrede zum dritten Theile des „Salon's“, gegen die geheimen Umtriebe der Menzel'schen Wahlverwandten mit aller Macht zu kämpfen hatten und Dergleichen nur durch Gegenlist vereiteln konnten. Namentlich beklagten Sie sich damals über einen gewissen Dr. A[drian], Censor in Gießen, wohin Sie das Buch zum Druck gegeben; auf ihn warfen Sie die Schuld, daß der Inhalt, der bis zum Erscheinen desselben ein Geheimnis bleiben sollte, schon gleich in Stuttgart bekannt wurde. In

Ihrem Briefe vom 21. Oktober 1836 schrieben Sie mir:

„Gesagt habe ich Ihnen, daß A[drian] Ihr Censor in Gießen ist, [Derselbe, der „Bilder aus England“ schrieb.] Dieser gab in den „Phönix“ eine Notiz, daß der Salon III mit hessischer Censur in Gießen gedruckt würde. Ich mittelste Das aus und habe durch den Redakteur Duller den Beweis in Händen, daß er es mittheilte. Diese Notiz ging in andre Blätter über, und könnte so die Konfiskation des Ganzen zur Folge haben. Die Absicht dieser Insinuation liegt nicht tief.“

In einem späteren Briefe klagten Sie, daß man Sie mit dem Imprimatur Monate lang hinhalte, — (in der That, es verflossen über neun Monate, ehe das Buch erschien) — und Ihr Verdacht steigerte sich. Endlich, [nachdem man Sie lange an der Nase herumgeführt,] schrieben Sie mir Folgendes in Ihrem Briefe vom 5. April 1837:

„Denken Sie, A[drian] will das Imprimatur nicht für die Vorrede ertheilen. Der Drucker hat an das Ministerium requiriert. Die Minister haben gelacht, aber [so ein H tt, der „Skizzen aus England“ schreibt, ist auf seinem Posten allmächtig,] sein Recensent Menzel

gilt ihm mehr als Heine, er will also Pietät üben.“

Diese Erinnerungen mögen Ihnen einen ungefähren Begriff davon geben, was ich unter dem Ausdruck „die geheimen Umtriebe der Wahlverwandten“ eigentlich verstehe. Eine präcise Definition ist hier unmöglich. Das sind Dinge, die weit eher gerochen, als gesehen und betastet werden. Sie können mir eben so gut zumuthen, den Wind mit fester Hand zu erfassen oder die Dunkelheit zu beleuchten . . . Es kann mir da wohl begegnen, daß, so wie ich mit der Laterne herankomme, die Schatten, die ich Jedem zeigen wollte, spurlos verschwunden sind.

Polemische Arbeiten, wobei das Interesse des Augenblicks in Anspruch genommen wird, verlieren durch Verzögerung des Drucks den besten Theil ihres Werthes; nichtsdestoweniger dankte ich Ihnen, daß Sie unter dem Titel „Über den Denuncianten“ die erwähnte Vorrede des dritten Salontheils als Broschüre unverstümmelt herausgaben. Ich schöpfte wieder neuen Glauben an Ihren Druckmuth, ich ward wieder sicher. Nicht wenig mußte ich mich daher verwundern, als ich, bei Ihnen anfragend, wie es mit dem Druck des zweiten Bandes des „Buchs der Lieder“ aussehe? die Antwort erhielt: Nicht so dumm,

diesmal sei das Manuskript nicht nach Gießen zur Censur geschickt worden, sondern nach Darmstadt, und von dort wäre noch keine Nachricht angelangt. Ich mußte herzlich lachen, daß der heldenmüthige Verleger der Börne'schen Schriften jetzt sogar meine harmlosen Liebeslieder zur Censur giebt . . . Aber meine gute Laune schwand, als ich, der ich Nichts von Geographie verstehe, mich bei einem ehemaligen deutschen Lohnkutscher näher erkundigte und den Bescheid empfing: Darmstadt und Gießen, Das sei wie Speck und Schweinefleisch, da sei kein Unterschied, ein Thorzettel aus Darmstadt gelte auch in Gießen, und der Gießener Gassenvoigt sei ein leiblicher Vetter des Herrn Zollinspektors zu Darmstadt. Ich ward daher nicht sonderlich überrascht, als ich nach mehreren Monaten von Ihnen den Klagebrief erhielt: man habe wieder [Sie an der Nase herumgeführt und] das Imprimatur verweigert. Da ich zu diesem Buche eine Nachrede geschrieben, die, polemischen Inhalts, durch solche Druckverzögerung das Interesse der Aktualität schon ein Bißchen eingebüßt hatte, gab ich gern Ihrem Vorschlage Gehör, diese Nachrede in einem „Jahrbuch der Literatur,“ welches Sie im Oktober auszugeben versprochen, gleich abdrucken zu lassen. Leider besitze ich den hier erwähnten Brief nur

zum Theil, da ich mich bei Empfang desselben in der Bretagne befand und eine Stelle des Briefes, welche Herrn D. betraf, ausschnitt und Demselben nach Paris zuschickte; es befindet sich daher im Briefe eine Lücke, was mir sehr leid ist; denn ich möchte gern die Originalworte anführen, womit Sie mir den treuesten Abdruck meiner Nachrede versprochen und mir zugleich über Herrn Gutzkow ein sehr naives Geständnis machten. Der Brief ist vom 9. August 1838, und folgende Worte haben sich darin erhalten:

„Mit Gutzkow habe ich heute Abend ein „Unternehmen ausgeheckt, das für die Interessen „der Literatur von Wichtigkeit sein wird; nämlich ein „Jahrbuch der Literatur,“ das im Oktober dieses Jahrs ausgegeben werden soll und „künftig alle Jahre folgen wird. Wir haben Journale, Monats- und Quartalschriften genug — „Was diese sich erlauben, wissen die zur Fabne „Gehörenden zur Gnüge. Das Jahrbuch soll in „letzter Instanz entscheiden, die Akten mustern. „Ihre Nachrede würde hierin ganz am richtigen „Platze sich befinden. Gutzkow trug mir auf, Das „Ihnen zu sagen. Rosenkranz, Jung, König, Kiedel, „Daumer, Schücking, Dingelstedt zc. geben Beiträge. „Die übersichtlichen Artikel von 1830 an giebt

„Gutzkow. Der sogenannten jungen Literatur wird
„Nutzen daraus werden. Wienbarg wird was geben.
„Ihren Aufsatz hätte Gutzkow dafür gar gern —
„Oder wollen Sie einen andern geben? Falls Sie
„den Nachtrag gedruckt wissen wollen . . .“

Bei diesen Worten beginnt die erwähnte Lücke. Ich erhielt zu gleicher Zeit einen Brief von Herrn Gutzkow, worin er sich mir freundlich und liebevoll nahte, was er wahrlich guten Fuges thun konnte, da ich schon frühzeitig in meinen Schriften seinen Genius mit gehöriger Würdigung begrüßt hatte und ich auch späterhin, in bedrängtester Zeit, als die Genossen ihn gleichsam im Wettlauf desavouierten, unumwunden meine Sympathie für ihn aussprach. Sie wissen, wie ich sein Vertrauen ehrte, und sehr gern überließ ich dem „Jahrbuch der Literatur“ die erwähnte Nachrede, für welche Herr Gutzkow mir den Titel „Schwabenspiegel“ vorschlug.

Sie können sich nun leicht eine Vorstellung davon machen, wie schmerzlich, widerwärtig schmerz-
lich mein Gemüth berührt wurde, als nach solchen Vorgängen Ende December das „Jahrbuch der Literatur“ mir zu Händen kam, und ich meine arme Nachrede, die jetzt einen pretensiosen Titel trug, so gründlich verstümmelt fand, [daß ich nicht nur

um meine Genugthuung an den darin besprochenen Personagen geprellt schien, sondern daß, durch Verfälschung der Beiwörter, Ausmerzung der Übergänge und sonstige Entstellung der Form, auch mein artistisches Ansehen bloßgestellt worden.] Das hat wahrlich kein Censor gethan, denn auch nicht eine Silbe war in dem Aufsatz, die nach Politik oder Staatsreligion roch, [und wenn ich ihn später in seiner ursprünglichen Gestalt abdrucke, wird Jedem einleuchten, daß die schäbigen Finger, die hier ihr dunkles Werk vollbracht, zugleich die Spur Ihrer Absichten zurückgelassen haben.] Sie sind unschuldig daran, liebster Campe, ich bin davon überzeugt; denn als ich Ihnen über diesen Frevel gleich schrieb, antworteten Sie mir mit Verwunderung, und aus Ihrem Briefe vom 25. December 1838 will ich nur die Worte anführen:

— — „Mir schien es auch, daß Etwas fehlte; „ich verlangte daher das Manuscript zur Vergleichung, wie Sie aus dem Fragmente des Briefes „vom Faktor der Druckerei sehen. Zuvor schrieb „mir P. (der Schriftsteller und Buchdruckerei-Besitzer), Ihr Aufsatz allein fände Anstand beim „Censor. Ich hatte befohlen, und meine Briefe „an die Druckerei bezeugen es, wenn Sie sie

„sehen wollen, daß ich erklärte: wenn Etwas „gestrichen würde, worauf ich nicht gefasst war, solle der Artikel wegbleiben.“

Eingeständlich hatten Sie also bestimmten Befehl gegeben, im Fall die Censur an meinem Artikel streichen wolle, ihn lieber gar nicht zu drucken . . . Wie kommt es nun, daß der Artikel dennoch, trotz diesem Befehl, so entsetzlich zusammengestrichen und dennoch gedruckt wurde? Oder giebt es Befehle, die höher geachtet werden, als die Ihrigen, und denen Sie selbst nur blindlings gehorchen? Sie erregen jedenfalls die bedenklichsten Zweifel an Ihrer Selbständigkeit, wenn Sie die Verstümmelung meines Artikels lediglich der [königlich sächsischen] Censur zur Last legen.

Nein, diesmal will ich mich nicht auf die Censur verweisen lassen, und am allerwenigsten auf die [königlich sächsische] Censur, die mir eben damals, als ihr „Fahrbuch“ erschien, einen glänzenden Beweis ihrer Milde und Liberalität gegeben hat; weil nämlich jedes Buch, das im Auslande gedruckt worden, in Deutschland die Censur passieren muß, ehe es in den deutschen Bundesstaaten verkauft werden darf, ließ ich „Shakspeare's Mädchen und Frauen“ [in Leipzig] censurieren, und siehe! in diesem Buche, [welches doch manche politisch und theolo-

gisch anzügliche Stelle enthielt,) hat die [königlich sächsische] Censur kein einziges Wort gestrichen! Warum soll nun [in Grimma] dieselbe Censurbehörde ein weit harmloseres Opus verstümmelt haben? Gewöhnlich kann man an kleineren Orten weit eher durch freundliche Vorstellungen der Censurstrenge Etwas abgewinnen, man giebt den unwichtigen Theil eines Buches preis, um das Bedeutendere zu retten, man vermittelt. . . Kurz, liebster Campe, Alles, was Sie mir erwiderten, sprach mehr gegen Sie, als für Sie; im Gegentheil, Sie selbst lieferten mir neue Gründe zum Argwohn; der angebliche Censurbogen, den Sie gleichzeitig einschickten, war Nichts weniger, als ein mit Imprimatur versehener Censurbogen; dabei suchten Sie mich auf allerlei fremde Fährten zu bringen, und z. B. in Ihrem Briefe vom 10. Januar schrieben Sie mir:

„ — — Den Censurbogen vom „Schwaben-
„spiegel“ habe ich Ihnen vor acht Tagen gesandt,
„und werden Sie daraus die Überzeugung gewon-
„nen haben, in welchem schändlichen Verdacht Sie
„Gutzkow und mich hielten! [Leider ist es sündlich,
„wie der Censor gehandelt hat, und man sieht: daß
„es reine Fraubasereien sind, die er in Schutz
„nimmt, z. B. für Theodor Hell! Der Censor ist

„ein Dresdner. Früher war es Gehe, Der ist jetzt
„in Paris — —“]

Nein, liebster Campe, [Theodor Hell ist unschuldig; auch stand in meinem Artikel kein einziges Wort, das nur im Mindesten Denselben verletzen konnte.] Auch Gutzkow, auf den, ich weiß nicht warum, Sie mich so gern anrennen lassen möchten, ist unschuldig. Er ist unschuldig wie Sie. Wenn ich vielleicht in meinem Brief an Sie etwas unwirsch von Gutzkow sprach, so geschah es zunächst, weil ich übel gelaunt war, und dann auch weil ich ihn auf keinen Fall von einer levissima culpa freisprechen konnte. Sie sagten mir nämlich in Ihrem Briefe, daß der Censor in Gutzkow's Aufsatz gar Nichts gestrichen habe, und doch, in Vergleichung mit letzterem, welcher politisch=philosophisch so viele Zeitinteressen diskutierte, war mein Aufsatz nur ein armer harmloser Schwabenspiegel. Aber Herr Gutzkow, welcher dafür sorgte, daß sein Aufsatz bei der Censur keinen Schaden litt, — warum übte er für meinen Aufsatz, den ich ihm gewissermaßen anvertraut hatte, nicht dieselbe Sorgfalt? Da Sie, liebster Campe, keine juristischen Bücher verlegen, so wollte ich Ihnen deutlich machen, was ich unter levissima culpa verstehe.

Wenn ich aber überhaupt gegen Herrn Guzkow unmuthig war, so haben Sie selbst, lieber Campe, durch eine gewisse kindliche Redseligkeit am meisten dazu beigetragen. Wer hat mich zuerst darauf aufmerksam gemacht, daß manche Schmähartikel, die ihr Material augenscheinlich aus Hamburg bezogen, ganz sicher aus der Feder jenes edlen B[eurmann] geflossen, der am Ende doch Nichts anders ist, als eine von den dienenden Seelen des Herrn Guzkow? Warum in Ihrem Briefe vom 5. Februar 1839 stecken Sie mir, daß ein Herr Wihl keine Zeile schreibe, die nicht Guzkow revidiert habe? Warum belasten Sie Letztern mit der Verantwortlichkeit für Alles, was Jener schreibt? Und wenn Jener, in einer Zeitschrift meinen „Schwabenspiegel“ besprechend, die Schwaben und sogar das Wenzel'sche Heldenthum gegen mich in Schutz nimmt, muß ich alsdann nicht über Guzkow mißlaunig werden, der seinem Bedienten vielmehr Ordre geben sollte, meinen Aufsatz unterthänigst zu respektieren, schon aus Gründen der Delikatesse? Und wer, liebster Campe, lieferte mir eine Charakteristik des besagten Herrn Wihl, dem Sie, wie aus Ihrem Brief vom 21. Junius 1838 hervorgeht, das Manuscript des „Schwabenspiegels“ ohne mein Vorwissen anvertraut und wochenlang in

Händen ließen? Wer schrieb mir in dem schon erwähnten Brief vom 25. December 1838 die folgenden Worte:

„Wihl ist eine Klatsche. Vor vierzehn Tagen habe ich ihn gehörig in der Kur gehabt, weil der Mensch, der mit dem ganzen schreibenden Unrath hier frère et compagnie ist, sich erdreistete, mich in eine Klatscherei zu bringen, wo ich eine Figur spielen sollte, die sich am Gängelbände Gutzkow's und Wihl's leiten ließe! — Es war ein dicker Knäul — — — — Nach dieser Sage aber, daß ich vom „Telegraphen“ abhängig; — daß ich thun müsse, was Gutzkow wolle“ — sprach ich mich gegen Gutzkow so ungefähr aus: daß ich vor vier Monaten ihn bei Gelegenheit seiner Klatscherei bei Wienbarg gebeten, den Wihl als Handlanger (seine Arbeiten) zu gebrauchen, aber nicht in unsere Verhältnisse, Vorhaben und Dergleichen blicken zu lassen; er könne das Maul nicht halten und würde uns kompromittieren, und Pläne, die mühevoll entworfen worden, dadurch zu Schanden machen. Gutzkow habe — — — — — Wihl ist der klebrigste und eitelste Mensch, den ich kenne. Wie oft habe ich ihn auf solcher Fährte ertappt und ausgelacht! Alle unsere erbärmlichen Winkelblätter lobhudeln ihn auf eine

„ungeheure Weise. Er ist Dichter! — steht durch
„Gutzkow mit allen Reputationen in Verkehr, die
„unsere Mauer betreten. — Gleichwohl verkehrt
„er in der Unterwelt; der Redakteur des Neuig-
„keitsträgers und aufwärts bis zum Kunkel*), sind
„seine Gönner und — loben ihn. Dabei ist er
„ohne Menschen- und Weltkunde, [sündigt aus
„Dummheit wie aus bösem Willen] — — —“

Ich habe diese Stelle aus Ihrem Briefe in
der besondern Absicht citiert, um Sie fühlen zu las-
sen, wie wenig Sie für die literarische Zuverlässig-
keit einer Person stehen können, die das Manuskript
meines Aufsatzes wochenlang in Händen hatte . . .

Wer aber hat meinen „Schwabenspiegel“ ver-
stümmelt im Interesse der Schwaben, oder, um
mich genauer auszudrücken, im Interesse einiger
Redakteure Cotta'scher Zeitschriften? Wäre Sarras,
Ihr zottiger Jagdgenosse, noch am Leben, auf ihn
würde mein Verdacht fallen, denn er fuhr mir oft
nach den Beinen, wenn ich in Ihren Laden kam,
und bellte immer verdrießlich, wenn man ein Exem-
plar der „Reisebilder“ verlangte. Aber Sarras,
wie Sie mir längst anzeigten, ist krepirt, und Sie
haben sich seitdem ganz andere Hunde angeschafft,

*) Redakteur des „Hamburger unparteiischen Korre-
spondenten.“

die ich nicht persönlich kenne, und die gewiß, was sie bei Ihnen erschnüffelt, schnurstracks den Schwaben apportierten, um dafür ein Brosämchen des Lobes im „Morgenblatte“ zu erschnappen!

Wüßten Sie, lieber Campe, wie freundlich mir in diesem Augenblick die Sonne aufs Papier scheint, wie heiter mein Gemüth, wie schön der Namenstag, der heute gefeiert werden soll, ach! Sie würden mich bedauern, daß ich die holden Morgenstunden mit obigen Erläuterungen vertrödeln mußte! Und doch waren sie nöthig, da ich Ihnen kein verletzend kurzes Dementi geben wollte. Und schweigen konnte ich auf keinen Fall, worüber Sie sich vielleicht wundern, da ich doch auf die schönste Beschuldigungen in öffentlichen Blättern, auf dicke Broschüren voll bösen Leumunds, ja auf ganze Mistkarren voll Verleumdung, mit keiner Silbe geantwortet habe. Aber mit einem Verleger ist es eine besondere Sache. Man traut sehr wenig den Behauptungen von Leuten, die dem Schriftsteller ferne stehen, denen seine Thüre verschlossen ist, und die nur durch die Ritzen gucken; der Verleger hingegen wird gleichsam als unser intimer Hausfreund betrachtet, man denkt, er kenne ganz genau unsere Wirthschaft, er habe überall hinter die Gardine geschaut, und man leiht seinen Aus-

sagen ein willigeres Gehör. Ich musste daher, um Ihre Erklärung zu entkräften, weitläufig auseinandersetzen: wie wenig Sie berechtigt waren, wo von Verstümmelung meiner Schriften die Rede ist, mit Rechte gegen mich aufzutreten; wie wenig Sie mit Bestimmtheit meinen Behauptungen widersprechen konnten; wie unsicher der Boden, auf dem Ihre Gründe umherschwanen; und wie endlich Ihre Glaubwürdigkeit da aufhört, wo der fremde Einfluss anfängt. Wäre es mir bloß darum zu thun gewesen, den letzteren zu konstatieren und zu beweisen, daß Ihre Erklärung nur ein Produkt der Unfreiheit sei, wahrlich, zu solcher Beweisführung brauchte ich keines anderen Aktenstücks, als eben jener Erklärung selbst. Denn ich frage Sie: was ist der Zweck dieser Erklärung? Hegten Sie etwa die Besorgnis, daß man die Verstümmelung meines Aufsatzes Ihnen zuschreiben könnte? In diesem Falle war die erste Hälfte der Erklärung hinreichend, und es bedurfte nicht des Zusatzes: „Wir bemerken Dieses desßwegen, um den Gegnern Heinrich Heine's deutlich zu machen, was sie unter der „heimlichen Betriebsamkeit ihrer Wahlverwandten“ zu verstehen haben.“ Oder, lieber Campe, sind Sie von meinen Gegnern so hart bedrängt worden, daß Sie ihnen durch jenen Zusatz eine

persönliche Genugthuung geben mußten? Das ist auch nicht der Fall, denn Sie sind ja der große Schütz; auch hätten Sie zu viel Muth, um sich eine Erklärung abdrohen zu lassen; und am allerwenigsten würden Sie sich vor Maikäfern fürchten und vor Wolfgang Menzel, dem Achilles! Oder schrieben Sie jene Erklärung aus geheimem Haß gegen mich, um mir in der öffentlichen Meinung zu schaden? Nein, wir sind die besten Freunde, und es wäre schändlich von mir, wenn ich Ihnen die Tücke zutraute, im Mantel der Freundschaft einen meuchlenden Dolch zu verbergen! Oder erzielten Sie durch jene Erklärung irgend einen irdischen Vortheil, und, vielleicht mit blutendem Herzen, opferten Sie den Freund einem höheren, nämlich einem merkantilischen Interesse? Nein, Das kann es auch nicht sein; aus jener Erklärung dürfte Ihnen vielmehr ein pekuniärer Schaden erblühen . . . Mein Grundsatz: „Je mehr wir den Menschen kosten, desto mehr lieben sie uns!“ könnte mich nämlich auf den Gedanken führen, Ihre Freundschaftsgefühle indirekt zu steigern, und für meine nächsten Werke das doppelte Honorar zu fordern.

Wenn also weder Delikatesse, noch Furcht, noch Haß, noch Vortheil bei Ihrer Erklärung im Spiele sein konnte, so wird jene Erklärung nur

erklärlich durch die geheimen Umtriebe jener schwäbischen Wahlverwandten, denen Sie, liebster Campe, unbewusst als Werkzeug dienen, und eben die Worte, womit Sie mir widersprachen, enthalten eine Bestätigung meiner Angaben.

Paris, den 3. April 1839.

Heinrich Heine.

169. An Julius Campe.

Paris, den 12. April 1839.

Liebster Campe!

Nächste Veranlassung des heutigen Briefes ist der „Nachtrag des Buchs der Lieder,“ den ich aus Grimma zurück erhalten, und zwar in einem so wüsten Zustand, daß mir noch eine heillos verdrießliche Arbeit bevorsteht. Ich muß das Ganze wieder aufs Neue ordnen, einige Gedichte fehlen ganz, Das ist fatal.

Welche fatale Beschäftigung Sie mir aufgefacht, werden Sie aus der „Eleganten Welt“ ersehen. Ich hoffe, Sie bedanken sich für die Mäßigung, die ich dabei an den Tag gelegt, und die Sie wahrhaftig nicht verdienten, Sie, der mir ein

öffentliches Dementi gegeben — Liebster Campe, jetzt unter vier Augen sag' ich es Ihnen, nicht aus Gutmüthigkeit habe ich Ihnen so milde geantwortet auf Ihre schauerhafte Anzeige — (Antworten mußte ich jedenfalls, sonst glaubte das Publikum, Sie hätten mich so sehr in Händen, daß ich mir Alles von Ihnen gefallen lassen müsse) — Nein, wenn ich Ihnen nicht derber antwortete, so geschah es lediglich aus dem Grunde, weil ich, der Vernünftige, wohl einsah, daß ein öffentlich derbes Wort es Ihnen unmöglich machte, künftig was von mir zu verlegen, und eine Verbindung, die so lange gedauert und woran ich mich mit Freud' und Leid gewöhnt, ein trübes Ende nehmen mußte. Dazu kommt, daß ich genau einsehe, wie und durch wen Sie zu jenem an mir verübten Frevel angestachelt worden — Möge der liebe Gott es Gutzkow verzeihen, daß er wenigstens ein Bißchen dazu beigetragen, mir Kummer zu machen, Er, der vielmehr verpflichtet gewesen wäre, Sie davon abzuhalten, jene Erklärung im „Telegraphen“ zu drucken. — Der letzte Grund, der letzte Wahnsinngrund jener Erklärung ist aber nirgends anders zu suchen, als in der giftmischerischen Dummheit jenes kläglichen Wihl's, der, wo seine Poeteneitelkeit verletzt ist oder Befriedigung erzielt, zu den

schändlichsten Handlungen fähig ist. Ich bitte, Campe, folgen Sie mir, zeigen Sie ihm jetzt ein für alle Mal die Thüre, ehe er Sie, wenn es in seinen dummen Kram paßt, mit Personen verfeindet, die minder großmüthig als ich sind. Sie werden auch jetzt einsehen, daß dieser Ritter der Wahrheit, dem ich nicht das mindeste Mandat gegeben, einen Aufsatz über mich zu schreiben, mich nur zum Piedestal seiner Eitelkeit benutzen wollte. — In ängstlichster Vorsorge gab ich ihm auch keine Zeile nach Hamburg, und doch präsentierte er sich bei Ihnen als ein Intimus von mir, sogar bei meiner Mutter, wo er durch Entstellung und klatschfüchtige Verleumdung meiner häuslichen Verhältnisse viel Böses stiftete — Und nun gar sein Artikel, wo er mein armes Weib mit Therese Levasseur vergleicht (Die hätte der Redakteur doch kennen müssen) — dann die unbegreiflichen Angaben über das Elend, worin ich lebe — Das war vielleicht gutmüthige Eiselei; doch, wäre er weniger dumm gewesen, hätte er wohl gemerkt, daß ich von solchem Elend nur dann Gebrauch machte, wenn ich Etwas haben wollte (z. B. von Ihnen), oder nicht gern Etwas geben wollte (z. B. an Herrn Wihl, der mir dennoch bare 200 Franks kostet — und mir vielleicht noch mehr gekostet hätte, wenn mich mein großes

Elend nicht davor schützte). Er konnte immerhin sagen, daß ich mit meinem Oheim schlecht stand, denn ich machte kein Geheimnis daraus; aber es war mir verdrießlich, daß er, wahrscheinlich ebenfalls aus Unverstand, meinem Oheim jenes Elend zur Last legte, denn Dieser hat mir damals immer eben so viel Geld gegeben, wie jetzt, wo wir ganz gut stehen — nur die Weise ist verschieden. Stand nun da, wie ein Lügner; zum Glück hat Keiner meiner Familie davon Notiz genommen. — Mich, der ich drei Jahre lang kein deutsches Blatt las, schilderte der Kerl wie einen klatschblättersüchtigen Wühl — das Niederträchtigste an jenem Aufsatz darf ich gar nicht eingestehen —

Diese nachträgliche Expektoration war nöthig; ich wollte früherhin nicht unnöthig reizen, jetzt will ich Nichts mehr zurückhalten, von nun an lass' ich auch nicht mehr das Gringste, was mir mißfällt, hingehen. Ich kann vor Degout gar nicht mehr schreiben.

Nur wie ich es hinfüro gehalten haben will, melde ich Ihnen in der Kürze: Künftig geben Sie kein Manuscript von mir aus Händen, geben's an Niemanden, wer es auch sei. Künftig, wenn Sie nicht die Censur umgehen können, geben Sie meine Manuscripte nur da zur Censur, wo ich deren Libera-

lität voraus ermittelt (z. B. in Leipzig. In Stuttgart ist fast völlige Pressfreiheit.) Ich will gern noch mit Herausgabe der Zeitmemoiren warten; nur ein einziges, kostbares Büchlein, betitelt „Ludwig Börne,“ möchte ich diesen Herbst erscheinen lassen; aber ich lass' mir Nichts mehr verstümmeln. Künftig, Das brauch' ich vielleicht gar nicht dem Freunde zu sagen, wird in keinem Buch, nicht im „Telegraphen,“ überhaupt in keiner Schrift, worunter die Firma Hoffmann und Campe als Verleger steht, ein einziger persönlicher Angriff gegen mich gedruckt. Schöne Sache! daß Sie sich rühmten, in dem Buche eines Herrn — (ich weiß in diesem Augenblick nicht, wie er heißt) — die schönsten Ausfälle gegen mich ausgemerzt zu haben! So Etwas versteht sich von selbst. Wenn Gutzkow im „Telegraphen“ nichts Gutes über meine Persönlichkeit zu sagen hat, so ersuchen Sie ihn, lieber ganz zu schweigen. Über den ästhetischen Werth meiner Schriften kann er sagen, was er will — Treibt ihn aber sein böser Dämon, meine Person schmählen oder unglimpflich antasten zu wollen, so mag er es in einem Buche oder in einem Blatte thun, worunter nicht der Name Campe als Verleger steht. Sie können überzeugt sein, daß ich nicht so schwachmüthig sein würde, Ihnen künftig

nur eine Zeile in Verlag zu geben, wenn mir der Verdruß widerführe . . . Doch ich schreibe heute unter bösen Voraussetzungen, ich bitte um Verzeihung, wenn ich Ihnen oder Gutzkow damit Unrecht thue — aber ich habe jetzt das Bedürfnis, keinen meiner Gedanken zu verhehlen. Das ist vielleicht heilsam.

Da Sie mir vor einiger Zeit gemeldet, Gutzkow schreibe eine Biographie Börne's, so halte ich es für nöthig, Ihnen zu bemerken, daß das oben erwähnte Büchlein über Börne keine Biographie ist, sondern nur die Schilderung persönlicher Berührungen in Sturm und Noth, und eigentlich ein Bild dieser Sturm- und Nothzeit sein soll. Ich habe $\frac{2}{3}$ schon abgeschrieben. Sagen Sie mir: wann erscheint der Gutzkow'sche Börne? Könnte ich ihn etwa in sechs Wochen haben? Mit Freude würde ich glänzend davon in meiner Schrift Notiz nehmen. Kollidieren (vergessen Sie nicht, Gutzkow darauf aufmerksam zu machen) werden wir in keinem Fall. Mir steht ein ganz anderes Material, durch persönlichen Umgang und Pariser Selbsterlebnisse, zu Gebot; will aber das Buch nochmals mit Sorgfalt durchgehen, damit es so geistreich als möglich. — Grüßen Sie Gutzkow freundlich; böser Unmuth ist, glaub' ich, bei mir ganz verraucht. Den

Wihl soll er kuschen heißen, auch mir nicht den
Beurmann aufhezen. Hab' Viel zu thun und meine
Zeit ist kostbar.

Ihr freundschaftlich ergebener

H. Heine.

170. Erklärung. *)

Es ist mir leid, durch Hrn. Heine in Paris,
der sich einen unerhörten Mißbrauch mit ihm
anvertrauten Briefgeheimnissen in den neuesten
Nummern der „Zeitung für die elegante Welt“

*) Ludwig Wihl hatte an die Redaktion der „Zeitung
für die elegante Welt“ nachstehende Erklärung eingesandt,
welche — gemeinsam mit obiger, von H. Heine verfassten
Parodie — in Nr. 102 jenes Journals, vom 28. Mai 1839,
abgedruckt ward. Der Redakteur begleitete den Abdruck dieser
Erklärungen mit den Worten: „Wir glauben, es nicht auf
unser Gewissen nehmen zu dürfen, diese Erklärung länger
dem Publikum vorzuenthalten, wie wir denn auch die andere,
uns ebenfalls eingesandte wörtlich wiederzugeben uns auf-
gelegt fühlen. Es ist einmal eine Zeit der Erklärungen, und
keinem lebenden Wesen sollte das Recht entzogen werden,
sich zu erklären.“ Die von [] umschlossenen Stellen sind
aus dem (in Händen des Herrn G. Kühne befindlichen)
Originalmanuskripte Heine's ergänzt. — Der Wihl'sche Ar-
tikel lautete:

erlaubt hat, zu folgender Erklärung aufgefordert zu werden. Hr. Heine (dessen seit einigen Jahren

„Erklärung.

„Es ist mir leid, durch Hrn. Heine in Paris, der sich einen unerhörten Mißbrauch mit ihm anvertrauten Briefgeheimnissen in den neuesten Nummern der „Zeitung für die elegante Welt“ erlaubt hat, zu folgender Erklärung aufgefordert zu werden. Hr. Heine (dessen seit einigen Jahren verbleichter Ruhm von jeher weniger in dichterischer Größe und Charakterfestigkeit, als in einer ihm ganz eigenthümlichen Reckheit Nahrung gefunden hat), erweist mir — ich möchte fast sagen — die Ehre, mich und Karl Gutzkow auf die gehässigste Weise anzutasten. Wie Dieser den Neid des Hrn. Heine auf seine seit dem Erscheinen des „Blasédom“ immer fester im Herzen der Nation wurzelnde Stellung, den Neid auf das frische, lebenskräftige Gedeihen des „Telegraphen“, den Neid auf dichterische Entwicklungen, die der Protektion des Hrn. Heine in Paris nicht bedürfen, entlarvt hat, zeigen die neuesten Nummern jener trefflichen Zeitschrift. Ich für mein Theil würde jene Befleckung meiner Ehre, wie die gefeierten Namen Platen, Tieck, Schlegel, Schelling, Hegel und Andere, die Hr. Heine in seinen Schriften beschmutzte, mit derselben ruhigen Verachtung über mich ergehen lassen, könnte ich mich vor der Welt auch nur im entferntesten ähnlicher Thaten, wie Sene, rühmen. Herr Heine sicht gegen mich mit fremder Klinge, oder vielmehr mit den heimlichen Dolchstichen, die mir ein Buchhändler in seiner Privatkorrespondenz beibringt. Dieser Mann spielt in der Dreistigkeit, die sich Herr Heine gegen ihn herauszunehmen

verbleichter Ruhm von jeher weniger in dichterischer Größe und Charakterfestigkeit, als in einer ihm ganz eigenthümlichen Reckheit Nahrung gefunden hat) erweist mir — ich möchte fast sagen — die Ehre, mich, Ludwig Wihl und Karl Gutzkow auf die gehässigste Weise anzutasten. Wie Dieser den Neid des Hrn. Heine auf seine seit dem Erscheinen des „Blasewitz“ immer fester im Herzen der Nation wurzelnde Stellung, den Neid auf das frische, lebenskräftige Gedeihen des „Telegraphen“, den Neid auf dichterische Entwicklungen, die der Protektion des Hrn. Heine in Paris nicht bedürfen,

gestattet, eine so bemitleidenswerthe, tief herabgewürdigte Rolle, daß ich dem Schattenriß, den er in seiner Privatkorrespondenz von mir entworfen hat, Nichts als das Bild gegenüberzuhalten brauche, welches in den Herzen Derer, die mich wahrhaft erkannt haben, und mit deren — Geldbeutel ich nicht in Verbindung stehe, leben wird. Liebt ich, wie der Buchhändler sagt, die Zuträgereien, so würde es mir ein Leichtes sein, Hrn. Heine Gleiches mit Gleichem zu vergelten . . . Doch ich will mich nicht, so wie Hr. Heine, durch unerlaubte Mittheilung von Privatansichten entwürdigen und strafe nur Denjenigen Lügen, der mich zu einem Handlager der Censur macht, der mich für fähig hält, aus Vorliebe für die bei mir allerdings unendlich höher, als Hr. Heine, stehenden schwäbischen Dichter in seinem Manuscripte auch nur eine Zeile zu entstellen.

„Ludwig Wihl.“

entlarvt hat, zeigen die neuesten Nummern jener trefflichen Zeitschrift. Ich für mein Theil würde jene Befleckung meiner Ehre, wie die gefeierten Namen Platen, Tieck, Schlegel, Schelling, Hegel und Ludwig Wihl, die Hr. Heine beschmutzte, mit derselben ruhigen Verachtung über mich ergehen lassen, könnte ich mich vor der Welt auch nur im entferntesten ähnlicher Thaten, wie Sene, rühmen. Ja, nicht einmal einem Ludwig Wihl darf ich mich gleichstellen; denn ich bin nur ein Hund im wirklichen Sinne des Worts, ich bin nämlich der geschmähte Nachfolger jenes Sarras, jenes ehrlichen, treuen, tugendhaften Pudels, der [freilich Herrn Heine's Immoralität verabscheute, aber] keineswegs Gelegenheit gab, ihm des hämischen Anbellens zu beschuldigen. Hr. Heine entblödete sich, in seinem offenen Briefe an meinen Herren Julius Campe folgende Schandworte auszusprechen: „Wer aber hat meinen „Schwabenspiegel“ verstümmelt im Interesse der Schwaben, oder, um mich genauer auszudrücken, im Interesse einiger Redakteure Cotta'scher Zeitschriften? Wäre Sarras, Ihr zottiger Jagdgenosse, noch am Leben, auf ihn würde mein Verdacht fallen, denn er fuhr mir oft nach den Weinen, wenn ich in Ihren Laden kam, und bellte immer verdrießlich, wenn man ein Exemplar der „Reise-

bilber“ verlangte. Aber Sarras, wie Sie mir längst anzeigten, ist krepirt, und Sie haben sich seitdem ganz andere Hunde angeschafft, die ich nicht persönlich kenne, und die gewiß, was sie bei Ihnen erschnüffelt, schnurstracks den Schwaben apportieren, um dafür ein Brosämchen des Lobes im „Morgenblatte“ zu erschnappen!“ — — Tief verachte ich einen Menschen, der selbst die Ruhe der Todten nicht schont, der mit frecher Hand die Gräber der Verstorbenen aufwühlt, der sich durch unerlaubte Mittheilung von Privatansichten entwürdigt — und obgleich ich nur ein Hund bin, ein ganz gemeiner Hund, so wage ich es dennoch, Denjenigen Lügen zu strafen, der mich zu einem Handlager der Censur macht, der mich für fähig hält, aus Vorliebe für die bei mir allerdings unendlich höher, als Hr. Heine, stehenden schwäbischen Dichter in seinem Manuscripte auch nur eine Zeile zu entstellen. — Ich bitte Sie, diese Erklärung schleunigst abzu drucken, denn wenn Campe von der Leipziger Messe zurückkehrt, muß ich kuschen. [Fußtritte krieg' ich auf jeden Fall.]

Hektor,

Jagdhund bei Hoffmann und Campe in Hamburg.

171. An Heinrich Laube.

Granville (Departement de la Manche),
den 24. Juni 1839.

Liebster Laube!

Ihre Frau Gemahlin bitte ich zu grüßen. — Ich hoffe, daß Sie Beide jetzt anfangen, sich in dem wüsten Paris etwas behaglich zu fühlen. Was mich betrifft, so befinde ich mich wie ein Fisch im Wasser; das Wort in seinem wahren Sinn, denn ich bade schon, und wenn ich nicht eben im Meere schwimme, so flaniere ich doch am Ufer, betrachte die Wolken, behorche das Wellengeräusch — und schematisiere.

Ich hoffe, daß Sie Ihre Gutzkowiade bereits abgeschickt; was die meinige betrifft, so muß ich sie noch erst abschreiben, ein langweiliges und ödes Geschäft, und auch schmerzlich wegen des Zustandes meiner Augen, die seit acht Tagen wieder sehr leiden. Aber:

„Der ist besorgt und aufgehoben —
Der Herr wird seine Diener loben!“ *)

*) Der hier erwähnte Aufsatz Heine's wider Gutzkow ist unseres Wissens nicht veröffentlicht worden.

Meine Gatt- und Göttin befindet sich ganz wohl und hat mich beauftragt, wenn ich schreibe, den Monsieur Laube et sa dame freundlich zu grüßen. — Sie ist in diesem Augenblick in die Messe gegangen . . . sehr gepuzt!

Da, wie Sie wohl denken können, keine deutschen Blätter hierher gelangen und mir übrigens aus Deutschland über die Gutzkow'schen Händel Nichts geschrieben wird, so müssen Sie mich gleich davon in Kenntniss setzen, im Falle etwas darauf Bezügliches in deutschen Zeitungen gesagt oder geäußert wird. Lesen Sie keine, so sagen Sie es Herrn Weill, der sie liest, und geben ihm meine Adresse, um mir mitzutheilen, was er aus Deutschland erfährt. Vielleicht schreib' ich ihm dieser Tage.

Mein Bankier hat noch kein neues Manuskript aus Deutschland erhalten. Ich hoffe, die Übersetzung wird rasch gefördert. — Vergessen Sie auch nicht meinen Auftrag in Betreff des Konversationslexikons. Fürchte aber, die Fürsorge kommt zu spät.

Ich lebe hier sehr angenehm und glücklich und hoffe auch, daß dieser Aufenthalt manche literarische Ausbeute liefert. — Lassen Sie mich recht bald Nachricht von Ihnen hören.

Ihr Freund

Heinrich Heine.

Besuchen Sie doch recht bald den Redakteur der Revue des deux mondes und geben ihm einliegende Zeilen.

172. An Gustav Kühne.

Flüchtigen, aber herzlichen Gruß, mein liebster Kollege, indem ich Ihnen diese paar Gedichte (schicke *), die zu einer Sammlung gehören, die ich vielleicht nicht so bald herausgebe — obgleich meine Note von baldigem Erscheinen spricht. Befindet sich im fünften Gedichte irgend Etwas, woran Sie Anstoß nehmen, so daß Sie das Gedicht nicht drucken können, dann lassen Sie vor der Hand die ganze Sendung ungedruckt; denn sie wäre ohne das letzte Gedicht gar zu arm. Ich habe überhaupt nicht viel Vertrauen mehr zu meiner Poesie — nämlich zur versificierten. Mein Lebensalter, und vielleicht unsere ganze Zeit, ist den Versen nicht mehr günstig und verlangt Prosa. — Ihre Prosa, liebster Kühne, beiläufig gesagt, gefällt mir überaus gut, Sie schreiben einen Stil, der ganz original, was nicht bei

*) Abgedruckt in Nr. 215 der „Zeitung für die elegante Welt“, vom 2. November 1839.

allen unseren Freunden der Fall ist. Es liegt ein sanfter Schmelz drin, und die Gedanken schauen manchmal wie verschämt aus einer silberfarbigen Gaze.

Ihr treu ergebener

H. Heine.

Paris, den 11. Oktober 1839.

173. An August Lewald.

Paris, den 16. November 1839.

Ihren lieben Brief vom 9. Oktober hat mir vor vierzehn Tagen unser lebenswürdiger Freund B. überbracht, und ich darf Ihnen versichern, daß jede Zeile, die ich von Ihnen erhalte, meinem Gemüthe wohl thut. Wenn ich Ihnen bisher nicht regelmäßig antwortete, so ist der Grund ganz einfach: ich bin eitel genug, zu glauben, daß wir uns auch ohne Korrespondenz verstehen. Ich brauche Ihnen nicht erst lang auseinander zu setzen, was mir gefällt oder mißfällt, was ich billige oder mißbillige. — Ich habe nie gezweifelt an Ihrer Freundschaft — Aber, ehrlich gestanden, ich mußte in der letzten Zeit manchmal die Achsel zucken über die Schwäche,

womit Sie, aus sogenannten Rücksichten der Position, mit Menschen sich alliierten, die an jedem freundschaftlichen Verhältnisse wie Ratten nagen, und es vergiften — Menschen, die mir von jeher nur wegen meiner Freundschaft zu Ihnen einen geheimen Haß nachtrugen. — — Und Sie, ein Menschenkenner, Sie konnten sich verbinden mit einem * *, dem gelben Meidwurm, der Ihnen von vornherein gram, wegen der paar silbernen Löffel, die man Ihnen nachsagt? — — Campe druckt jetzt die vierte Auflage der „Reisebilder“, die er, wie wir wissen, zu so vielen Tausenden aufgelegt. — Und vom „Buch der Lieder“, worin dieselben Gedichte, die in den „Reisebildern“, geht die dritte Auflage rasend ab. —

Ich erwähne Das, um Ihnen in die geheimsten Karten schauen zu lassen. — Daraus werden Sie ersehen, weshalb ich mit Seelenruhe, ja mit geheimer Schadenfreude, bei allen Angriffen meiner Feinde schweigen konnte. — Mögen sie sich immerhin einbilden, ich fürchte sie — ein Centner Arsenik fürchtet ein Loth Grünspan!

Genug davon. Heute wollte ich Ihnen bloß sagen, daß ich mich auf Ihre Hieherkunft freue. Ach! lassen Sie dies Projekt nicht zu Wasser werden. —

Wenn Sie hieherkommen, sollen Sie auch eine Zeichnung meiner Visage bekommen, früher nicht. Wenn Sie bald hieherkommen, finden Sie auch noch Laube, der ein wackerer Mensch, und zuverlässiger, als die Verbündeten, die Sie sich jetzt aufgesackt. Leben Sie wohl. Mathilde, der tolle Engel, grüßt Sie herzlich. —

174. An Heinrich Laube*).

Wollen Sie und Madame Laube heute Abend mit mir und meiner Frau ins Theatre français gehen? Ich habe eben eine Loge erhalten und rechne, daß Sie mit uns gehn. Lassen Sie mich Antwort wissen. Wir würden alsdann zusammen essen und gleich ins Theater gehn. Wollen Sie uns abholen, oder sollen wir zu Ihnen steigen?

Ihr

H. Heine.

*) Ohne Datum, aber, wie aus dem nachfolgenden Briefe hervorgeht, aus Paris vom December 1839.

175. An Heinrich Laube*).

Eben, lieber Laube, erhalte ich Ihr Billett. Ich kann um die angezeigte Stunde nicht zu Ihnen kommen und sehe Sie also erst morgen; sein Sie, wo möglich, zwischen 1 und 2 Uhr morgen zu Hause. — Mit Tessier, dem Buchhändler, habe gesprochen, bin aber zu keinem Resultate gelangt; in diesem harten geldbedrängten Decembermonat ist mit Pariser Buchhändlern Nichts anzufangen. War auch bei Delloye, konnte ihn aber nicht sprechen; die Kerls haben jetzt zu Viel um die Ohren. Morgen gehe ich zu Buloz (Revue des deux mondes), der mir in Betreff Ihres Buches beispringen soll.

Ein schlimmer Monat, wo auch ich bis über den Kopf in lauter Trödelgeschäften mich herumtummeln muß, und gar nicht zum Schreiben, zum Beendigen meines Buches, gelangen kann. — Auf Tessier muß wohl verzichtet werden, und deshalb sollen Sie den Hallberger festhalten. Grüßen Sie Madame Laube! Wie schade, daß mein Billett Sie

*) Ohne Datum, aber dem Inhalte nach aus Paris, vom December 1839.

Sonntag (um 4 Uhr) nicht mehr antraf! Wir saßen allein in der größten und schönsten ersten Rangloge des Theatre français.

Ihr Freund

H. Heine.

Mittwoch.

176. An Heinrich Laube*).

Liebster Laube!

Wollen Sie Punkt ein Uhr bei mir sein, oder soll ich Sie um ein Uhr in Ihrer Behausung treffen, um allerlei Rücksprache zu nehmen?

Sie sind nämlich für diesen Abend bei Cusine zur Soirée eingeladen, und ich möchte, ehe wir hingehen, auch mit Ihnen zu Hugo fahren. —

Ihr

H. Heine.

Montag.

*) Ohne Datum. Aus Paris, vom December 1839.

177. An Heinrich Laube *).

Liebster Laube!

Mein Übel fängt an, sehr peinlich zu werden; in einigen Augenblicken wird man mir eine Unzahl Blutegel ansetzen, die mich verhindern, heute und vielleicht auch morgen Sie zu sehen. Montag blieb ich den ganzen Tag zu Hause, und gestern ging ich nur aus, um meinen Arzt zu sehen. — Welch ein Mißgeschick, daß Ihr Aufenthalt hier präcise in eine Zeit fällt, wo wir Beide krank sind. — —

Ich hoffe, Sie werden früher hergestellt sein, als ich, der ich wohl vier Wochen zu leiden habe.

Ihr Freund

H. Heine.

Mittwoch früh.

Madame Laube lasse ich mich freundlichst empfehlen.

*) Ohne Datum. Aus Paris vom December 1839.

178. An Julius Campe.

Paris, den 18. Februar 1840.

Liebster Campe!

Zust heute, wo periculum in mora ist, wenn ich Ihnen nicht schreibe, habe ich meinen Kopfschmerz. Über den Brief meiner Frau Mutter, den ich eben erhalte, will ich daher keine langen Glossen machen, sondern denselben zu Ihrer eignen Betrachtung hier mitschicken. Es geht erstens daraus hervor, daß meine Mutter, aus übertriebener Vorsorge, den ganzen Inhalt des Briefes, den ich dem Manuskripte beilegte, Ihnen nicht mitgetheilt hat, sondern Ihnen nur eine Ziffer, nämlich die verlangte Honorarsumme, gezeigt hat. Ich bin heute zu kopfstrübe, um den Inhalt jenes Briefes, den Kommentar der besagten Ziffer, hier umständlich zu wiederholen. Ich will daher gleich an meine Mutter schreiben, Ihnen den ganzen Brief mitzutheilen; er betraf nur die Verlagsangelegenheit, Sie werden meine durchaus milde Freundschaftsgesinnung daraus ersehen — ich habe überhaupt Nichts zu verhehlen!

Haben Sie nun aus dem Briefe an meine Mutter ersehen, welche Bewandtnis es mit meiner Honorarforderung hat, haben Sie sich überzeugt,

dass kein steigernder Geldgeiz mich beseelt (ich werde Ihnen auch heute den besten Beweis liefern!), hat sich Ihr für die Zukunft beängstigtes Verlegergemüth etwas beruhigt, haben wir uns in dieser Hinsicht verständigt — so sollen Sie das Manuskript zurück erhalten und in Druck geben können. Es ist mir sehr lieb, aus dem Briefe meiner Mutter zu ersehen, dass sie das Manuskript nicht gleich nach Leipzig geschickt hat, wie ich ihr bestimmte Ordre gab, für den Fall, dass Sie es nicht drucken. Nicht an einen Buchhändler sollte sie es schicken, sondern an Laube unter einer gegebenen Buchhändleradresse; meine Mutter hat, aus unbegreiflicher Konfusion, weder meinen Brief begriffen noch meine Ordre befolgt; selbst auf die eigne Mutter kann man sich in dieser Welt nicht mehr verlassen. Ich bin sehr verstimmt und finde einen Halt nur in stoischer Ruhe. Ich thue meine Pflicht und handle ernsthaft und redlich. Gehn die Sachen schief, so ist es nicht meine Schuld. — Für den Fall, dass meine Mutter an Laube das Manuskript geschickt, schreibe ich Demselben heute, dass er mir das versiegelte Packet unerbroschen hierherschicke.

Im Grund ist mir die Verzögerung, die dadurch entsteht, nicht unlieb. Denn Folgendes hat sich unterdessen ereignet:

Die Spannung und die Neugier, womit mein „Börne“ bereits erwartet wird, ängstigte mich ein wenig, um so mehr da lange kein Buch von mir erschienen. Ich habe mich daher entschlossen, ein ganz besonderes Opfer zu bringen, und aus den Tagebüchern, welche ein integrierender Theil meiner „Memoiren,“ detachierte ich eine schöne Partie, welche die Enthusiasmusperiode von 1830 schildert und in meinen „Börne,“ zwischen dem ersten und zweiten Buche, vortrefflich eingeschaltet werden konnte; was dem Ganzen, wie Sie sehen werden, ein gesteigertes Interesse verleiht. Setzt hin ich ganz ruhig, und ich glaube, mein „Börne“ wird als das beste Werk, das ich geschrieben, anerkannt werden. Das Werk wird daher jetzt aus fünf Büchern, statt aus vieren, bestehen, es wird jetzt um $\frac{1}{4}$ dicker, da das hinzugefügte Buch weit über fünf Druckbogen beträgt. Eine lange Citation soll daher ausfallen und die prägnanteste und überraschendste Wirkung hervorgebracht werden. — Ist nun diese Zugabe nicht ein großes Opfer, und zeigt sich hierin ein Honorargeiz? Sie sehen, ich thue Alles für das Werk, und ich sacrificiere ihm nicht bloß den Honorarbetrag von fünf bis sechs Druckbogen, sondern auch die weit unberechenbarern Interessen eines meiner kostbarsten Manuscripte.

— Sie wissen sehr gut, welch ein unendlicher Vortheil es für Sie ist, wenn von einem Buche noch keine Zeile vorher gedruckt worden. Dieses ist mit dem „Börne“ der Fall, und Sie haben noch immer Vortheil dabei, wenn Sie ihn doppelt so hoch honorieren wie die „Französischen Zustände,“ die vorher in allen politischen Blättern abgeklatscht worden, oder wie „Die romantische Schule,“ die eigentlich eine andre Ausgabe eines schon seit Jahr und Tag existierenden Buches, oder des „Salons,“ wovon ich ebenfalls das Meiste vorher drucken und mir in Frankreich und Deutschland gut honorieren ließ — Doch wozu Dinge, die Sie sehr gut wissen, so wie Sie auch wissen, daß mein neues Werk, neben dem Reiz eines humoristischen Unterhaltungsbuchs, noch außerdem einen dauerhaft historischen Werth haben und weit mehr, als meine rein phantastischen Schriften, von der positiven Gegenwart goutiert werden wird. Indem ich Ihnen nun für die erwähnte Summe das Eigenthum des Buches auf acht Jahre zugestand (meinthalb auf länger), indem ich Ihnen also mehre Auflagen bewilligte (und ich bin überzeugt, daß das Buch mehre Auflagen erleben wird), so habe ich Ihnen im Grunde weniger abgefordert, als für meine früheren Bücher! Ich bin mir der Billig-

keit und Gerechtigkeit meiner Forderung so tief bewußt, daß mich eine Betrübniß anwandelt, wenn ich darüber noch reden soll! Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich, nach sicherer Erkundigung und überraschend vortheilhaften, unbedingten Anträgen in tiefster Seele überzeugt bin, von einem anderen Buchhändler die geforderte Summe zu erhalten, ohne viel Wortkram. Sie haben mich in diesem Leben noch auf keiner Unwahrheit ertappt, und ich glaube, Sie werden einsehen, daß Sie diesmal eben so klug wie freundschaftlich handeln, wenn Sie zu mir sagen: „Heine, ich drucke das Buch, ich gebe, was Sie verlangen, aber hat das Buch nicht den versprochenen Erfolg, so überlasse ich es Ihrem Ehrgefühl, mich dafür zu entschädigen!“

Sa, Campe, ich bitte, wälzen Sie den Stein fort. Ich will es Ihnen wahrhaftig Dank wissen. Und ich habe so viele Gelegenheiten, Ihre Interessen zu fördern, ohne daß es mir Viel kostet — doch die Delikatesse erlaubt mir heute nicht, Ihnen Viel für die Zukunft zu versprechen — Zeigen Sie mir Vertrauen. Daß das Buch ohne Censur gedruckt wird, haben Sie bereits zugesagt. Ich verlasse mich auch hierin auf Ihr Wort. Übrigens werden Sie jetzt wissen, daß es in keinem Fall

den Regierungen stark mißfallen kann; auch die hinzugefügten fünf bis sechs Druckbogen enthalten nichts Gefährliches. Wie ich höre, braucht man in Leipzig über zwanzig Druckbogen nicht mehr censurieren zu lassen. Finden Sie etwas politisch Bedenkliches im Buche, so soll es wegfallen.

Ihr Freund

H. Heine.

Ich empfinde den unruhigsten Schmerz bei dem Gedanken, daß das Buch an Laube abgegangen und darüber bereits verfügt sein könne. Es wäre aber nicht meine Schuld, und ich hoffe, lieber Campe, Sie würden mir deshalb nicht grollen. Ihr Unmuth sollte vielmehr jenen Intriganten treffen, der mit der schändlichsten Hinterlist und durch die perfidesten Insinuationen dahin arbeitet, uns zu brouillieren. Sein Sie billig und diskret, und es wird ihm nicht glücken. Sollte, gegen alle meine Erwartung, der „Börne“ dennoch nicht bei Ihnen gedruckt werden, so werde ich Ihnen gleich ein anderes Buch antragen und die Honorarforderung soll Sie dabei nicht erschrecken. — Sie sagten mir in Ihrem letzten Briefe, daß Gutzkow's Bücher keinen Absatz finden, daß er nicht von der Menge

gelesen wird — Lieber Gott! Das hätten Sie gar nicht nöthig gehabt, mir zu sagen, Das weiß ich. . . . Lieber Campe, wenn man kein Herz in der Brust hat, kann man nicht für die große Menge schreiben.

179. An Julius Campe.

Paris, den 8. März 1840.

Liebster Campe!

Entschuldigen Sie mich, daß ich Ihren Brief vom 25. Februar erst heute beantworte. Als ich ihn vor acht Tagen empfing, steckte ich inmitten einer bedeutenden Arbeit, die ich nicht unterbrechen wollte. Erst diesen Morgen lese ich Ihren Brief genau, und lache und ärgere mich über den alten Campe, der unverbesserlich bleibt und mich noch immer nicht ganz versteht; wäre Letzteres der Fall, Sie würden mir heute kein neues Brieffschreiben kosten. Daß durch Sie wieder der Druck des Buches verzögert wird (und hätte ich es einem andern Verleger geben wollen, es wäre schon seit sechs Monaten gedruckt) — Das mögen Sie gegen

sich selbst verantworten; ich kann nicht glauben, daß Sie das Gutzkow'sche Buch erst in die Presse geben wollen, denn dieses ist gewiß etwas Anderes. Kennte ich Sie nicht besser, ich müßte glauben, Sie wollten mich hinhalten . . .

Ich habe ein Buch in der Arbeit, betitelt: „Die Juliusrevolution;“ ich werde einen Theil davon in der „Revue des deux mondes“ und in der „Allgemeinen Zeitung“ drucken lassen und berechne Ihnen ein geringeres Honorar. — Über ein anderes Buch wollte ich mich schon längst bestimmt gegen Sie aussprechen, da ich des Titels wegen früh oder später bei Ihnen anfragen muß. Es mag daher gleich geschehen. Ich habe nämlich über französische Kunst eine Arbeit, die ich für eine Zeitschrift bestimmt, die aber darauf berechnet ist, mit den Theaterbriefen, die ich vor drei Jahren für Lewald schrieb, ein Ganzes zu bilden (ich bitte Sie um das heiligste Geheimnis). Eine besondere schöne Einleitung habe ich bereits ausgedacht, und nun weiß ich nicht, soll ich das Buch „Französische Kunst“ titulieren oder soll ich es als vierten Band dem „Salon“ anreihen? Der „Salon“ würde alsdann aus vier Bänden bestehen, die mit den „Reisebildern“ parallel liefen. Ich bin nicht sehr für den Titel „Französische Kunst“, da schon „Französische Zu-

stände“ von mir existieren. Auch bei einer neuen Ausgabe des „Salons“ würde ich durch das neu Hinzukommende besser die einzelnen Partien ordnen können. Ist Dies ihre Meinung, so sollen Sie bald Manuscript haben. Es ist kein großes Mord- und Weltspektakelbuch, und obgleich es wohl, als ein Buch von mir, sein Publikum finden wird, so sollen Sie es wohlfeil haben.

Die zweite Hauptsache, worüber ich Ihr bestimmtes Ja oder Nein erwarte, ist der unverseümmelte Druck des Buches. Sie haben meiner Mutter gesagt, daß Sie es ohne Censur drucken. Ich rechne darauf, denn ohne diese Bedingung müßte ich es in Leipzig oder in Stuttgart drucken lassen, von wo aus mir in dieser Beziehung die besten Anträge gemacht worden, als man merkte, daß wir über Censurquälereien mit einander hapereten. — Ich habe Ihnen ebenfalls in meinem vorigen Brief gesagt, daß Sie mich darauf aufmerksam machen sollten, was Sie aus dem Buche ausgemerzt wünschten. Später ist es zu spät; ich kann mich dann nicht mehr auf Änderung einlassen. — Übrigens wissen Sie, daß ich im Buche sehr gemäßigt bin.

Damit durch heutigen Brief Alles haarklein besprochen und abgemacht sei, bemerke ich zum

Schluss, daß ich, sobald ich eine bejahende Antwort von Ihnen erhalte, sogleich das Manuscript des „Börne“ an Sie abschicke. Schreiben Sie bald Antwort

Ihrem

H. Heine.

180. An Julius Campe.

Paris, den 28. März 1840.

Liebster Campe!

Geschäfte von der unerquicklichsten Art haben mich diese ganze Woche so verstimmt, daß ich erst heute Ihren Brief von 14. März beantworte, ich wollte Ihnen eine fremdartige Mißlaune nicht entgelten lassen, was sehr leicht geschehen konnte, da Sie mich in mehre überflüssige Schreibereien hineingezogen; diesen wenigstens will ich heute ein Ende machen.

Was Sie mir in Betreff Wandsbeck's sagen, ist sehr gut; nur rechne ich drauf, daß nichts Anderes gestrichen wird, als der Passus, wo ich dem König von Baiern (dem edelsten Fürsten, der jemals einen Thron geziert) Gerechtigkeit wider=

fahren lasse*). Liebster Campe, ich hoffe, Sie sind Ihrer Sache sicher, denn sonst müßte ich darauf bestehen, daß das Buch ganz ohne alle Censur gedruckt wird. Sagen Sie mir umgehend hierüber die bestimmteste Wahrheit. Ich will lieber mit der Absendung noch vierzehn Tage warten. Ja, ich würde das ganze Buch lieber liegen lassen, als daß ich, schnöden Ehrensolds halber, meine Ehre selber aufs Spiel setzen sollte. Sie begreifen nicht, wie viel Überwindung es mir kostet, so gemäßigt zu schreiben, wie ich es jetzt thue; wird mir da noch an irgend einer Äußerung Etwas abgezwickelt, so riskiere ich, ganz schmäzlich verkannt zu werden. Ich habe schon so Viel gelitten durch solches Mißgeschick! — Schreiben Sie mir also gleich Antwort, und Sie erhalten unverzüglich Manuscript, bei welcher Gelegenheit ich die Hälfte des Honorars in kurzem Termin auf Sie trassiere und die andere Hälfte in einem längeren Termin, den Sie gefälligst selbst bestimmen wollen. — Hab' in der That sehr viel Geld nöthig in diesem Jahr, und wenn ich heute noch Zeit hätte, würde ich über Herausgabe eines vierten „Salon“-Theils mich mit Ihnen besprechen; für diesen aber, Das versteht

*) Siehe die betreffende Stelle, Bd. XII, S. 128. ff.

sich, zahlen Sie jetzt das gleiche Honorar wie für die früheren Bände, und ich werde ihn durch zeitgemäße Materialienzuthat aufs beste ausstatten; kann ihn aber, da ich etwas Besonderes dazu schreiben will, erst Mitte Juni liefern. Sagen Sie das Ihnen zu, so ist die Sache gleich abgemacht, ich beschäftige mich damit ernstlich, und weiß, daß ich noch eine Summe auf dem Budget habe, worüber ich nicht mehr zu diskutieren brauche. Und nun leben Sie wohl!

Ihr Freund

H. Heine.

181. An Julius Campe.

Paris, den 18. April 1840.

Liebster Campe!

Eine Last der verdrießlichsten Geschäfte erlaubt mir erst heute, Ihren Brief vom 5. April zu beantworten und das Manuscript des „Börne“ abzuschicken. Wegen des neu hinzugekommenen Buches (das Ihnen hoffentlich gefallen wird), mußte ich das ganze Manuscript umpaginieren; ich bring' es in einer Stunde zur Post. Ich bin froh, endlich

mit Ihnen aufs Keine zu sein und auch, daß das Honorar des vierten „Salonbandes“ bestimmt ist; ich werde mich nun gleich dran machen, und ich denke, in sechs Wochen erhalten Sie Manuskript; will das Buch schon hübsch zustutzen. — Thun Sie nur alles Mögliche für den „Börne“ und drucken Sie nicht zu viel Exemplare, damit ich durch eine zweite Auflage für meine grenzenlosen Mühseligkeiten entschädigt werde. Daß der Druck so sorgfältig als möglich sein wird, hoffe ich ebenfalls, sowie auch, daß außer dem Passus über den König von Baiern Nichts unterdrückt wird. Ich soll Sie gewähren lassen — aber ich muß Sie nochmals drauf aufmerksam machen, daß das Buch, trotz einiger starken Ausdrücke, dennoch im Grunde nicht von der Art ist, daß es den Regierungen mißfielen; am allerwenigsten die Preußen werden damit unzufrieden sein, und dieses Buches wegen werden Sie wahrlich nicht verfolgt werden. — Sie dürfen es daher getrost drucken, ohne sich durch die Gnade Sieveking's eine Art Censurdeckung zu erbitten. — Zeigen Sie das Buch keinem Menschen und lassen Sie es plötzlich vom Stapel laufen. — Ich habe — auf die Gefahr hin, verkannt zu werden — alle eigne Doktrin im Buche ausgelassen, und mehr, als die Regierungen, werden die Revolutionären

über mich ungehalten sein, weil ich sie table, ohne etwas Positives, die eignen Ideen, auszusprechen. Das Buch hat einundzwanzig Bogen und Sie dürfen es getrost ohne Censur drucken, Sie haben hier Nichts zu riskieren. Lassen Sie bei Leibe vom Inhalte des Buches vor dem Erscheinen Nichts verlauten. — Ich wiederhole Ihnen, daß ich bei der Abfassung des Buches Ihre Censurnöthen im Auge hatte, daß ich die Selbstcensur sehr gewissenhaft übte, und daß ich sogar ängstlich bin, des Guten zu Viel gethan zu haben. Ich bitte, sorgen Sie, daß in dieser Beziehung die öffentliche Meinung nicht irre geleitet wird. Ich hinge lieber alles Bücherschreiben an den Nagel, als daß ich mich des Servilismus beschuldigen ließe. Ich befinde mich wohl und so heiter, als es möglich ist bei den vielen Arbeiten und Quälereien, die auf mir lasten. — Leben Sie wohl, und wahren Sie mit Gewissenhaftigkeit meine Interessen; ich verspreche, Dasselbe zu thun für die Ihrigen.

Freundschaftlich grüßend,

H. Heine.

182. An Julius Campe.

Paris, den 8. Mai 1840.

Liebster Campe!

Sie haben mir den Empfang meines Manuscripts noch nicht angezeigt; ich hoffe, daß es wohlbehalten angelangt und in Druck bereits gegeben ist. Ich bitte Sie, schicken Sie mir während des Druckes jedesmal die Aushängebogen unter Kreuzkouvert hierher. Der Titel des Buches, wie ich Ihnen bereits einmal gemeldet habe, ist: „Ludwig Börne, eine Denkschrift von H. Heine.“ — Ich werde das Buch an Jemand dediciere und werde Ihnen solche Dedikation nächste Woche zuschicken. — Ich werde Paris nicht eher verlassen und ins Bad reisen, ehe ich nicht den vierten Band des „Salons“ für Sie bereitet habe. Ich werde denselben mit einer großen ungedruckten Arbeit bereichern, die sehr zeitgemäß sein wird. Ich arbeite sehr viel und habe auch viel Privatbeschäftigungen, die mich sehr in Anspruch nehmen.

Ihr Freund

H. Heine.

183. An Julius Campe.

Paris, den 10. Juni 1840.

Liebster Campe!

Ich habe vergebens auf Aushängebogen meines „Börne“ gewartet. Jetzt muß das Buch ja ganz gedruckt sein — ich bitte, schicken Sie mir unter Kreuzkouvert recht bald die Bogen. Da ich Ihnen keine Dedikation geschickt, so werden Sie wohl von selbst gemerkt haben, daß ich das Buch mit keiner Dedikation versehe; ich werde dieselbe für den vierten „Salon“-Band sparen, den ich Ihnen vor meiner Abreise nach Granville schicke: ich bin mit dem Abschreiben beschäftigt und ich glaube, das Buch wird gut aufgenommen werden. — An den zweiten Band des „Buchs der Lieder“ kann ich erst in Granville oder bei meiner Rückkehr gehen; je länger ich hier aufschiebe, desto schöner wird er mit neuen Gedichten ausgestattet. Ich arbeite viel und hab’ viel’ Angriffe abzuwehren. Es heißt hier, ich sei dem Ministerium verkauft, für 100,000 Franks; ich habe im „Constitutionnel“ dagegen reklamieren müssen*). — Unterdessen bin ich arm wie Hiob,

*) Die betreffende Nummer des „Constitutionnel“ war bisher nicht zu erlangen.

und, beschäftigt bloß mit höhern Interessen, verschwand mir das Geld allmählich in der Tasche; und Sie dürfen mir's glauben, ich muß meine Feder zu exploitieren suchen, wenn ich nicht idealisch wie ein deutscher Dichter verhungern will.

Ihr Freund

H. Heine.

184. An Julius Campe.

Paris, den 17. oder 18. Juli 1840.

Liebster Campe!

Ich habe gestern Ihren Brief vom 10. dieses erhalten, und seit diesen Morgen früh bin ich beschäftigt, das Manuscript zum vierten „Salon“-Theile zu besorgen. Damit Sie gleich beschwichtigt werden, eile ich, noch vor Abgang der Post Ihnen das Nöthige zu melden. Der vierte Theil besteh:

1) aus einem ungedruckten Sittengemälde, wovon ich nur noch ein Fragment besaß (der Rest verbrannte bei meiner Mutter), und welches ich hier ergänzen wollte. Ich ergänze es jetzt

nothdürftigst, es wird etwa sieben bis acht Bogen betragen, und ich schicke Ihnen das Manuskript in zwei Sendungen mit der Briefpost. Übermorgen sende ich schon die erste Partie, so daß der Druck gleich beginnen kann.

2) etwa einen oder zwei Bogen neuer Gedichte.

3) die Briefe aus Lewald's Theaterrevue, wovon ich nur die Hälfte in diesem Augenblick besitze (das Ende fehlt mir), werde sie aber bald erhalten. Aus Vorsorge suchen Sie sich ebenfalls das Buch zu verschaffen. Nur wenige Zeilen habe ich an der ganzen Arbeit zu ändern, und da diese Briefe in der Lewald'sche Theaterrevue sehr eng gedruckt sind, so schick' ich dieses gedruckte Manuskript ebenfalls mit der Briefpost, und Sie werden nicht viel Porto dafür zu zahlen haben. Sie erhalten also das ganze Buch in der kürzesten Frist und auf dem schnellsten Wege. — Leider ist diese Eile dran Schuld, daß ich nicht noch einige brillante Blätter hinzuschreiben kann.

Ich war im Begriff, nach Granville abzureisen, und des verdamnten Buches wegen muß ich nun acht bis zehn Tage länger in dem heißen Paris bleiben.

Ich bin nämlich der Meinung, daß Sie aus wohlkalkuliertem Buchhändler-Interesse den vierten

„Salon“-Theil jetzt mit dem „Börne“ zugleich in die Welt schicken wollen, damit das Skandalbuch, der brüllende Löwe, das sanftere Buch, das unschuldige Lamm, was der vierte „Salon“-Theil in der That ist, mit fortreiße — die Censur ist ein Nebengrund — doch gleichviel, ich werde immer Ihren Wünschen gern nachkommen.

Der „Börne“ ist indessen politisch nicht so ein wildes Thier, wie Sie fürchten; manches Bedenkliche steht freilich drin, aber das Ganze wird keinem höchsten Mißfallen begegnen.

Aber, um des lieben Himmels willen, wir waren übereingekommen, daß die Stelle über den König von Baiern gestrichen werde, ich habe es ausdrücklich zugestanden — und zu meiner lachendsten Verwunderung, sehe ich in den Aushängebogen, daß Sie diese Stelle ganz unverkürzt abdrucken ließen. Nur diese Stelle kann dem Buche Ungelegenheiten verursachen, und ich rathe Ihnen, in den Exemplaren, die nach Baiern kommen könnten, einen Karton zu drucken, wo die verfängliche Stelle nur durch weißes Papier repräsentiert würde. Pagina 174, von der dritten Zeile an*), müßte die ganze Stelle unterdrückt werden. Ein Karton

*) Sämmtliche Werke, Bd. XII, S. 128, Zeile 10 ff.

macht freilich viel Schererei, aber, haben Sie wirklich Furcht, so wäre es doch nöthig. Leben Sie wohl, übermorgen mehr!

Ihr Freund

H. Heine.

185. An Julius Campe.

Paris, den 21. Juli, 1840.

Liebster Campe!

Beiliegend erhalten Sie den Anfang des vierten „Salon“-Theils; etwa noch zweimal so viel beträgt die Fortsetzung, das geschriebene Manuscript, das ich Ihnen in zwei Briefen dieser Tage nachschicke. Hierauf schicke ich das gedruckte Manuscript, so daß Sie das Buch schleunigst fördern können. — Die Aushängebogen des „Börne“ habe ich richtig erhalten, jedoch noch nicht ganz nachlesen können; vielleicht schicke ich Ihnen eine Errata-Lese. Da, wie ich sehe, noch Zeit ist, so haben Sie die Güte, den „Börne“ mit folgender Zueignung zu versehen:

Seinem geliebten Freunde

H e i n r i c h L a u b e

widmet

diese Denkschrift

der Verfasser.

Ich bitte Sie, tragen Sie nur ängstlich Sorge, daß Niemand Nichts vom „Börne“ zu Gesicht bekömmt und zu frühe Lärm schlagen kann.

Der Titel des ersten Stückes des vierten „Salon“-Theils ist angeklebt; ginge das Blättchen verloren, so bemerke ich nochmals, der Titel heißt:

Der Rabbi von Sacharach.

Ein Fragment.

Ich habe dieses mittelalterliche Sittengemälde vor etwa fünfzehn Jahren geschrieben, und was ich hier gebe, ist nur die Exposition des Buches, das bei meiner Mutter verbrannt ist — vielleicht zu meinem Besten. Denn im Verfolg traten die keckerischsten Ansichten hervor, die sowohl bei Juden wie Christen viel Zetergeschrei hervorgerufen hätten.

Bitte, nur recht sorgfältig die Korrektur durchzulesen. — Sobald mein Manuskript fertig, reise ich ab nach Granville.

Ihr Freund

H. Heine.

186. An Julius Campe.

Paris, den 24. Juli 1840.

Liebster Campe!

Gestern sandte ich Ihnen das zweite Kapitel des „Rabbi“; heute schicke ich Ihnen das dritte, welches den Schluss bildet. In zwei oder drei Tagen schicke ich Ihnen auch die Gedichte und die revidierten „Theaterbriefe.“ — Ich hoffe, daß Ihnen der „Rabbi“ gefällt, und ich glaube, daß das Thema zeitliche Interessen und Sympathien berühren wird; wenigstens wird das Buch als ein beachtenswerthes Originalwerk unter meinen andern Büchern eine honette Stellung einnehmen. Die etwa zwanzig Gedichte, die ich gebe, sind auch nicht von Stroh.

Aber nun eine höchst wichtige Sache!

Als ich gestern Abend nach Hause kam, fand ich den 23. Bogen des „Börne“, nebst Titel des

Umschlags. Diesen Titel kann ich durchaus nicht genehmigen, und ich kann nicht begreifen, wie Sie zu diesem Mißgriff kommen. Der Titel des Buches, wie ich Ihnen bestimmt genug geschrieben, heißt:

L u d w i g B ö r n e.

Eine Denkschrift

von

H. Heine.

Ich hoffe, daß dieser Titel ganz genau aufs Buch gestellt wird. Aber auch auf dem Umschlag muß dieser Titel stehen, und meinen Sie etwa, daß auf dem Umschlag mein Name obenan stehe, so setzen Sie immerhin:

H. Heine's

D e n k s c h r i f t

über

Ludwig Börne.

Ich weiß nicht warum, aber das Ganzaus-schreiben meines Vornamens Heinrich chockierte mich hier, und dann habe ich nicht eigentlich eine Schrift über Börne geschrieben, sondern über den Zeitkreis, worin er sich zunächst bewegte, und sein Name war

hier vielmehr nur ein Buchtitel. Haben Sie nur einen Moment darüber nachgedacht, so begreifen Sie leicht, daß mir der Umschlagtitel „Heinrich Heine über Ludwig Börne“ ein Greul sein muß, und daß ich Sie schleunigst angehe, ihn zu verändern*). Sagen Sie mir auch umgehend, ob meine Dedikation für den „Börne“ noch zeitig genug angelangt. Widrigensfalls dediciere ich an Laube den „Rabbi“.

Die Aushängebogen habe noch nicht nachlesen können; hab' aber schon schreckliche Druckfehler erblickt. — Um Gotteswillen, halten Sie sich nur genau an meine Interpunktion.

Ihr Freund

H. Heine.

*) Der ursprüngliche Titel konnte in der vorliegenden Gesamtausgabe leider nicht wiederhergestellt werden, da das obige Schreiben dem Herausgeber erst jetzt bekannt geworden ist.

187. An Julius Campe.

Paris, den 8. August 1840.

So eben, liebster Campe, erhalte ich Ihren Brief vom 1. August. Bin sehr verdrießlich wegen des Titels. — Ich war einige Tage unpäßlich, auch bedrängt durch die einstürzenden Kriegstöne, so daß ich erst gestern Ihnen Manuskript und heute den Schluß schicken konnte. Sie haben nun das Ganze, und ich hoffe, daß es über zwanzig Bogen; die Gedichte dürfen bei Leibe nicht zusammengedrängt werden und hier kann der Setzer hinlänglich Papier aufgehen lassen, wenn etwa mein Manuskript nicht hinreichend. Auf jeden Fall sorgen Sie bei den Gedichten für die ängstlich genaueste Korrektur. — Dienstag reise ich nach Granville, und wenn Sie mir schreiben, so adressieren Sie den Brief nur gleich an H. H. à Granville, Département de la Manche. — Was hat denn Gutzkow im „Telegraphen“ von mir gesagt? Ich seh' das Blatt nicht. Überhaupt melden Sie mir gleich, was gegen mein Buch ausgeheckt wird. Übrigens überlasse ich dasselbe ganz seinem Schick-

sal. Es mag sich allein herumbeißen. Genug, es ist mit Zähnen auf die Welt gekommen. In großer Eil',

Ihr Freund

H. Heine.

188. An August Lewald.

Granville, den 31. August 1840.

Ich danke Ihnen für die Bogen, die Sie mir zukommen ließen; leider schickte man sie mir aber nicht sous bande, sondern in einem Brief, so daß ich siebzehn Franks und sechs Sous dafür zahlen mußte — wodurch ich fast vor Schrecken gestorben und noch jetzt krank bin, so daß ich deshalb die Seebäder gebrauchen muß. Heute freilich befinde ich mich sehr wohl und heiter, und ist es nun das schöne Sommerwetter oder das glänzend stolze Selbstgefühl, eine kostbare Stimmung beseelt mich in diesem Augenblick, wo ich dem alten Freunde die Hand ergreife und ihn um einen Dienst, einen Liebesdienst angehe. In heftigen Lebensnöthen habe ich Sie immer so hilfreich und thätig für mich erfunden! — Heute sind die Dinge weniger trübe, aber ich habe Ihrer dennoch nöthig. Indem Sie

mich aber jetzt in einer Sache, die eben von keiner bedeutenden Lebenswichtigkeit, verpflichten, zerstören Sie auch manche Mißempfindung, die Andre mir einflößen. — Ich erfahre jetzt, daß G. bei dem Erscheinen meines Buches über Börne das ganze Arsenal seiner Hinterlist aufgeboten hat, um mir in der öffentlichen Meinung zu schaden, um das Buch, was er selber über denselben Gegenstand herausgeben will, durch Rückwirkung zu heben. Es würde zu weit führen, und würde auch meine gute Laune trüben, wenn ich Ihnen ausführlich erzählen wollte, wie er sich Campe's zu bemeistern und ihn zu meinem Nachtheil auszubeuten wußte.

Sie haben keinen Begriff, welch einen Luxus von Infamien es giebt, die ich Ihnen erzählen werde, sobald ich Sie wiedersehe, denn es ist mir immer, als erwartete ich Sie für den nächsten Tag. Doch Sie kennen die Hamburgischen und überhaupt die literarischen Kloaken Deutschlands zu gut, um nicht das Meiste zu errathen. Bei der Anarchie unserer Tageblätter wird es dem edlen ** leicht gelingen, durch seine Kotte in den deutschen Zeitungen eine Menge perfide Artifelchen gegen mich einzuschmuggeln. — Diesem Unfug sollen Sie nun entgegenwirken, und Ihrer Klugheit überlasse ich die Art und Weise. Ich lebe im Ausland, stehe

in keinem literarischen Verkehr, mit Niemand, bin ganz isoliert, und die anonyme Presse kann daheim mit der größten Bequemlichkeit meinen Namen meucheln. — Handeln Sie also schnell, jede Zögerung bringt Gefahr. —

Mathilde ist eine gute Hausfrau geworden, trotz ihrer tollen Laune, und unser Ehestand ist eben so moralisch wie der beste in Krähwinkel. — In diesem Augenblick erscheint bei Campe der vierte Theil des „Salon,“ ein Buch, dem ich mehre sehr gute Gedichte und die „Theaterbriefe“ einverleibt habe. — Ich bleibe etwa noch acht Tage hier, durchstreife dann die Bretagne, und in fünfzehn Tagen denke ich wieder in Paris einzutreffen. — Dort hoffe ich alsdann auch Briefe von Ihnen vorzufinden. Aber kommen Sie lieber selber. —

189. An Heinrich Laube *).

Liebster Laube!

Mein Brief ist gestern nicht abgegangen, und ich eile, das Wichtigste hinzuzufügen. Leider ist

*) Ohne Datum. Aus Granville, Anfangs September 1840. Der Anfang des Briefes ist verloren gegangen.

mein Kopf ganz betäubt, und ich kann kaum schreiben. Gestern Abend erfuhr ich durch das Journal des Débats ganz zufällig den Tod von Immermann. Ich habe die ganze Nacht durch geweint. Welch ein Unglück! Sie wissen, welche Bedeutung Immermann für mich hatte, dieser alte Waffenbruder, mit welchem ich zu gleicher Zeit in der Literatur aufgetreten, gleichsam Arm in Arm! Welch einen großen Dichter haben wir Deutschen verloren, ohne ihn jemals recht gekannt zu haben! Wir, ich meine Deutschland, die alte Rabenmutter! Und nicht bloß ein großer Dichter war er, sondern auch brav und ehrlich, und deshalb liebte ich ihn. Ich liege ganz darnieder vor Kummer. Vor etwa zwölf Tagen stand ich des Abends auf einem einsamen Felsen am Meere und sah den schönsten Sonnenuntergang und dachte an Immermann. Sonderbar!

Und nun leben Sie wohl, und grüßen Sie mir freundlichst Ihre Frau. Ich empfehle mich ihrem innigsten Bedauern. Trotzdem daß sie die Jagd liebt, so zweifle ich doch, ob ihr die Läusejagd, die mir bevorsteht, eine angenehme Unterhaltung dünken mag. Ich wünschte, sie bald wieder in Paris zu sehen, wir haben eine neue Wohnung bezogen; und wunderhübsch eingerichtet hat mich meine Frau.

Ich bin, sonderbar genug, sehr guter Laune, und kann mich noch gar nicht dazu entschließen, mich zu ärgern. Es ist vielleicht Apathie, nicht Gesundheit. — Morgen oder übermorgen reise ich nach Paris, wo ich nächsten Donnerstag eintreffe; schreiben Sie mir daher bald. Meine Adresse ist Rue Bleue No. 25, à Paris.

Hallberger beklagte sich, daß W... 's Übersetzung der Pückler'schen Gartenkunst schlecht sei, und schickte ein Gutachten mit aus der Feder des ersten Übersetzers. Das Wahre an der Sache ist, daß das erste Drittel des Buches ganz vortrefflich übersetzt ist (ich habe es selbst während zwei Tagen genau durchgesehen), und daß der Schlingel den Rest mir ohne genaue Durchsicht zum Abschicken übergeben. — In einigen Tagen schreibe ich Ihnen aus Paris.

Ihr Freund

H. Heine.

190. An Julius Campe.

Paris, den 14. September 1840.

Liebster Campe!

Seit vorgestern Abend bin ich in Paris heimgekehrt, nach einer angenehmen Reise in der Bre-

tagne, wo ich die köstlichsten Volkslieder gesammelt. Bereits in Saint=Lo fand ich Ihren Brief, und mein Befremden löste sich erst, nachdem ich hier auch den „Telegraphen“ erhielt; in diesem Augenblick, vor einer halben Stunde, erhielt ich auch die anderen Blätter, die Sie nach Granville schickten und die mir hierher nachliefen.

Ich gestehe Ihnen, nur wenig und kaum bis zur Haut, werde ich berührt von den Schändlichkeiten, die der große Intrigant, in Verbindung mit dem Frankfurter Pack, gegen mich ausgesponnen; mein inneres Gemüth bleibt froh und ruhig. Denn an Schimpfen bin ich gewöhnt, und ich weiß: die Zukunft gehört mir. Selbst wenn ich heute stürbe, so bleiben doch schon vier Bände Lebensbeschreibung oder Memoiren von mir übrig, die mein Sinnen und Wollen vertreten und schon ihres historischen Stoffes wegen, der treuen Darstellung der mysteriösesten Übergangskrise, auf die Nachwelt kommen. Das neue Geschlecht wird auch die beschissenen Windeln sehen wollen, die seine erste Hülle waren. — Was mich aber verdrießt, liebster Campe, Das ist, daß Sie wieder in die Hände meiner Feinde gerathen, als Spielzeug und Waffe gegen mich. Ich weiß jetzt schon Alles, und deshalb zürne ich Ihnen nicht. Ja, da ich glaube,

dass Sie es mit dem Intriganten et Konsorten nicht lange mehr aushalten — denn Ihr besseres Ich wird sich doch am Ende nicht mehr von vorgespiegelten Nothwendigkeiten beschwichtigen lassen — so will ich den Leuten nicht den Gefallen thun, mit Ihnen zu brechen, obgleich Alles darauf abzielte, mich dazu zu zwingen. — Sie haben ganz Recht, es wird Niemand glauben, dass Sie den Aufsatz des Monsieur Gutzkow nicht lasen, ehe er gedruckt war, und zwar gedruckt in einem Blatte, welches Ihr ehrlicher Name als verantwortlicher Redakteur vertreten muss.

Was ich thun werde, weiß ich noch nicht. Hab' auch bei meiner Rückkehr weit dringendere Geschäfte vorgefunden. — Ich bin geduldig, denn ich bin ewig, sagt der Herr!

Sie haben unverantwortlich gegen mein Buch gehandelt, Sie kennen sehr gut die Schmiede, worin die verschiedenen Artikel gegen mich fabriciert worden, womit man mein Buch präjudicieren will — und Sie wollen mir glauben machen, auch Sie hielten Dergleichen für unparteiisch öffentliche Meinung — —

Jeden Augenblick, während ich Ihnen schreibe, werde ich gestört. Ich will Ihnen später mehr

schreiben. Leben Sie wohl. Meine Adresse ist jetzt
Rue Bleue No. 25.

Ihr Freund

Heinrich Heine.

191. An Julius Campe.

Paris, den 25. September 1840.

Liebster Campe!

Diesen Morgen erhielt ich Ihren Brief, so wie auch die No. der „Eleganten Welt“ und der „Hallischen Jahrbücher,“ die Sie mir schickten; in Ihrem Brief erwähnen Sie ebenfalls einer „Pösaune,“ die einen Artikel gegen mich enthielte und Ihrem Briefe beiliege, aber Letzteres ist nicht der Fall, und ich bitte, mir den Artikel zu schicken, so wie überhaupt Alles, was gegen mich erscheint. Fürchten Sie nur nicht, daß Dergleichen mich bedeutend betrüben möge; an dem goldnen Harnisch, den ich trage, prallen alle diese Pfeile ab. Auch das Buch des edlen Gutzkow über Börne bitte ich mir per Kreuzkouvert umgehend zu schicken. Auch was Derselbe nach dem Erscheinen meines Buches

in den Text des seinigen hineinsetzte, haben Sie vor dem Druck nicht gesehen, eben so wenig wie Sie von dessen Artikel im „Telegraphen“ vor dem Drucke Etwas wussten.

Auch gut; bedenklicher bleibt mir nur der traurige Titel, den Sie mir anhefteten und den ich nicht ohne Ekel betrachten kann. Mißverstehen Sie mich nicht; ich beschuldige Sie keines Einverständnisses mit meinen Feinden; aber ich bin verdrießlich, daß ich Ihnen diese Filzläuse verdanke, ich habe sie in Ihrem Laden gefangen; ohne Sie hätten * * et Consorten mir nie nahen können. Ich habe Dieselben nie einer Antwort gewürdigt; nur als sie hinter Ihren Namen sich steckten, um mich der Unwahrheitlichkeit zu verdächtigen, mußte ich mich aussprechen.

Lassen Sie immerhin meinen vierten „Salon“= Theil vom Stapel laufen, aber schicken Sie gleich Exemplare an alle Leute, die mir befreundet, z. B. Laube, Barnhagen, fügen Sie auch ein Exemplar des „Börne“ hinzu, und sorgen Sie mit demselben Eifer für wahrheitsliebende Artikel wie Monsieur * * für erlogene sorgt. Schicken Sie mir das Buch Gutzkow's umgehend unter Kreuzkouvert. Ich will sehen, ob Sie bei dem Druck desselben in politischer Hinsicht eben so ängstlich waren wie bei dem Druck

des meinigen, worüber Sie klagten, daß der darin enthaltene Jakobinismus Sie ins Unglück stürze, in Ketten und Bande — Ich war Narr genug, aus Angst für die Sicherheit des Freundes, auch um den Druck des Buches in Ihrem Verlag möglich zu machen, die Selbstcensur bis zur Schwäche zu treiben. Ich sage Ihnen Das, nicht aus Unmuth, denn meine Seele ist heiter und zu-
trauungsvoll, aber um Sie fühlen zu lassen, wie Viel Sie jetzt für mich thun müssen —

Ihr Freund

H. Heine.

192. An Julius Campe.

Paris, den 16. November 1840.

Liebster Campe!

Ich danke Ihnen für Ihre Mittheilungen; die darin erwähnte Broschüre, die bei Sauerländer erschienen*), möchte ich gern lesen, und ich bitte Sie, mir dieselbe unter Kreuzkouvert herzuschicken. Ehrlich gestanden, interessieren mich die literarischen Angriffe in diesem Augenblick sehr wenig, wo ich

*) Ludwig Börne's Urtheil über H. Heine.

Angriffe von weit ernsterer Art zu bestehen habe — nämlich die, welche die Natur jedem sterblichen Körper am Ende zuführt. — Von vielen Seiten kommen mir die wunderbarlichsten Freundschaftsver sicherungen zu, sogar aus Hamburg, und ich kann nicht umhin, aus einem jener Briefe ein Stück ab schreiben zu lassen und Ihnen zu schicken.

Und nun leben Sie wohl und sorgen Sie für Ihre Gesundheit; ich versichere Sie, letztere ist für den Autor und den Verleger weit wichtiger, als die ganze Literatur, mitsammt den dazu gehörigen Gaunern und Dieben, die im ehrlichsten Falle Bücher stehlen. — Freudigst grüßend,

Ihr Freund

H. Heine.

193. An Julius Campe.

Paris, den 11. März 1841.

Liebster Campe!

Mein Augenübel, welches diesmal weit schlim mer, als früher, sich bei mir einstellte, hat mich fast den ganzen Winter inkommodiert; lesen kann ich fast gar nicht und schreiben nur mit großer

Mühe. Das ist der nächste Grund, weshalb ich Ihre letzten Briefe bis heute unbeantwortet ließ. — Mit Freude erlah ich daraus, daß Sie eine vierte Auflage des Liederbuchs veranstalten müssen. Zu diesem Zwecke muß ich aber die dritte Auflage noch einmal durchsehen, denn obgleich ich keine Veränderungen drin vornehmen will, so giebt's doch Druckfehler darin, die nicht wiederholt zu werden brauchen. In vierzehn Tagen, spätestens, erhalten Sie daher das Verzeichniß etwaiger Verbesserungen und Sie mögen dann den Druck beginnen; einige Wochen später schicke ich Ihnen vielleicht auch noch ein kleines Vorwort. — Wie gesagt, diese vierte Auflage macht mir Vergnügen, da sie eine Manifestation des eigentlichen Publikums, das an Zeitungsintrigen gegen mich weder Theil nahm, noch Gefallen fand; es sind in dieser Beziehung die rührend schmeichelhaftesten Briefe an mich ergangen. Ein alter Mann schrieb mir auf dem Todbette Worte der schauerlichsten Begeistrung und Erkenntnis.

Ehrlich gestanden, ein noch weit größeres Vergnügen würden Sie mir bereitet haben, wenn Sie mir eine neue Auflage des „Börne“ angekündigt hätten. Obgleich mir wohl bekannt worden, welche Unzahl Exemplare Sie gedruckt, so glaubte

ich doch, daß der gegen mich erregte Spektakel wenigstens dazu beitragen würde, die zweite Auflage zu beschleunigen — ich weiß sehr gut, daß Sie dieselbe bald nöthig erachten, aber ich hätte sie jetzt gewünscht. Sagen Sie mir daher einmal, in wie viel Zeit ich auf die zweite Auflage rechnen kann? Sehen Sie eine baldige zweite Auflage voraus und erlauben mir über den Honorarbetrag auf Sie zu trassieren — gleichviel auf welchen Termin, — so wär' mir Das in diesem Augenblick, wo ich krank bin, sehr ersprießlich — denn Sie haben keinen Begriff davon, wie viel' Geldausgaben mein Zustand nöthig macht. —

Ich würde Ihnen heute mehr schreiben, aber meine Augen erlauben es nicht. — Grüßen Sie mir Gathy, den ich hier leider wenig sah; denn er wusste nicht, daß ich krank war, und aus Bescheidenheit mißdeutete er, warum ich ihn nicht eifriger aufsuchte. —

Und nun leben Sie wohl.

Ihr Freund

H. Heine.

194. An Dr. Gustav Kolb*).

Cauterets, Hautes Pyrenées,
den 3. Juli 1841.

Ich schreibe Ihnen heute, und zwar eigenhändig, um Ihnen zunächst zu beweisen, daß ich weder blind noch sterbenskrank und am allerwenig-

*) Die Augsburger „Allg. Ztg.“, Nr. 196, Beilage, vom 15. Juli 1841, enthielt obigen Brief, eingeführt durch die redaktionelle Bemerkung: „Der Redaktion war dieser Privatbrief des Herrn Heine mitgetheilt, und sie läßt ihn, nach dem ihr ausgedrückten Wunsche, mit wenigen Auslassungen, abdrucken, da die Anklage durch viele deutsche Blätter gelaufen ist, Heine sei in der letzten Zeit durch einen Frankfurter, der sich durch sein vor etwa zwölf Monaten erschiene- nes Buch über Börne verletzt gefühlt, in Paris thätlich insultirt worden. Aus selbst schrieb keiner unserer Korrespondenten ein Wort darüber, und so erwähnten wir eine Sache nicht, die, mochte sie so oder so sein, jedenfalls ein widriges Schauspiel gab, das man den Franzosen in diesem Augenblick nicht in den Straßen ihrer Hauptstadt hätte aufführen sollen. Übrigens haben wir durch unser früheres Urtheil über Heine's Buch gezeigt, daß wir das Wahre darin nicht verkannt, das Tadelnswerthe nicht verborgen haben. Mit dem vorliegenden Streit möchten wir möglichst unbehelligt bleiben, um so mehr als er, so wie er liegt, nicht vor dem Publikum ausgefochten werden kann.“

sten todt bin, wie die französischen Journale behaupten. Ich bin aber sehr abgemattet, in Folge der Bäder, die ich hier gebrauche, sehr abgemattet, und es kostet mir Mühe, die Feder in der Hand zu halten.

Cauterets ist eine der wüfsten Schluchten der Pirenäen, doch nicht so unzugänglich, wie manche ehrliche Leute glauben, die sich wohl einbildeten, ich erführe gar Nichts von den Lügen, die sie gegen meinen guten Leumund ausheckten; wenigstens, dachten sie, würde ein etwaiger Widerspruch von meiner Seite erst bei meiner Rückkehr in Paris zu erwarten sein, wenn sie nicht gar auf mein gewöhnliches Stillschweigen rechneten. Durch Zufall jedoch kam mir bereits heute eine Nummer der „Mainzer Zeitung“*) zu Handen,

*) Die „Mainzer Zeitung“ ist uns nicht zur Hand; wir entnehmen die Schilderung des an Heine angeblich verübten Insults daher der „Hamburger Neuen Zeitung“, Nr. 149, vom 29. Juni 1841:

„Paris, vom 12. Juni. Dem Dichter Heinrich Heine ward endlich, auf seine seit Jahren wiederholten Verleumdungen so vieler in Deutschland geachteter Namen, der gerechte Lohn. Er bekam hier auf offener Straße, nicht fern von der Opéra comique und im Beisein vieler Menschen, vom Hrn. S., dem Gatten der (als Freundin Börne's bekannten) Madame Wohl, welche er so feige verunglimpft

worin das schnöde Märchen, das Sie gewiß mit Verwunderung gelesen. Ich kann kaum meinen Augen trauen! Auch keine Silbe daran ist wahr. Ich bin wahrlich nicht das Lamm, das sich auf der Straße, mitten in Paris, ruhig insultieren ließe, und das Individuum, das sich Dessen rühmte, ist gewiß von allen Löwen der letzte, der Dieses wagen dürfte! Das ganze Begegnis reducirt sich auf einige hingestotterte Worte, womit jenes Individuum krampfhaft zitternd sich mir nahte, und denen ich lachend ein Ende machte, indem ich ihm ruhig die Adresse meiner Wohnung gab, mit dem

hatte, Ohrfeigen. In seiner Angst verlor der berühmte Verfasser des Bacharacher Rabbiner (zugleich mit dem Hute) so den Kopf, daß er seine Karte der Hand darbot, die er eben so unsanft auf seiner Wange gefühlt. Es war nun zu erwarten, der herausfordernde Verlegte würde Genugthuung fordern, aber Hr. Heine hatte nichts Eiligeres zu thun, als nach den Pirenäen zu fliehen, in Begleitung seiner ihm treu gebliebenen Geliebten. Wahrscheinlich will er dort, ein zweiter Don Diego, einen Eid zum Rächer sich erwerben und noch obendrein die Thaten dieses Rächers selbst besingen.“

Man wolle beachten, daß diese Korrespondenz bereits vom 12. Juni datirt ist, während der in Rede stehende Vorfall, nach Aussage der von Herrn Straus inspirierten H. Kolloff, Schuster und Hamberg (vgl. die Note auf S. 310 dieses Bandes) erst am 14. Juni passiert sein soll.

Bescheid, daß ich im Begriff sei, nach den Pirenäen zu reisen, und daß, wenn „man mit mir zu sprechen habe,“ man wohl noch einige Wochen bis zu meiner Rückkehr warten könne, indem „man schon zwölf Monate mir Nichts geschenkt.“ — Dies ist das ganze Begegnis, dem freilich kein Zeuge beiwohnte, und ich gebe Ihnen mein Ehrenwort: in dem Strudel der Geschäfte, womit Einem der Tag vor der Abreise belastet ist, entschlüpfte es fast meiner besondern Beachtung. Aber, wie ich jetzt merke, eben die Umstände, daß ihn kein Augenzeuge zurechtweisen könne, daß nach meiner Abreise seine alleinige Aussage auf dem Platze bliebe, und daß meine Feinde seine Glaubwürdigkeit nicht allzu genau untersuchen würden, ermuthigten das erwähnte Individuum, jenen Schmähartikel zu schmieden, den die „Mainzer Zeitung“ abgedruckt hat . . . Ich habe es hier mit der Blüthe des Frankfurter Ghetto und einem rachsüchtigen Weibe zu thun . . . — ich brauche mich eigentlich nicht zu wundern. Aber was soll ich von Zeitungsredaktionen und Korrespondenten sagen, die aus Leichtsinne oder Parteiwuth dergleichen Unwesen unterstützen? . . .

Ich werde in acht, höchstens zehn Wochen von meiner Reise oder, wie meine muthigen Feinde

behaupten, von meiner Flucht wieder in Paris zurückgekehrt sein, und ich denke mit der heitersten Ausbeute . . . Vor meinem Fenster stürzt sich über Felsblöcke ein wildes Bergwasser, genannt le Gave, dessen beständiges Geräusch alle Gedanken einschläfert und alle sanften Gefühle weckt. Die Natur ist hier wunderschön und erhaben. Diese himmelhohen Berge, die mich umgeben, sind so ruhig, so leidenschaftslos, so glücklich! Sie nehmen nicht im mindesten Theil an unsern Tagesnöthen und Parteikämpfen; fast beleidigen sie uns durch ihre schauerliche Unempfindlichkeit — aber Das ist vielleicht nur ihre starre Außenseite. Im Innern hegen sie vielleicht Mitleid mit den Schmerzen und Gebrechen der Menschen, und wenn wir krank und elend sind, öffnen sich die steinernen Adern, woraus uns die warmen Heilkräfte entgegenrieseln. Die hiesigen Bergquellen üben täglich Wunderkuren, und auch ich hoffe zu genesen. — Von der Politik erfährt man hier Wenig. Das Volk lebt hier ein stilles, umfriedetes Leben, und man sollte kaum glauben, daß Revolution und Kriegstürme, die wilde Jagd unserer Zeit, ebenfalls über die Pirenäen gezogen. In ihren hergebrachten Verhältnissen wurzeln diese Leute so fest, so sicher, wie die Bäume in dem

Boden ihrer Berge; nur die Wipfel bewegt manchmal ein politischer Windzug, oder es flattert darin ein pfeifender Gedankenzeisig.

Ihr

Heinrich Heine.

195. An Julius Campe.

Cauterets (Hautes Pyrénées), den 7. Juli 1841.

Liebster Campe!

Ich schreibe Ihnen heute, weil ich eines Dienstes bedarf, und daß ich mich hier eben an Sie wieder wende, möge Ihnen als ein Beweis meines Vertrauens gelten. Ich glaube, meine Ehre hat für Sie immer Werth und Sie werden mit Energie handeln, wo es diese gilt.

Was die abgefeymte Madame Wohl mit ihrem * * gegen mich gebrant hat, werden Sie wissen. Schon vorig Jahr hat dieser Letztere eine Lüge der Art herumbringen wollen, und jetzt, wo er wusste, daß ich in den Pirenäen, ließ er das Zeug mit größerer Sicherheit los. Dieser Tage erhielt ich bereits die „Mainzer Zeitung“ und schrieb vorläufig nach Augsburg, damit widersprochen werde. Diesen Morgen erhielt ich ein

Stück Hamburger Zeitung, worin die Leipziger Schändlichkeit wiederholt wird. Ich eilte, beiliegende Rüge abzufassen, und ich hoffe, die Hamburger Blätter drucken sie gleich ab*). Est periculum in mora, Sie müssen unverzüglich zu den dortigen Redaktionen gehen. Ihre Autorität müssen Sie überhaupt anwenden, damit nicht bloß meine Erklärung gedruckt wird, sondern auch ein Wort über die schändliche Exploitation der Presse gesagt wird . . . Meine Erklärung wird wahrscheinlich zur Folge haben, daß bei einigen Schuften ihre Feigheit offenbar ist — wenn sie sich nicht mit mir schlagen. Lieber Gott, Das wäre meine Wonne. Ich glaube, diese Sache wird großen Einfluß auf die Schriftwelt haben und die Böbelei zähmen. — Sonst, wenn diese nicht weicht, verdienen wir nicht den Namen eines Volkes, und noch weniger eines freien Volkes. — Ich bleibe noch drei Wochen hier. Eilen Sie mit dem Abdruck meiner Erklärung. In großer Eile,

Ihr Freund

H. Heine.

*) Die unter Nr. 196 mitgetheilte Erklärung Heine's wurde im „Korrespondenten“ vom 17. Juli 1841, in der „Hamburger Neuen Zeitung“ vom gleichen Datum, und in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“ vom 19. Juli 1841 abgedruckt.

196. Vorläufige Erklärung.

Verletzte Eitelkeit, kleiner Handwerksneid, literarische Schelsucht, politische Parteiwuth, Misère jeder Art, haben nicht selten die Tagespresse benutzt, um über mein Privatleben die gehässigsten Märchen zu verbreiten, und ich habe es immer der Zeit überlassen, die Absurdität derselben zu Tage zu fördern. Bei meiner Abwesenheit von der Heimat wäre es mir auch unmöglich gewesen, die dortigen Blätter, die mir nur in geringer Anzahl und immer sehr spät zu Gesicht kamen, gehörig zu kontrollieren, allen anonymen Lügen darin hastig nachzulaufen, und mich mit diesen verkappten Flöhen öffentlich herumzuheken. Wenn ich heute dem Publikum das ergötzliche Schauspiel einer solchen Jagd gewähre, so verleitet mich dazu minder die Mißstimmung des eignen Gemüthes, als vielmehr der fromme Wunsch, bei dieser Gelegenheit auch die Interessen der deutschen Journalistik zu fördern. Ich will mich nämlich heute dahin aussprechen, daß die französische Sitte, die dem persönlichen Muthes, gegen schändliche Presßbengelei, eine nach Ehrengesetzen geregelte Intervention gestattet, auch bei uns eingeführt werden müsse. Früh oder

spät werden alle anständigen Geister in Deutschland diese Nothwendigkeit einsehen und Anstalt treffen, in dieser Weise die löschpapierne Roheit und Gemeinheit zu zügeln. Was mich betrifft, so wünsche ich herzlich, daß mir die Götter mal vergönnen möchten, mit gutem Beispiel hier voranzugehen! — Zugleich aber auch bemerke ich ausdrücklich, daß die Vornehmheit der literarischen Kunstperiode mit dieser selbst jetzt ein Ende hat, und daß der königlichste Genius gehalten sein muß, den schäbigsten Lumpazio Satisfaktion zu geben, wenn er etwa über den Weichselzopf Desselben nicht mit dem gehörigen Respekte gesprochen. Wir sind jetzt, Gott erbarm' sich unser, Alle gleich! Das ist die Konsequenz jener demokratischen Prinzipien, die ich selber all mein Lebtag verfochten. Ich habe Dieses längst eingesehen, und für jede Provokation hielt ich immer die gehörige Genugthuung in Bereitschaft. Wer Dieses bezweifelte, hätte sich leicht davon überzeugen können. Es sind aber nie dahin lautende Ansprüche in bestimmter Form an mich ergangen. Was in dieser Beziehung in einem anonymen Artikel der „Mainzer Zeitung“ behauptet wird, ist, eben so wie die dabei mitgetheilte Erzählung von einer Insultierung meiner Person, eine reine oder vielmehr

schmutzige Lüge. Auch nicht ein wahres Wort! Meine Person ist nicht im entferntesten von irgend Jemand auf den Straßen von Paris insultiert worden, und der Held, der gehörnte Siegfried, der sich rühmt, mich auf öffentlicher Straße niedgerannt zu haben, und die Wahrhaftigkeit seiner Aussage durch sein eignes alleiniges Zeugnis, durch seine erprobte Glaubwürdigkeit, wahrscheinlich auch durch die Autorität seines Ehrenworts, bekräftigt, ist ein bekannter armer Schlucker, ein Ritter von der traurigsten Gestalt, der, im Dienste eines listigen Weibes, bereits vor einem Jahre, mit derselben Schamlosigkeit, dieselben Prahlereien gegen mich vorbrachte. Diesmal suchte er die aufgefrischte Erfindung durch die Presse in Umlauf zu bringen, er schmiedete den erwähnten Artikel der „Mainzer Zeitung“, und die Lüge gewann wenigstens einen mehrwöchentlichen Vorsprung, da ich nur spät und durch Zufall, hier in den Pirenäen, an der spanischen Grenze, von dem saubern Gewebe Etwas erfahren und es zerstören konnte. Vielleicht rechnete man darauf, daß ich auch diesmal dem ausgeheckten Lug nur schweigende Verachtung entgegensetzen würde. Da wir unsere Leute kennen, so wundern wir uns nicht über ihre edlen Berechnungen. — Was soll ich

aber von einem Korrespondenten der „Leipziger Allgemeinen Zeitung“ sagen, der jeder bösen Nachrede so gläubig Vorschub leistete, und dem auch der miserabelste Gewährsmann genügte, wo es galt meinem Leumund zu schaden? — An einem geeigneteren Orte werden wir ein gerechtes Urtheil fällen. — Die Redaktionen deutscher Blätter, die den oberwähnten Lügen eine so schnelle Publicität angebeihen ließen, wollen wir unterdessen höflichst bitten, die nachhinkende Wahrheit eben so bereitwillig zu fördern.

Caunterets, den 7. Juli 1841.

Heinrich Heine.

197. Mittheilung*).

Der beifolgende Brief, gerichtet an Herrn Heinrich Heine, wirft das erste Licht auf das be-

*) Diese, von H. Heine zur Veröffentlichung in einem Hamburger Journal an Julius Campe gesandte Erklärung wurde in Nr. 194 des „Korrespondenten“ vom 18. August 1841 abgedruckt. Das oben erwähnte Zeugnis der H. H. Kolloff, Schuster und Hamberg findet sich in der Anmerkung auf S. 310 dieses Bandes.

fremdliche Zeugnis, womit die Herren E. Kolloff, Dr. Schuster aus Hannover und A. Hamberg gegen jene Erklärung aufgetreten, worin Heinrich Heine behauptet hatte, daß die verschiedenen deutschen Zeitungsartikel, welche seine Ehre so bedenklich gefährdeten, aus derselben Schmiede hervorgegangen und nur von der alleinigen Aussage eines einzigen rachsüchtigen Menschen vertreten werden könnten. Das Original des mitgetheilten Aktenstücks liegt Jedem zur Ansicht vor in der Buchhandlung von Hoffmann und Campe. —

Paris, den 11. August 1841.

Werther Herr Landsmann!

Ihrem Wunsche gemäß, wiederhole ich Ihnen schriftlich, daß ich aus dem Munde des Herrn Kolloff gehört habe, daß er nicht Augenzeuge der Scene gewesen, welche am 14. Juni d. J. zwischen Ihnen und Herren Strauß aus Frankfurt vorgefallen sein soll, daß er vielmehr durch den Letztern von dem Hergange dieses Auftritts in Kenntniß gesetzt worden sei.

Ihr ergebenster

Aug. Rochau.

198. An Julius Campe.

Paris, den 23. August 1841.

Liebster Campe!

So möge denn immerhin die vierte Auflage des „Buchs der Lieder“ ohne Vorwort in die Welt gehen. Geben Sie das Buch unverzüglich aus, und lassen Sie gleich auf der Stelle die Annonce, wo möglich aus einer guten Feder, in die dortigen Blätter drucken. Versteht sich, daß in dieser Annonce nur rein Literarisches gesagt werde — ist Wienbarg mir nicht so abhold, wie man mir sagt, so dürfte er dazu wohl am geeignetsten sein. Aber es müßte gleich geschehen. Ist Gathy noch dort, so lassen Sie es von Gathy schreiben. Finden Sie keine geeignete Feder, so annoncieren Sie das Buch, ohne nur ein Wort hinzuzufügen — ja, das wäre vielleicht das Beste. —

Monsieur Straus will sich noch immer nicht schießen, erst Mittwoch weiß ich ein Resultat. Aber wir haben desto größere Kampflust, und ohne Pulverdampf wird doch wohl die Sache nicht verrauschen. Ich bin auf Alles gefasst, und während die Gegner schimpfen und lärmern, handle ich mit Entschlossenheit und Ruhe. Das aber imponiert

am meisten und zeigt auch, auf wessen Seite die Wahrheit und das Recht. — Haben Sie den Artikel gegen das noble Kleeblatt in der „Allgemeinen Zeitung“ *) gelesen? Dieser Artikel hat

*) In Nr. 229 der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“, vom 17. August 1841, war nachfolgender Aufsatz abgedruckt:

♂ Paris, den 10. August. Wenn Männern, die ein Volk unter seine hervorragendsten Geister zählt, Schuld gegeben wird, sie hätten etwas Entehrendes gethan oder ohne Auflehnung erduldet, so ist ein genaues Ansehen und doppelte Prüfung der Verhältnisse für Alle, die ein Urtheil zu fällen sich erlauben, unabweishbare Pflicht. Denn die Schmach Dessen, der keinen Ruhm besitzt, sicht nur ihn selbst oder die Wenigen, die um ihn sich kümmern, an, die Schande eines berühmten Menschen aber muß Allen, die ihn bewundern, nahe gehen. Diese Betrachtung bewog den Verfasser dieser Zeilen, zu untersuchen, welche Ansprüche auf historische Echtheit das seit bald acht Wochen in allen Klatschstuben deutscher Zunge so viel besprochene Drama der Rue Richelieu vor den Richterstuhl der Kritik zu bringen vermöge. In der zweiten Hälfte des verflossenen Junius theilten mehrere deutsche Blätter mit einer, wie es scheint kaum anständigen Bereitwilligkeit und Schnelle, und in einem Tone, der nicht schicklicher war, die Neugier mit, Herr Heine sei von einem Herrn S., den ohne den Verfasser der „Reisebilder“ Niemand wohl außer Frankfurt nennen gehört hätte, den 14. genannten Monats an der Ecke der Straße Richelieu und St. Marc in Paris mit einer Ohrfeige überrascht

worden und hierauf in die Pirenäen geflohen. Diese Nachricht, von der Herr Heine in den Pirenäen Kunde erhielt, wurde von ihm sogleich als Verleumdung erklärt, diesem Widerspruch aber durch das Auftreten der H. H. Kolloff, Hamberg und Schuster, welche der ursprünglichen Angabe mit ihrem Zeugnisse zu Hilfe kamen, unverweilt begegnet. Welchen Glauben verdient nun das Faktum selbst, welche Gewähr bietet die Aussage der bekräftigenden Zeugen? Herr Heine, heißt es, wurde am hellen Tage in einem der bevölkertsten Theile von Paris körperlich beschimpft, die Sache erregte einen großen Zusammenlauf, und am andern Morgen weiß Paris, mit Ausnahme des deutschen Dorfes, kein Wort von der Sache, in der zusammenströmenden Menge findet sich zufällig nicht der Schatten eines Municipalgardisten, um den Beleidigten zu schützen, allein die Leute kommen von allen Seiten herbei, um an dem ergötzlichen Schauspiel sich zu laben. Die Franzosen wurden schon tüchtig verletzert und verschwärzt, es giebt schwerlich ein Volk, dem man so viel Schlechtes nachgesagt, allein weder Fahn, noch Arndt, noch Menzel haben ihnen jemals vorgeworfen, sie hätten der Mißhandlung eines Menschen, zumal eines Fremden, mit Gleichgültigkeit oder gar mit Wohlgefallen zugeesehen. Wäre die Ohrfeige wirklich — wie Hr. Straus, hierin mit den öffentlichen Blättern einig, in einem Briefe, den er dieser Tage an Herrn Heine schrieb, vorgiebt — so ganz ohne vorläufige Erklärung, in dem ersten Anlauf brutalen Zorns mit formlosem Ungestüm gegeben worden: die Entrüstung der herbeigeeilten Masse würde sich unfehlbar gegen den Angreifer gewendet und ihm ein anständigeres Benehmen auf vielleicht etwas derbe Weise em-

pfohlen haben. Wäre selbst fragliche Ohrfeige nach allen Regeln des Ehrenbegriffs ertheilt worden, so würde das Publikum diesen Akt der Selbsthilfe auf öffentlicher Straße als höchst ungeeignet durch unverzügliche Äußerung verdammt haben. Daß aber das Volk seine Freude an der Sache bewiesen hätte, Das ist mehr als eine Lüge, Das ist eine Abgeschmacktheit, die der ganzen Erzählung den Stempel der Erfundenheit auf das deutlichste aufdrückt. Diese Bemerkungen drängen sich jedem Unbefangenen von selbst auf, und als Herrn Heine's Erklärung aus den Pirenäen ankam, wurde von der Mehrheit der hiesigen Deutschen wenigstens die Sache allgemein in die Kategorie schlecht erdachter Fabeln verwiesen. Das Beispiel der falschen Briefe, sagte man, müsse seine Früchte tragen, und falsche Ohrfeigen sind ein so völlig neuer und kurioser Artikel, daß die Ankündigung desselben nicht geringes Aufsehen versprechen mochte. Kein Wunder also, daß ehemännischer Haß und spießbürgerliche Nachsicht zu einem Mittel griffen, von dem ein so großer Skandal zu erwarten war. Allein Herr S. ließ sich durch dergleichen Kommentare nicht so schnell aus dem Sattel heben, er erinnerte sich der inhaltschweren Worte, die Mephistopheles an Madame Schwertlein richtete:

Durch zweier Zeugen Mund
Wird allerwegs die Wahrheit kund;

ja, er war so glücklich, noch Einen mehr, als unumgänglich nöthig war, zu finden; denn er trieb drei menschliche Wesen auf, die sich dazu hergaben, die Wahrheit seiner Heldenthat mit dem Ansehen ihres männlichen Namens zu be-
theuern. Welchen Werth nun hat das Zeugnis dieser Her-

ren? Sie erklären, die Wahrheit des in Frage stehenden Vorfalls in der von der „Mainzer“, „Hamburger Neuen“ und Leipziger „Allgemeinen Zeitung“ mitgetheilten Form auf ihre Ehre zu bekräftigen. Heißt Dies so Viel, als hätten die Unterzeichner der hier erwähnten Erklärung das große Ereignis als Augenzeugen mit angesehen? Keine Kunst der Hermeneutik vermag dem angeführten Satze diese Deutung zu geben. Die Wahrheit eines Vorfalls auf seine Ehre bekräftigen, ist, wenn es überhaupt Etwas heißt, gewiß nicht synonym mit der Behauptung, daß man eine Begebenheit aus eigener Anschauung zu bestätigen vermöge. Und wäre dies Letztere der Fall gewesen: ist es glaublich, ist es denkbar, daß sie es verschwiegen hätten? Würden Die, denen an der Demüthigung Heine's so Viel lag, daß sie die befremdende Ehre nicht scheuten, der historischen Feststellung einer Ehrfeingeschichte als öffentliche Werkzeuge zu dienen, würden sie, frag' ich, über den Punkt ihrer Stellung als Augenzeugen so leicht hinweggegangen sein? Nein, noch einmal, Das ist nicht denkbar. Ist es alsdann wahrscheinlich, daß Herr S., der in seinem oben angezogenen Briefe von einem zufälligen Zusammentreffen mit Herrn Heine (rencontre fortuite) redet, das Trio seiner Zeugen, wie Ludwig XIV. seine Historiographen, durch alle Straßen von Paris mit sich herumgeführt habe, um seine Großthaten der Mit- und Nachwelt ohne Säumnis mitzutheilen? Wie endlich, wenn es mindestens von einem der drei Herren Bekräftiger auf das bestimmteste nachzuweisen wäre, daß er die ganze Geschichte nur vom Hörensagen kennt? Was muß vor dem Tribunal der öffentlichen Meinung aus der Glaubwürdigkeit der beiden andern Zeugen werden, wenn ihr

hier den Ausschlag gegeben, und nun kommt noch der Brief von Sichel!*) Vielleicht wird mein

Name so friedlich neben dem eines Kollegen steht, der diese Würde offenbar usurpierte! Dazu kommt noch, daß Derselbe als Einsender eines Aufsatzes in die „Rosen,“ worin die Ohrfeigengeschichte mit der ungebührlichsten Leidenschaftlichkeit erzählt wird, von der Redaktion dieser Zeitschrift für die gebildete Welt offen genannt wird, und bei einer nur etwas aufmerksamen Vergleichung der eben besprochenen Mittheilung an die „Rosen“ mit einer Pariser Korrespondenz der Leipziger „Allgemeinen“ die Identität des Verfassers beider Arbeiten sich auf das unverkennbarste herausstellt, und so der Bestätiger einer fremden Behauptung ganz einfach zum Wiederholer seiner eignen Angabe wird. Welcher Schluß aus der Zusammenziehung dieser Daten zu ziehen sei, Dies zu entscheiden überlassen wir vertrauensvoll der Einsicht des deutschen Publikums; wir erwarten allerdings die Anklage der Sophistik, allein wir werden nur dann vor dieser Beschuldigung erzittern, wenn sie von einer triftigen Widerlegung unserer Syllogismen begleitet ist.

*) Die Augsburger „Allgemeine Zeitung“, Beilage zu Nr. 236, vom 24. August 1841, enthielt folgende

Mittheilung.

Die „Mainzer“, die „Leipziger Allgemeine“, und die „Neue Hamburger Zeitung“, und nach ihnen mehrere andere deutsche Blätter, meldeten jüngst in übereinstimmender Form, Herr Heinrich Heine sei am 14. Junius auf der Rue Richelieu zu Paris von einem Herrn Str. aus Frankfurt thätlich insultirt worden. In einer vorläufigen Erklärung, inserirt in

Triumph noch größer, wenn der Straus selbst re-
traktiert oder, aufs Neue in die Enge getrieben,

der „Allgemeinen Zeitung“ vom 19. Julius, erklärte Herr Heine dieses Geschichtchen für eine Lüge, für eine Prahlerei jenes Individuums, das kein anderes Zeugnis vorbringen könne, als seine alleinige Aussage. Hierauf erschien in der „Allgemeinen Zeitung“ und andern deutschen Blättern eine vom 24. Julius 1841 datierte und von Ed. Kolloff, Dr. Schuster aus Hannover und Anton Hamberg unterzeichnete Erklärung, welche wörtlich lautete:

„In einer vorläufigen Erklärung in der „Allgemeinen Zeitung“ leugnet Hr. Heine die Thatsächlichkeit eines ihm am 14. Junius in Paris zugestoßenen Begegnisses, wie es von vielen deutschen Blättern berichtet worden. Unterzeichnete sehen sich daher veranlaßt, die Wahrheit des Vorfalles in der von der „Mainzer“, „Hamburger Neuen“ und „Leipziger Allgemeinen Zeitung“ mitgetheilten Form hiermit auf ihre Ehre zu bekräftigen“.

Wir enthalten uns aller wehmüthigen Betrachtungen über diese Erklärung und publicieren hierbei einen Brief, den Herr Dr. Sichel, der berühmte Arzt, an Herrn Heinrich Heine geschrieben, und zwar im Beisein des Dr. Schuster, der alle Ausdrücke gebilligt und sich vorher mit seinen Freunden Kolloff und Hamberg besprochen hatte. Das Original des Briefes liegt zur beliebigen Ansicht in der Buchhandlung von Hoffmann und Campe zu Hamburg.

„Lieber Heine!

„Herr Dr. Schuster (aus Hannover), den ich seit Jahren als einen sehr ehrenwerthen Kollegen kenne, hat auf meine

sich auch jetzt nicht schießt. Ich habe ihm nämlich neue Invektiven auf den Hals geschüttet. — Die spaßhafte Rolle in dieser Geschichte spielt Ihr unglücklicher Landsmann Monsieur Gabriel Kieffer*),

Anfrage, wie die von ihm und den H. Kolloff und Hamburg unterzeichnete Erklärung vom 24. Julius 1841 zu verstehen sei, unumwunden geantwortet, daß keiner dieser Herren bei dem zwischen Ihnen und Herrn Straus stattgehabten Vorfalle zugegen gewesen. Eine schriftliche Erklärung zu geben, hält Herr Dr. Schuster um so mehr für unnöthig, als weder er noch seine Freunde ihrer Erklärung den Sinn beigelegt haben, daß sie Augenzeugen des Ereignisses gewesen, welches sie vielmehr nur aus Herrn Strausens Munde kennen.

„Von meinem Briefe dürfen Sie, lieber Heine, den Gebrauch machen, den Sie für nöthig erachten.

„Paris, den 15. August 1841.

„Sichel, Dr. med.

*) Derselbe veröffentlichte in den Anzeigespalten des „Hamburgischen unparteiischen Korrespondenten“ vom 23. Juli 1841 folgende

Erwiderung.

Eine in dem heutigen Blatte dieser Zeitung abgedruckte, von Heinrich Heine unterzeichnete Erklärung legt mir die unerfreuliche Verpflichtung auf, einige Worte darüber zu sagen. Würde Dergleichen an einem Orte gedruckt, wo die geschmähten Verhältnisse und Personen hinlänglich bekannt sind, wo man die Frau, die von Herrn Heine als ein „listiges Weib“ und ihren Mann, der als ein „gehörnter Sieg-

der bereits ohne den mindesten Beruf sich in diese Sache mischte, Alles drauf anlegte, hier genannt

fried, armer Schlucker, Ritter von der traurigsten Gestalt“ bezeichnet wird, kennt und hochachtet, ich würde sie mit großer Gleichgültigkeit lesen und würde sicherlich darüber schweigen; denn dort weiß Jeder, was er von diesen Abscheulichkeiten zu halten hat, und dort würden sich, wenn es noth thäte, zahlreiche berufenere und bessere Stimmen, als die meinige, erheben, um diese neue Schändlichkeit auf das Haupt Dessen, der sie zu Tage gefördert, zurückzuwälzen. In dem Kreise aber, den diese Zeitung zunächst berührt, sind die Menschen und Dinge, von denen es sich handelt, unbekannt; hier kann die Lüge leicht durch ihre Frechheit einigen Glauben finden. Da ich nun hier am Orte vielleicht der Einzige bin, der jene Verhältnisse genauer kennt, da ich es mir zur Ehre rechne, mit den beleidigten Personen befreundet zu sein, so halte ich es für meine Pflicht, allen Denen, bei welchen mein Wort irgend Etwas gelten möchte, die Versicherung zu geben, daß die schändlichen Mittheilungen in Heine's Buch über Börne, auf die in der gedachten Erklärung angespielt wird, und die ganz allein zu Dem, was jetzt vorgefallen sein soll, Anlaß gegeben haben, in der Gegend, in welcher Börne gelebt hat, in welcher seine höchst achtungswerthe Freundin und ihr gleich ehrenwerther Gatte noch jetzt leben, von Jedermann als ein Gewebe elender Verleumdung angesehen werden. Ob Herr Heine die öffentlichen Mißhandlungen, von denen die Zeitungen erzählen, erlitten hat, weiß ich nicht; es wird vielleicht, wenn nicht Zeugen auftreten, für Viele immer un-

zu werden, und jetzt vielleicht wirklich seinen Zweck erreicht, aber wahrlich nicht zu seinem Vortheil.

gewiß bleiben; es ist auch in der That Wenig daran gelegen. Ob er sie aber verdient hat, darüber möge das Urtheil aller Ehrenmänner in Deutschland entscheiden; und darauf allein kommt ja im Grunde Alles an. Vor dem Richterstuhle wahrer Ehre schändet eine Handlung der Gewalt, wenn sie unverdient war, allein Den, der sie übte; wenn sie verdient war, wenn der Arm, der sie vollzog, das Todesurtheil vollstreckte, das die öffentliche Meinung über die Ehre des Beschimpften ausgesprochen hat, dann — und dann allein — entehrt sie den Beschimpften, nicht weil sie geübt, sondern weil sie verdient worden, und ohne darum selbst in diesem Fall Den, der sie übte, zu ehren. — Daß übrigens der Vorfall dann wahr ist, wenn er wirklich, wie Herr Heine voraussetzt, von dem Urheber der Beschimpfung verbreitet worden, davon halte ich mich bei der unzweifelhaften Wahrhaftigkeit dieses Mannes überzeugt. Zudem habe ich den gleichfalls geleugneten Inhalt der einen Hälfte des Artikels der „Mainzer Zeitung“ im Wesentlichen gleichlautend — so nämlich, daß Herr Heine mit der erst nach Börne's Tod ausgeführten Schändlichkeit schon bei Dessen Lebzeiten gedroht hat, daß er dafür von demselben Manne, den er jetzt beleidigt, mit den härtesten Worten gezüchtigt worden und keinen Versuch gemacht hat, dafür die ihm zu Gebote stehende Genugthuung zu erhalten — aus dem Munde eines völlig unparteiischen und glaubwürdigen Zeugen vernommen, dessen geachteten Namen ich für jetzt zu nennen noch nicht berechtigt bin, von dessen

Ist es Donquixoterie oder Wichtigmacherei, was ihn antrieb, mir dieser Tage durch einen meiner Freunde seinen Aufsatz selber zuzuschicken und mir anzubieten, er wolle nach Paris kommen und mir Satisfaktion geben! So wie ich Zeit habe, schicke ich Ihnen eine Kopie des Briefes, der ihm als Antwort dienen konnte und worin ich die Offerte durchaus nicht ganz ablehnte, sondern mir vorbehielt, je nachdem der Ausgang der Straus'schen Affaire mir genügend, auch jenem lächerlichen Champion heimzuleuchten! Wie ich aber höre, ist

Ehrenhaftigkeit ich aber erwarten darf, daß er auch sein öffentliches Zeugnis in einer Sache, die ganz allein durch Heine's Schuld zur Öffentlichkeit gebracht worden, wenn es noth thut, nicht versagen wird. — Man möge nun beurtheilen, in wie fern Der, welcher Verhältnisse entstellt und erdichtet hat, die, selbst wenn sie wahr wären, nicht öffentlich gegen einen Dahingeshiedenen durften geltend gemacht werden, der das Andenken eines edlen Todten, der ihn einst seiner Freundschaft würdigte, die Ehre einer trefflichen, dem Greisenalter nahen Frau und ihres achtbaren Gatten durch empörende Verleumdungen hat beslecken wollen, berechtigt ist, von „schnöder Preßbengelei“ zu reden, sich über Verbreitung gehässiger Märchen über sein Privatleben zu beklagen und unter den Literaten Deutschlands die Gesetze der persönlichen Ehre einführen zu wollen!

Hamburg, den 17. Juli 1841.

G. Kieffer, Dr.

Alles drauf berechnet, auf meine Kosten Aufsehen zu erregen, und es heißt schon im Publikum, daß auch Herr Kiesser nach Paris reise u. s. w.!

Sein Sie nur ruhig, ich werde diesen Narren entweder mit der Kolbe lausen oder mit seiner eignen Britsche so zudecken, daß man über ihn lachen soll! Was sagen Sie zu dieser Blüthe der Narrheit und des Dünkels! Bei solchem Unsinn steht mir selber der Verstand still! So wie ich Zeit habe, schicke ich Ihnen eine Kopie des erwähnten Antwortschreibens, für Ihr Archiv, und damit man wenigstens nicht glaube, daß ich die Narrheit ganz theile*). Glauben Sie Nichts, was Sie nicht von mir selber erfahren haben.

Und nun, leben Sie wohl. — Literarische Blätter lese ich hier gar nicht, und so erfahre ich nicht, wie drüben die Straus'sche Geschichte durchgeträtscht worden. Ich sehe nur die politischen. — In der „Mainzer Zeitung“ stand wieder eine schnöde Insinuation in Betreff meiner Frau. — Sonst, glaub' ich, ist die ganze politische Presse mir günstig, und man möchte mir gern eine gewisse Genugthuung geben für die Leichtgläubigkeit, womit man sich von Straus und seinem

*) Diese Kopie hat sich nicht vorgefunden.

Triumvirate anführen lassen. Was Sie mir von Herrn Wille sagen, freut mich. Auch er wird leicht Gelegenheit finden, das Unrecht, woran auch die „Neue Hamburger Zeitung“ theilnahm, erfreulichst gutzumachen.

Ihr Freund

H. Heine.

199. An Julius Campe.

Paris, den 1. September 1841.

Liebster Campe!

Ihren Brief nebst Einlage (der Sichel'sche Brief im „Hamburger Korrespondenten“) habe ich richtig erhalten. Dem armen Sichel gehen die Drei jetzt entsetzlich zu Leibe; sie sind, eben so wie Straus, in der öffentlichen Meinung verloren. In Betreff des Letztern kann ich Ihnen heute noch keinen Abschluß melden; in einigen Tagen erst kann Dieses geschehen. Er war schon ganz bereit zum Widerruf und Eingeständnis seiner Lüge; aber die Drei zwingen ihn, endlich die Pistole zur Hand zu nehmen, und er erbittet nur noch einige Tage Zeit, um seine Geschäfte für etwaigen Todesfall zu

ordnen; — er hat also nie an ein ernstes Duell gedacht *)!

*) Über die vielfachen Verzögerungen des Duells vgl. man den nachstehenden Artikel der „Leipziger Allgemeinen Zeitung“:

Paris, vom 13. August. Der in jeder Weise beklagenswerthe Skandal, der in Bezug auf Heinrich Heine erhoben worden ist, in Folge eines angeblichen Vorfalles, der von der einen Seite als wahr behauptet, von der andern geleugnet wird, ohne daß sich darüber für Dritte etwas Gewisses ermitteln ließe, da wenigstens der eine der drei Herren, welche auf ihre Ehre denselben bekräftigten, freiwillig erklärt, daß er durchaus nicht Augenzeuge desselben gewesen, betrifft einen in der Literatur so bedeutamen Mann, daß es nicht ohne Interesse sein wird, zu erfahren, wie Derselbe sich nach der letzten in dieser Sache abgegebenen Erklärung benommen hat. Heine ist sogleich von Gauterets herbeigeeilt, nachdem ihm Freunde diese Erklärung übersendet. Er hat durch seine Freunde Gautier und Royer dem Herrn Straus ein schriftliches Dementi seiner Angabe, daß es ihm, sich an Heine thätlich zu vergreifen, gelungen sei, zustellen und sich zu der in solchen Fällen üblichen Satisfaktion bereit erklären lassen. Darüber ist hin und her verhandelt worden. Die erste Schwierigkeit, die sich erhob, war die Weigerung Heine's, zu Zeugen des Gegners einen jener Männer anzunehmen, welche die erwähnte Erklärung in den Zeitungen veröffentlicht haben, da sie in den Augen Jemandes, der den Vorfall für erfunden erklären mußte, dazu weder passend noch berechtigt schienen,

Ich habe dieser Tage viel' Ausgaben gehabt wegen einer häuslichen Geschichte, wovon ich heute

und er Herrn Straus nur deshalb zur Verantwortung ziehe, weil Derselbe ihn gemißhandelt zu haben sich rühme. Die Gegner beharrten so harnäckig auf ihrem Verlangen, daß Heine, um nicht den Anschein zu haben, als suche er Vorwände zu Ausflüchten, jene Bedingung annahm, trotzdem daß nach der allgemeinen Ansicht das Recht der Weigerung auf seiner Seite war. Kaum war diese Schwierigkeit beseitigt, so erhob sich eine zweite. Heine hatte, wie hier bei Duellen von Civilpersonen in der ganzen Welt üblich, namentlich bei so ernstern Vorfällen, wo es sich um thätliche Mißhandlungen handelt, Pistolen als Waffe vorgeschlagen. Indes, man entgegnete ihm, daß nicht er, sondern sein Gegner der Beleidigte sei, und zwar durch das Heine'sche Buch, daß Jener somit die Wahl der Waffen habe, und Säbel zu wählen beliebe. Dagegen ward erwidert, daß, wenn die Mißhandlung wirklich geschehen sei, oder auch nur, wenn man sich rühme, dieselbe vollzogen zu haben, man sich natürlich in die Stellung des Beleidigers und des gröbern versetzt, und namentlich eine Handlung begangen habe, die allein ein Duell motiviere, was bei einem literarischen Angriffe selten der Fall, ohnehin da auf denselben keine Forderung erfolgt sei. Über diesen Punkt wird nun noch unter den Zeugen hin und her verhandelt, und wiewohl Heine in dem Falle, wo man ihm eine andere Satisfaktion zu verweigern fortfahren wird, auch in dieser letzten Beziehung nachzugeben, durch die Stellung, die ihm gemacht worden, gezwungen sein dürfte, so scheinen doch

noch Nichts melden will, und bin daher doch gezwungen, die bereits advisierte Summe auf Sie

diese Thatsachen von der Art, daß durch das Bekanntwerden derselben überhaupt das Urtheil über diese Sache, wie es von so manchen Seiten gebildet worden, sich sehr modificiren möchte.“

Mit diesen Angaben stimmt im Wesentlichen auch die nachstehende Privatmittheilung in Nr. 197 der „Breslauer Zeitung“, Beilage, vom 25. August 1841, überein:

Paris, den 18. August. Sie werden aus deutschen Blättern bereits erfahren haben, daß Heine seit elf Tagen in Paris angekommen und unmittelbar nach seiner Ankunft durch die Herren Theophile Gautier und Alphonse Royer dem Frankfurter Helden in Paris ein Kartell zugesandt hat. Ich enthielt mich bisher, Ihnen hierüber zu berichten, weil ich eine entschiedene Wendung der Angelegenheit abwartete, um dann einen summarischen Bericht und ein Schlussurtheil darüber abgeben zu können. Allein der Frankfurter Thersites setzt meine und seines Gegners Geduld auf eine so grausame Probe, daß ich mich veranlaßt sehe, wenn nicht den bestimmten Ausgang der Sache, oder wenigstens eine entscheidende Wendung derselben, doch ein vorläufiges, aber sicheres Urtheil über das Verfahren des Herrn Straus und seiner diensteifrigen Freunde mitzutheilen. Bei Empfang des Kartells ernannte Herr Straus Herrn Raspail, den berühmten Chemiker, und Herrn Kolloff, einen deutschen Literaten, zu seinen Zeugen. Letzterer ist einer der drei Herren, welche in einigen deutschen Blättern mit ihrem Ehrenworte die Wahrheit des über den Vorfall zwischen Heine und Herrn

zu trassieren. Ich bitte, diese Tratte gefälligst zu acceptieren. — In größter Eil' grüßt Sie herzlich

Ihr

H. Heine.

Straus erschienenen Berichtes in der „Allg. Leipz. Zeitung“ bekräftigten. Was konnte man wohl unter einer solchen Bekräftigung auf Ehrenwort Anderes verstehen, als daß die Herren Kolloff, Schuster und Hamberg Augenzeugen des Vorfalls waren, dessen wahrhaftigen Bericht sie mit ihrer Ehre verbürgten? Nun war es hier durch die Aussagen der Freunde des Frankfurter Helden wie der entschiedensten Feinde Heine's, ja durch die früheren Äußerungen jener drei Ehrenbürger selbst notorisch, daß bei dem vorgeblich verübten Handstreich weder ein Bekannter Heine's noch seines heroischen Gegners Augenzeuge war; Heine hatte daher wenig Mühe, Herrn Dr. Schuster eine Erklärung abzudringen, worin Dieser im Namen seiner Ehrkollegen anerkennt, daß Keiner von ihnen Augenzeuge jenes Vorfalls war. Diese Erklärung wurde bereits den obengenannten Blättern zur Veröffentlichung zugeschickt, und ich überlasse es denselben, diese Mystifikation, deren Opfer sie und ihre Leser waren, zu ahnden. Welches Vertrauen aber kann Heine zu einem Zeugen (Kolloff) haben, der mit solchem Leichtsinne seine Ehre verpfändet und das deutsche Publikum mystificiert? Er machte daher gerechte Einsprache gegen Herrn Kolloff; fügte sich jedoch, als man ihm bemerkte, daß man nach französischer Sitte keinen Zeugen zurückweisen könne. Nachdem diese Schwierigkeit beseitigt war, wurde

200. An Julius Campe.

Paris, den 5. September 1841.

Liebster Campe!

Heute melde ich Ihnen ein Begebnis, welches ich Ihnen bereits mehre Tage vorenthielt —

eine Menge anderer von Seiten des Herrn Straus und seiner Sekundanten erhoben. Man warf die Frage auf, wer eigentlich der Beleidigte sei und somit die Wahl der Waffen habe. Oftbesagter Herr Straus nahm Dessen Recht ausschließlich und unbedingt in Anspruch und bestand darauf, sich auf Säbel zu schlagen. Heine bemerkte dagegen mit Recht, daß es sich jetzt zunächst um die ihm zugefügte Injulte handle, welche eine Verleumdung und schwere Beleidigung sei, wofür nach französischer Sitte die Pistole die ausschließlich angemessene Waffe, es sich ferner jetzt weniger um eine Genugthuung, als um den Beweis handle, daß er (Heine) nicht feig sei, was man durch Verbreitung jenes Gerüchts feststellen wollte; die Pistole überdies eine Waffe ist, die man keinem Gegner, er sei Beleidiger oder Beleidigter, verweigern könne; daß er, obwohl ihm das Recht des ersten Schusses zukomme, darauf verzichte und dem Loose die Entscheidung anheimstelle. Die Verhandlung aber dieser und ähnlicher Vorfragen dauert nun seit 9 Tagen, und ich müßte den ganzen Raum Ihres Blattes in Anspruch nehmen, wenn ich Ihnen darüber einen genügenden Bericht abstaten wollte. Bei der Unmöglichkeit, die beiden Parteien zu verständigen, haben sich deren beiderseitige Zeugen zurückgezogen. Hierauf schrieb Heine einen Brief an Herrn Straus,

nämlich meine Vermählung mit dem schönen und reinen Wesen, das bereits seit Jahren unter dem

worin er ihm mit der geeigneten Energie des Letztern Benehmen als muthlose Ausflucht bezeichnet, und auf den von ihm gestellten Bedingungen unwiderruflich zu beharren erklärte. So entschieden sich Heine in dieser Zuschrift aussprach, so schüchtern empfindsam und selbst weinerlich ist die Antwort seines Gegners auf dieselbe. Herr Straus, der früher die Annahme seiner Vorschläge als die *conditio sine qua non* seines Zweikampfes mit Heine hingestellt hatte, versuchte nun einen Mittelweg, durch den, wie bei den Befestigungen die äußern Vorwerke mit der Ringmauer, der Säbel mit der Pistole kombiniert werden sollte. Zuerst sollte die blanke Waffe, sodann, wenn kein entscheidendes Ergebnis aus dem anfänglichen Kampfe hervorgegangen wäre, die Feuerwaffe in Anwendung kommen. Heine aber, der durch die Abreise des Herrn Royer zwei andere Zeugen, einen reichen Gutsbesitzer aus der Vendée, Herrn Tessier de Molo, und den deutschen Literaten Heinrich Seuffert, zu nehmen genöthigt war, gab zwar den Gebrauch beider Waffen zu, wollte jedoch die Anwendung derselben umgekehrt wissen, indem das zuerst gegebene Kartell auch zuerst an die Reihe kommen müsse, dann jedoch auch Herr Straus die beleidigte Ehre seiner Gattin mit dem Damascener rächen könne. So weit sind die Sachen bis jetzt gediehen, die mit ziemlicher Gewißheit beweisen, daß der edle Therfites aus Frankfurt eine unüberwindliche Abneigung für jede Art lebensgefährlichen Spieles hat, und es ihm nur darum zu thun ist, den Schein des Muthes zu retten.“

Namen Mathilde Heine an meiner Seite weilte, immer als meine Gattin geehrt und betrachtet ward, und nur von einigen klatschfüchtigen Deutschen aus der Frankfurter Klicke mit schänden Epitheten eklaboussiert ward. Diese Ehrenrettung durch gesetzliche und kirchliche Autorität betrieb ich gleichzeitig mit der Angelegenheit meiner eignen Ehre, die, wenig gefährdet durch die alleinige Aussage eines Straus, durch das infame Dreimännerzeugnis sehr in Noth gerieth — ich muß es gestehen, nie war mein Gemüth so niedergeschlagen als an dem Tage, wo ich jene infame Erklärung las, und wär' es mir nicht gelungen, diese H r zu entlarven und zu entkräften, so hätte ich zu den furchtbarsten Mitteln, zu den entsetzlichsten, meine Zuflucht genommen. Setzt laufen sie wie tolle Hunde ohne Ehre herum, und wollen mich durchaus zu Manifestationen verleiten, wodurch sie sich an die Stelle des Straus placieren könnten — Aber ich lasse mich nicht vom rechten Wege ablenken, Diesen will ich aufs Terrain haben, und obgleich er alle möglichen Ausflüchte sucht, so hoffe ich doch, noch meinen Zweck zu erreichen. Vor einigen Tagen war ich schon im Begriff, mich zu schlagen, als in der Nacht mir mein Sekundant meldet, daß einer der Straus'schen Sekundanten nicht erscheinen könne,

und daß das Duell, welches am Morgen in der Frühe statt finden sollte, wieder aufgeschoben sei*). Jetzt behauptet Straus, die Polizei wolle sein theures Haupt schützen und man beobachte ihn — aber Das ist nur eine Galgenfrist, er muß mir aufs Terrain, und müßte ich ihn dahin schleppen bis an die chinesische Mauer. Wer sich schlagen will, kann alle Hindernisse überwinden. Man will mich ermüden, aber es wird nicht gelingen. Leben Sie wohl.

Ihr Freund

H. Heine.

*) Übereinstimmend hiemit lesen wir in einer Korrespondenzmittheilung der „Breslauer Zeitung“, Nr. 212, Beilage, vom 11. September 1841:

„Paris, den 4. September. In einer gestrigen Berathung, die nicht weniger als 8 Stunden, sage acht Stunden, dauerte, haben die beiderseitigen Zeugen der Herren Heine und Straus das Duell auf Pistolen in einer Entfernung von 30 Schritten mit einer Barrière auf 20 Schritte auf heute Morgen festgesetzt. Um 11 Uhr in der Nacht wurde daselbe, unter dem Vorgeben, Herr Straus habe vorerst eine Rente auf den Namen seiner Frau zu überschreiben, auf Montag verlegt. Heine hat am 31. v. M. die Frau, mit der er seit mehreren Jahren lebt, in aller Form geheirathet, vorgestern sein Testament gemacht und sie zum Universal-erben eingesetzt.“

201. An Julius Campe.

Paris, den 9. September 1841.

Liebster Campe!

Ich melde Ihnen in der Kürze den Abschluß der falschen Ohrfeigengeschichte, wie man sie zu nennen pflegt. Vorgestern um sieben Uhr hatte ich endlich die Genugthuung, den Herrn Straus auf dem Terrain*) zu sehen. Er zeigte mehr Muth, als ich ihm zutraute, und der Zufall begünstigte ihn über alle Maßen. Seine Kugel streifte meine Hüfte, die in diesem Augenblick noch sehr angeschwollen und kohlschwarz; ich muß noch zu Bette liegen und werde so bald nicht gut gehen können. Der Knochen hat wahrscheinlich nicht gelitten, sondern nur einen erschütternden Druck genossen, den ich noch immer empfinde. Ganz glücklich ist die Sache also nicht für mich abgelaufen — in physischer Beziehung, nicht in moralischer. Leben Sie wohl.

Ihr Freund

H. Heine.

*) Das Duell fand im Thale von St. Germain statt. Außer Herrn Dr. Schuster, der als Arzt bei demselben fungierte, waren auch die Herren Kolloff und Hamberg zugegen,

202. An Julius Campe.

Paris, den 4. Oktober 1841.

Theuerster Freund!

Ihren Brief vom 26. September habe ich richtig erhalten und danke Ihnen für die Theilnahme, die Sie darin meinen persönlichen Angelegenheiten zuwenden. — Ich würde Ihnen und meiner Mutter Wünschen herzlich gern entsprechen und auf einige Zeit dort einen Besuch abstatten, aber erstens erlaubt es meine Kassa nicht, neue Ortsveränderungen zu machen, und zweitens dürfte meine Abreise sehr bösslich mißdeutet werden. — Übrigens hat mir das dortige Winterklima nie zugesagt, und ich befinde mich in diesem Augenblick sehr leidend; die unterbrochene Badekur hat meinem armen Kopfe sehr geschadet.

Über das saubre Kleeblatt habe ich noch keine Zeile geschrieben, mehr aus Ekel, denn aus Besorgnis. Ich habe wahrlich weder diese Leute, noch ihre Feder zu fürchten. Aber so eben erhalte

der Eine als Bevollmächtigter des Herrn Straus bei den vorausgehenden Unterhandlungen, der Andere als Zeuge des Letzteren.

ich die „Breslauer Zeitung,“ worin ein mir ganz unbekannter Vertreter die Sache so treffend bespricht, daß ich Sie bitte, diesen Artikel*) in einer

*) Derselbe stand in No. 224 der „Breslauer Zeitung“, vom 25. September 1841, und lautet, wie folgt:

Über die Erklärung der Herren Kolloff,
Schuster und Hamberg.

Die Herren Kolloff, Schuster und Hamberg, die sich in der Heine'schen Angelegenheit eine traurige Berühmtheit erworben haben, versuchen in der „Leipziger Allgemeinen Zeitung“ vom 17. September, indem sie eine längst abgemachte und vor dem Richterstuhl des Publikums längst entschiedene Sache aufs Neue auf das Tapet bringen, in einer auf ihre Weise abgefaßten Erklärung, dem öffentlichen Urtheil wiederum eine andre Wendung zugeben. Es gehört in der That ein ziemlich großer Grad von Dreistheit dazu, jetzt, nachdem das lächerliche Komplott gegen Heinrich Heine längst enthüllt (Augsburger „Allgemeine Zeitung“ vom 28. August) und die Theilnehmer desselben in ihrer ganzen Niedrigkeit vor die Augen Aller hingestellt sind, nachdem sich bereits die öffentliche Meinung in allen Blättern auf das entschiedenste über das perfide Benehmen der genannten Herren ausgesprochen hat, nach Alledem, statt durch Stillschweigen ihre Schande vergessen machen zu wollen, von Neuem diese Sache mit einer Frechheit, die nie zu ermüden und keine Grenzen zu kennen scheint, anzuregen, in der vergeblichen Hoffnung, durch wiederholte Unwahrheiten und wiederholte Zweideutigkeiten sich rein waschen zu können. — Die ganze

Hamburger Zeitung, wo möglich im „Korrespondenten,“ abdrucken zu lassen. Ich gebe Ihnen mein

Heine'sche Geschichte ist ziemlich spaßhaft, und dürfte vielleicht einen Beitrag zur Charakteristik des Tages liefern. Sokrates soll, als ihm einer seiner Freunde einmal erzählte, daß die Sophisten, wenn er nicht dabei wäre, Böses von ihm redeten, geantwortet haben: „Wenn ich nicht dabei bin, mögen sie mich auch schlagen.“ Hievon vielleicht ausgehend, kam Herr Straus mit seinen Verbündeten auf die eklatante Idee, Heine hinter seinem Rücken Ohrfeigen zu verabreichen, indem sie sorgfältig den Tag wählten, wo Heine nach Caunterets abgereist war. Wozu aber damals Sokrates ruhig lächeln konnte, Das konnte Heinrich Heine in unserm Jahrhundert, wo die Meinung Alles gilt, nicht mit Stillschweigen hingehn lassen. Herr Straus mochte vielleicht darauf gerechnet haben, daß Heine, das Gerücht belächelnd, nicht eher Schritte thun würde, dasselbe zu vernichten, als bis es sich in die öffentliche Meinung eingenistet haben und es dann zu spät sein würde. Aber Heine, der mit seinem richtigen Blick sogleich erkannt hatte, von woher der Schlag käme, und welche Maßregeln man dagegen ergreifen müsse, kehrte sofort nach Paris zurück, schrieb seine „vorläufige Erklärung,“ indem er dabei auf seine gewohnte energische Weise verfuhr. Man hatte ausgebreitet, Heine sei, um einem Duell auszuweichen, nach Caunterets gereist; Dem zu begegnen, schickte er Herrn Straus sofort seine Herausforderung zu. — Die Folge dieses energischen Verfahrens zeigte sich auch sogleich. Herr Straus, der gerne auf Heine den Verdacht der Feigheit hatte werfen wollen, zeigte durch sein Zögern,

Ehrenwort, daß ich weder direkt, noch indirekt diesen Artikel veranlaßt habe und keine Ahnung

wie wenig physischer Muth unter seine Eigenschaften gehöre; das Publikum wurde enttäuscht, und inzwischen wurde bewiesen, daß jene Ehrenmänner, welche sich nicht entblödet hatten, jenes Gerücht als Thatsache öffentlich zu bekräftigen, der vorgeblichen Scene nicht beigewohnt haben konnten. Jetzt ward auch die Sache zwischen Heine und Herrn Straus beigelegt; rein ging Heine hervor trotz allen Verleumdungen, mit denen man ihn überschüttet hatte, und alle Schande fiel auf die genannten Herren zurück. Das fühlten sie wohl auch, und daher kommt der letzte Versuch, in der „Leipziger Allgemeinen Zeitung“ sich zu rechtfertigen. Diese Rechtfertigung nun, die, mit der gewöhnlichen, nichtsagenden Polemik dieser Herren abgefaßt, nur Den zu täuschen im Stande wäre, der sie nicht kennt, wollen wir etwas näher beleuchten.

Nachdem sie sich im Anfang wegen ihres Stillschweigens entschuldigt haben — eine Entschuldigung, die wir um so lieber gelten lassen, als uns dieses Stillschweigen in jeder Beziehung äußerst erfreulich war, und wir den Wunsch von ihm nicht unterdrücken können, daß es die Herren Kolloff, Schuster und Hamberg auch fernerhin beibehalten möchten — gehen sie unmittelbar zu ihrer höchst sinnreichen Vertheidigung über, die jedoch in nichts Anderem, als in einer Invektive gegen Heine besteht. Das Merkwürdigste aber ist, daß sie selbst eingestehen, der Scene nicht beigewohnt zu haben, ohne zu fühlen, wie ihnen Dies jedes Recht nimmt, als Zeugen aufzutreten. Denn wie kann man die Nicht-

habe, wer der Verfasser. Der Artikel ist dadurch um so besser; suchen Sie Ihren Einfluß geltend

achtung vor dem Publikum so weit treiben, daß man öffentlich einen Vorfall zu behaupten wagt, den man nicht selbst mit angesehen hat, den man nur vom Hörensagen kennt? Das öffentliche Urtheil soll durch dieses Zeugnis bestimmt werden, und dies Zeugnis selbst ist auch erst auf die Aussage eines Andern begründet! — Höchstens könnten die Herren Kolloff u. s. w. dann bescheinigen, daß ihnen Herr Straus Das und Das aufgebunden habe; mit dem Faktum selbst hat ihre Aussage dann Nichts mehr zu thun. Wahrlich, nicht genug zu bewundern ist die Naivetät des Herrn Kolloff und seiner Freunde, welche so weit geht, daß sie nicht einsehen, wie in einem solchen Falle nur ein Zeugnis *de visa* zulässig ist! — Aber Herr Kolloff will auch nicht, daß sein Zeugnis seiner Wahrhaftigkeit wegen geglaubt werde. Er spricht es ja deutlich genug aus: nur durch seinen Namen will er imponieren! Freilich, der Name des Herrn Kolloff, bekannt genug durch die preußische Gesandtschaftsgeschichte, würde allein schon hinreichen, jeden Zweifel daniederzuschlagen, sein Name allein hinreichen, dem eines Heinrich Heine gegenüber jede Lüge in Wahrheit zu verkehren! — Aber das Alles genügt den Herren noch nicht. Hier, wo es sich ganz einfach nur darum handelt, eine Thatsache zu bekräftigen oder für unwahr zu erklären, hier fangen diese Herren an, Heine und sein Wirken zu kritisieren, oder — um einen richtigeren und der Verfahrungsweise dieser Herren angemesseneren Ausdruck zu wählen — zu bekritteln. Indem sie ihm zur Last legen, ein Persönlichkeits-

zu machen, daß er dort abgedruckt wird, und zwar mit einigen hinzugefügten Worten über das Duell,

System erfunden zu haben, erschöpfen sie sich, in denselben Fehler verfallend, in niedrigen Persönlichkeiten gegen ihn. Mit derselben Naivetät, die wir schon oben erwähnt haben, wundern sich die Herren, daß jetzt nach Heine's Vertheidigung alle Schmach sie und Herrn Straus trifft. Unbekannt scheinen ihnen Goethe's Worte zu sein:

„Die Lüge trifft, ein abgedrückter Pfeil,
Versagend und von einem Gott gewendet,
Den Schützen selbst.“

Wenn es ferner in dem Schluß heißt, daß keiner der Unterzeichneten mit Heine je in nähere Berührung getreten ist, so ist Das allerdings wahr, aber die Folgerung, die sie daraus ziehen wollen, daß ihr Urtheil nicht der Parteilichkeit verdächtig sein könne, diese ist falsch. Nur deshalb sind sie nie mit Heine persönlich in Berührung gekommen, weil Heine, der überhaupt etwas difficil in seinem Umgang ist, stets derlei Leute von sich fern zu halten wußte; daß sie ihn aber mit ihrer kleinlichen Rache schon längst verfolgen, daß Heine selbst längst bekannt ist, wie niedrige Menschen aus niedrigem Neid ihn zu verleumden bemüht sind, darüber giebt ein Brief, der in der „Breslauer Zeitung“ vom 31. August von einem Freund Heine's veröffentlicht und schon vom August 1838 datiert ist, interessante und beweisende Aufschlüsse.

Doch genug davon. Umsonst wollen uns die Herren Kolloff, Schuster und Hamberg mit ihren Kunstgriffen glauben

von welchem der Verfasser keine Kunde zu haben schien. Das Duell war das beste Argument. — Schicken Sie mir unter Kreuzkouvert die Gedichte von Hebbel. — Ich wünsche sehr, daß Sie diesen Winter endlich die Gesamtausgabe meiner Werke lieferten; ich würde mich unverzüglich mit größter Sorgfalt diesem Geschäfte unterziehen. Vorher hätte ich Lust, den zweiten Band des Liederbuchs endlich herauszugeben, aber in ganz anderer Gestalt, als früher projektiert, und mit andern Zusammenstellungen; eine neue Höllemühe, für mich, der ich nicht gern abschreibe. — Ich bin ausgezogen, und wohne Faubourg Poissonnière No. 46. — Leben Sie wohl. — Grüßen Sie mir Wienberg und Gattin. —

Ihr Freund

H. Heine.

machen, die öffentliche Meinung habe sich noch nicht entschieden; die öffentliche Meinung hat längst entschieden, und vor ihrem Richterstuhl ist keine Appellation mehr möglich.

Breslau, den 24. September 1841.

F.

203. An August Tewald.

Paris, den 13. Oktober 1841.

— Wenn ich auf Ihr freundliches Schreiben erst heute antwortete, so liegt die Schuld ganz an meinem armen Kopf, der, seit ich meine Badefur in den Pirenäen so traurig unterbrach, an dem alten Übel sehr leidet; ja, letzteres hat sich so verschlimmert, daß mir mein Arzt gänzlich Feder und Tinte untersagt hat. Meine Feinde rechneten nicht bloß auf meine Abwesenheit, sondern auch auf meinen franken Zustand, als sie das schändliche Komplott gegen mich losließen, das ich, gottlob! so gründlich enthüllt. Ob aber der große Haufe jetzt die ganze Bäuberei einsieht, eben so gut wie die Verständigen im Publikum, Das weiß ich nicht, glaub' ich auch nicht, und in dieser Beziehung ist es gewiß gut, wenn noch Etwas geschieht, um die ganze Scheußlichkeit des Pressfrevels, der gegen mich verübt worden, nachträglich zu beleuchten. —

— Zu meiner größten Freude erhielt ich dieser Tage den beiliegenden Artikel der „Breslauer Zeitung,“ der mir ganz aus der Seele geschrieben, obgleich ich ganz fremd dabei bin und den Autor

nicht weiß; leider ist dieses Blatt nicht im Süden sehr repandiert, und Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie in einigen Blättern — am liebsten wäre mir der „Nürnberger Korrespondent“ — diesen Artikel nochmals abdrucken ließen mit einer Zuthat über das Duell, wovon der Verfasser noch keine Kunde gehabt zu haben schien. Selbst wenn der Wiederabdruck Ihnen im „Nürnberger Korrespondenten“ Etwas kosten sollte, müsste es geschehen, und ich will Ihnen gern Das vergüten, nur muß nicht erwähnt werden, daß es Inserat. — Die Büberei, womit ich leider zu thun habe, ist so groß, daß ich meine Freunde angehen muß, sich in der deutschen Presse jetzt, eben jetzt, zu meinen Gunsten zu regen. —

— Ich stehe ganz allein — aber ich habe Etwas, worauf ich baue: ich habe nie die geringste zweideutige Handlung mir zu Schulden kommen lassen, und meine Feinde haben immer zu Lügen ihre Zuflucht nehmen müssen, die in sich selbst zerfielen. — Ich danke Ihnen für den liebevollen Wunsch, zu Ihnen nach Deutschland zu kommen; es läßt sich jetzt nicht ausführen. — Daß ich einige Tage vor dem Duell, um Mathildens Position in der Welt zu sichern, in die Nothwendigkeit versetzt war, meine wilde Ehe in eine zahme

zu verwandeln, werden Sie erfahren haben. — Dieses eheliche Duell, welches nicht eher aufhören wird, bis Einer von uns Beiden getödtet, ist gewiß gefährlicher, als der kurze Holmgang mit Salomon Straus aus der Frankfurter Judengasse! Welche Fülle von Intrigen und Bosheiten von dieser Seite gegen mich seit Jahr und Tag ausgegangen, davon haben Sie keinen Begriff. — Damaskus ist wahrlich kein Märchen! —

— Grüßen Sie mir herzlich Fr. R., die ich gern mal wiedersehen möchte — ich hätte bald die Augen zugemacht für immer. —

Dieser Tage bin ich umgezogen, und meine Adresse ist jetzt: H. H. Faubourg Poissonnière 46. Ich wohne sehr hübsch, und es sieht sehr gut bei mir aus; man möchte kaum glauben, bei einem deutschen Dichter zu sein. —

204. An Julius Campe.

Paris, den 1. December 1841.

Liebster Campe!

Ich schreib' in der größten Eil', einige Minuten vor Abgang der Post. Ich las eben im

„Hamburger Korrespondenten“ die Anzeige einer Zeitschrift, betitelt „Mephistoteles“, die in Leipzig erscheinen soll und „Jugendbriefe von H. Heine“ enthalte*). Ich bitte Sie, mir schleunigst per Kreuzkouvert dieses Journal zu schicken, damit ich sehe, was es für eine Bewandtnis hat mit jenen Briefen, durch deren Publikation entweder das Publikum mystificiert oder an mir ein Verrath geübt wird; vielleicht ist Beides der Fall, und ich sehe mich genöthigt, öffentlich zu reklamieren. Daher Eile.

Herr Dingelstedt ist hier, hab' ihn aber noch wenig gesehen; ein äußerst liebenswürdiger Mensch; schönes Talent, viel Zukunft, aber in der Prosa.

Dass sich Monsieur Gutzkow mit einem Schriftsetzer Mendelsohn balgen muß, hab' ich mit Ergötzen gesehen. Und nun hat er gar eine Polemik mit Saphir, diesem alten durchgeprügelten Affen!

Ich lebe hier ruhig und ziemlich heiter. Machte auch mitunter Gedichte, z. B. auf den

*) Die drei Briefe Heine's an Friedrich Steinmann, welche im vorhergehenden Bande enthalten sind, wurden zuerst in dem von Steinmann herausgegebenen „Mephistoteles“, 1. Heft (Leipzig, Fr. Fleischer, 1842) abgedruckt.

Ehestand. — Gathj seh' ich fast gar nicht. — Meine Augen sind sehr schwach.

Ihr Freund

H. Heine.

Schicken Sie mir auch, was der Monsieur Mendelsohn gegen den Monsieur Gutzkow geantwortet.

205. An Gustav Kühne.

Paris, den 6. Januar 1842.

Auf Das, liebster Kollege, was mir Weill in Beziehung Ihrer mittheilte, antwortete ich durch eine Einsendung für die „Elegante,“ die Sie durch dieselbe Vermittlung bereits erhalten und abgedruckt haben werden*). Heute ein kleiner Nachtrag;**) —

*) Es waren die Gedichte: „Deutschland“ (Bd. XVII, S. 268), „Untermelt“ (Bd. XVI, S. 303—307) und „Die Wasserleute“ (Bd. XVI, S. 299 ff.), welche in der „Zeitung für die elegante Welt,“ Nr. 11, vom 15. Januar 1842, abgedruckt wurden.

**) „Schwarz-roth-goldne Gedichte“ („Bei des Nachtwächters Ankunft in Paris“, „Die Tendenz“, „Das Kind“ und „Verheißung“, Bd. XVII, S. 236—237 und 248—251).

möge er keinem Mißverständnisse begegnen, wie mein armes Buch, das Sie gewiß nicht gelesen hatten, als Sie den Stab darüber brachen*). Sie sind nicht der Einzige, der durch die Machination der Intriganten getäuscht worden. Die Ohrfeigen-Lüge mag auch Ihnen die Augen geöffnet haben; ich verdanke derselben eine heilsame Reaktion im Gemüthe vieler edlen Menschen, die man mir abtrünnig machen wollte. — Grüßen Sie mir Laube, wenn Sie ihn sehen; seinen Wunsch, über jene miserable Geschichte das Thatsächlichste zu schreiben, dürfe ich noch nicht erfüllen, sonst würde man mich der Leidenschaft bezichtigen, und doch lebt in meiner Seele nur die kälteste Verachtung für die Klicke, die an meiner Ehre einen beispiellosen Meuchelmord begehen wollte, und auch ein bitteres Mitleid über

Der Censor, Professor Bülow, strich die Gesamtüberschrift, sowie die Schlussstrophen des ersten Gedichtes. Die drei andern Gedichte wurden daher allein in Nr. 19 der „Zeitung für die elegante Welt“, vom 27. Januar 1842, abgedruckt.

*) Nach Erscheinen von Heine's Buch über „Börne“ veröffentlichte die „Zeitung für die elegante Welt“ (in Nr. 174, 195, 196 und 219, vom 5. September, 5. und 6. Oktober und 7. November 1840) einige, zum Theil sehr scharfe Angriffe gegen Heine.

ein respektives Publikum, das sich durch die plumpsten Täuschungen irre machen ließ. — Leben Sie wohl, und bleiben mir freundlich wieder zugethan, und sein Sie meiner Hochschätzung, meiner besondern Theilnahme überzeugt.

H. Heine.

Bitte, mir Abdruck meiner Gedichte unter Kreuzkouvert zu schicken.

206. An Julius Campe.

Paris, den 28. Februar 1842.

Liebster Campe!

Ihren Brief vom 28. dieses (?) habe ich vorgestern erhalten. Auch hat mir Dingelstedt seiner Zeit Ihren Brief an ihn mitgetheilt. Was soll ich darüber sagen! Ich verstumme vor Unwillen. Die Ungerechtigkeit, die man gegen Sie ausübt*),

*) Zur Erläuterung dieses Briefes entnehmen wir der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“, Nr. 10, Beilage, vom 10. Januar 1842, nachstehende Mittheilung:

Breslau, den 27. December 1841.

Die „Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters“ und die „Unpolitischen Lieder von Hoffmann von Fallers-

übersteigt alle Begriffe, und der Zorn, den ich darüber empfinde, hat nicht bloß darin seinen

leben, zweiter Theil“ sind hier nicht nur verboten, sondern haben Veranlassung gegeben, daß der gesammten künftigen Thätigkeit der Verleger im Bereich der preussischen Monarchie eine Grenze gestellt ist, wie folgendes Verbots-Cirkular darthut:

Verbots-Cirkular.

Die dem Censurwesen vorgesetzten königlichen Ministerien haben sich veranlaßt gefunden, mittelst Verfügung vom 8. d. M. alle von jetzt ab im Verlage der Buchhandlung Hoffmann und Campe zu Hamburg erscheinenden oder als Kommissions-Artikel von derselben ausgegebenen Schriften, Blätter zc., von welcher Art sie auch immer sein mögen, innerhalb der königlich preussischen Staaten zu verbieten. Demgemäß dürfen alle von jetzt ab im Verlage der Buchhandlung Hoffmann und Campe zu Hamburg erscheinenden dergleichen Schriften jeglicher Art weder öffentlich angekündigt und verkauft, noch in Leihbibliotheken und öffentlichen Lesezirkeln oder von Antiquaren gehalten werden.

Sämmtliche hiesige wohlwöbliche Buchhandlungen werden von diesem Verbot mit der Auflage hierdurch in Kenntniß gesetzt, ihr „legi“ hierunter zu vermerken. —

Breslau, den 16. December 1841.

Königl. Polizei-Präsidium.

Herr Campe veröffentlichte hierauf die nachstehende

Offene Erklärung.

Mit dem größten Erstaunen hat die unterzeichnete Buchhandlung das gegen sie erlassene Interdikt in Erfah-

Grund, weil auch meine Interessen zugleich ge-
fränkt sind. Sie wollen meine bestimmte Meinung?

—
rung gebracht, und sieht sich dadurch, um weder bei den hohen Regierungen, noch bei dem gesammten deutschen Publikum in einem falschen Lichte zu erscheinen, zu folgender Erklärung dringend veranlaßt. Sie hat sowohl die „Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters“, als die „Unpolitischen Lieder von Hoffmann von Fallersleben, zweiter Theil“ (der erste ist in Preußen erlaubt), unter der strengsten Beobachtung aller gesetzlichen Vorschriften gedruckt und befindet sich im Besitz des legitimen Imprimaturs für beide Werke, so daß sie sich beim Druck derselben keines Verstosjes gegen bestehende Gesetze bewußt ist! Um so schmerzlicher hat es sie daher berühren müssen, daß im vorliegenden Falle eine im deutschen Buchhandel bisher unerhörte und im Geiste unserer Preßgesetze durch Nichts motivierte Strenge gegen sie in Anwendung gebracht worden ist.

Indem die unterzeichnete Buchhandlung, im beruhigenden Bewußtsein, kein bestehendes Gesetz verletzt oder umgangen zu haben, hiermit den reinen wahren Thatbestand zur öffentlichen Kenntniss bringt, erwartet sie von der anerkannten Gerechtigkeitsliebe eines hohen preussischen Ministeriums, daß diese einfache Anzeige genügen werde, eine Maßregel zurückzunehmen, die in ihrer Strenge eben so unerhört, wie in ihrer Veranlassung durch keine einzige, uns zu Schulden kommende Übertretung bestehender Gesetze gerechtfertigt ist.

Hamburg, den 4. Januar 1842.

Hoffmann und Campe.

Nun, so hören Sie: ich rathe zu einem offenen Krieg mit Preußen auf Tod und Leben. In der Güte ist hier Nichts zu erlangen. Ich habe, wie Sie wissen, die Mäßigung bis zum bedenklichsten Grade getrieben, und Sie werden meinen Rath keiner aufbrausenden Hitzköpfigkeit zuschreiben. Ich verachte die gewöhnlichen Demagogen und ihr Treiben ist mir zuwider, weil es zunächst immer unzeitig war; aber ich würde dem schäbigsten Tumultanten jetzt die Hand bieten, wo es gilt, den Preußen ihre infamen Tücken zu vergelten und ihnen überhaupt das Handwerk zu legen.

Wenn die deutschen Buchhändler Ihnen in diesem Kriege nicht beistehen, so sind Dieselben die größten Esel. Von den Autoren habe ich keine große Meinung; unseren großen Dramatiker habe ich sogar in Verdacht des geheimen Einverständnisses mit preußischen Regierungsbeamten. — Was von meiner Seite geschehen kann, soll geschehen. Weder Rücksichten der Vergangenheit noch der Zukunft nöthigen mich zur Schonung; mit klareren Worten: nie habe ich von unseren Regierungen

Das preußische Verbot des Hoffmann und Campe'schen Verlages blieb indeß nicht lange in Kraft; es ward schon im Mai 1842 nach den Hamburger Brande, ohne besonderes Ansuchen des Herrn Campe, wieder aufgehoben.

Etwas gefordert, noch erhalten, und mein Herz ist auch unbesleckt von servilen Hoffnungen. — Das ist klarer Wein, den ich Ihnen heut einschenke. — Sie werden dadurch merken, wie wenig die Art und Weise, in welcher Sie meiner verjährten Vorrede bei dieser Gelegenheit öffentlich erwähnten, mich verstimmen konnte; Sie hatten aber Unrecht, mich so bloß zu stellen, da Sie doch nicht wissen konnten, wie frei, wie reichsunmittelbar frei ich der Regierung gegenüberstehe. — Aber in Ihrer Lage ist Alles verzeihlich; eine schändlichere Ungerechtigkeit ist noch nie ausgeübt worden. — Da ich mich nicht in verhüllender Form darüber aussprechen kann, sondern das Ding bei seinem rechten Namen nennen müßte, so schwieg ich bis jetzt. Sobald es nothwendig, will ich gern bestimmt auftreten. Wie mir jede Polemik in eignen persönlichsten Angelegenheiten zuwider ist, so sehr reizt sie mich bei uneigennütigen, ideellen Anlässen. — Sorgen Sie jetzt zunächst für eine Firma, unter deren Namen man Alles drucken lassen kann, ja für zwei Firmas, die eine für politisch starke, die andre für unpolitische Schriften. — Die Gedichte von Hoffmann von Fallersleben, die Ihnen zunächst diese Noth eingebrockt, sind spottschlecht, und vom ästhetischen Standpunkte aus hatte die preussische Regie-

rung ganz Recht, darüber ungehalten zu sein: schlechte Späßchen, um Philister zu amüsieren bei Bier und Taback. —

Ich schreibe Viel; darüber nächstens mehr. Obgleich unwohl, werde ich dies Jahr nicht mehr ins Bad reisen und vielmehr aufs Land hinausziehen und einige Bücher fertig machen. Unterdessen haben Sie Ihre Angelegenheiten reguliert. Haben Sie Lust, den Druck der Gesamttwerke jetzt zu beginnen, oder wollen Sie noch warten? Ich stehe Ihnen in dieser Beziehung jeden Augenblick zu Willen. — Wie ist es mit dem „Börne“? werde ich endlich die zweite Auflage genießen? Schreiben Sie mir hierüber etwas ganz Bestimmtes; es ist nicht bloß des Geldes wegen, sondern auch weil ich etwas Wichtiges, und sogar Viel hinzuzuschreiben habe und Zeit mir nehmen will. Die Gedichte werde ich nicht so bald herausgeben, da ich im Zug bin, die schwachen durch neue und bessere zu ersetzen, und überhaupt ein Buch liefern will, wo ich sicher bin, daß es in Vergleichung mit dem „Buch der Lieder“ nicht den Kürzern zieht. In dieser Beziehung hätte ich Ihnen viel Erfreuliches mitzutheilen. Ich bin überzeugt, daß ich jetzt meine bedeutendsten lyrischen Produkte geben kann. Nur Ruhe muß ich mir schaffen und mich von meinem bösen Kopfübel

etwas heilen. Meine Verdrießlichkeiten von vorigem Jahr haben nicht bloß meine Finanzen ruiniert, sondern auch meine physische Heilung hintertrieben. Geld ist nicht die Hauptsache, Gesundheit ist viel mehr, die Ehre aber ist Alles.

So Viel heute des Allgemeinen. Des Besonderen habe ich Ihnen nur zu melden, daß ich morgen die Summe endlich auf Sie trassiere, deren Annahme Sie mir so bereitwillig zugesichert; ich glaubte diese Tratte länger hinauschieben zu können, aber zu meinem Verdruß merke ich dieser Tage, daß ich bei Cotta weniger Geld stehen hatte, als ich glaubte, und deshalb trassiere ich auf Sie, statt auf ihn, wie ich Anfangs vorhatte. Dingelstedt sehe ich leider nicht sehr oft; er ist aber immer für mich eine liebenswerthe Erscheinung. — Wie geht die neue Auflage des Liederbuchs ab? Sagen Sie mir die Wahrheit. — Ich lebe hier still und isoliert wie immer. Ruhiger Hausstand. — Daß es Ihrer Frau nicht besser geht, thut mir sehr leid; Jeder hat sein Kreuz. —

Anbei lege ich Ihnen ein Gedicht bei*), das in Leipzig nicht die Censur der „Eleganten Welt“

*) „Bei des Nachtwächters Ankunft in Paris,“ Bd. XVII, S. 236. — Vgl. die Anmerkung **) zu dem vorhergehenden Briefe.

passiert, und für Sie vielleicht einiges Interesse hat. Wieber Himmel, wenn ich erst die starken Töne anschläge, wie würden die Leute erschrecken! —

Schreiben Sie mir bald viel Neues, wenn es auch nichts Gutes ist, nur Neues. Das Alte langweilt mich schrecklich.

Heiter und freundschaftlich

H. Heine.

207. An Gustav Kühne.

Ich danke Ihnen, liebster Kollege, für Ihre freundlichen Zeilen. — Anbei erhalten Sie noch einige Gedichte. Was das Honorar für solche kleine Beiträge betrifft, so stelle ich Ihnen gern anheim, darüber zu verfügen für gute Zwecke. Nur bei größeren, voluminöseren Arbeiten werde ich das Honorar für die eignen Fonds in Anspruch nehmen und Dieses alsdann ausdrücklich bemerken.

Suchen Sie doch unter der Hand zu erfahren, wie Viel ich für einen Band Gedichte, eben so stark wie mein „Buch der Lieder,“ von den dortigen Buchhändlern bekommen könnte? Das bleibt aber

ganz unter uns, denn es ist noch immer möglich, daß ich mich mit Campe in Hamburg noch eine Weile fortquäle. Sie erzeigen mir dadurch einen kleinen Liebesdienst.

Ihr freundschaftlich ergebener

H. Heine.

Paris, den 16. April 1842.

208. An Julius Campe.

Paris, den 17. Mai 1842.

Liebster Campe!

Es läßt sich kaum sagen, welche tiefe Erschütterung das Unglück, das euch betroffen*), in Paris hervorgebracht, und welche wahrhafte Theilnahme die Franzosen an den Tag gelegt. Was mich betrifft, der ich den dortigen Verhältnissen näher stehe und meine Lieben dort in Noth wusste, so können Sie denken, in welcher Stimmung ich mich befand, als ich noch keine Nachricht über die Meinigen hatte und noch nicht das Ende der Katastrophe voraussehen konnte. Es erzeugte sich

*) Der große Brand.

bei mir eine Betäubung, die ich noch jetzt nicht bemeistern kann, und mein Kopf ist öde und wüst.

Welches Schrecknis! Ich hoffe, von Ihnen bald direkte Nachricht zu erhalten; indirekt erfahre ich, daß Sie durch kluge Vorsicht vor der materiellen Schwere des großen Unglücks geschützt sind — Dies bestätigt zu hören, wird mir großes Vergnügen machen.

Es ist ein schauderhaftes Ereignis, und der Verlust ist ungeheuer; ich sehe wohl ein, daß hier nicht Alles mit Geld ersetzt werden kann. Aber durch neugeweckte Thätigkeit, durch neu aufgeregte Kräfte, durch eine moralische Wiedergeburt wird vielleicht dem Unglück selbst der reichlichste Segen abgewonnen werden. — Ob der einschläfernden Influenza des Friedens ward vielleicht von der Vorsehung solche aufrüttelnde Feuermedizin ordonniert.

Hier haben wir unterdessen ebenfalls manchen bitteren Löffel schlucken müssen; das Unglück, das auf der Versailler Eisenbahn arriviert, ist gräßlich, über alle Vorstellung gräßlich.

Sobald Sie, liebster Campe, wieder ein Bißchen Athem schöpfen können, wollen wir von Druckerei sprechen. Unterdessen leben Sie wohl

und bleiben Sie meiner freundschaftlichsten Gefinnungen in Betreff Ihrer Person treuherzigst versichert.

H. Heine.

209. An August Lewald.

Paris, den 17. Oktober 1842.

— So eben kommt Meyerbeer und erinnert mich wieder lebhaft an Sie, indem er sich nämlich beklagt, daß er in deutschen Blättern so hart mitgenommen werde. Ich hoffe, daß man ihm Übertriebenes gemeldet, denn ich kann mir gar nicht denken, daß Dergleichen der Fall sei. Er verdient es wahrlich nicht, er ist so gut und wacker! Ich lieb' ihn sehr, und diese Liebe für einen Freund treibt mich, einem andern Freunde zu schreiben. —

Meine Frau läßt grüßen. Sie treibt heut ihre Hauswirthschaft mit vielem Geräusch. In diesem Augenblick zankt sie mit der Magd. Sie ist durchaus keine stille Seele, wird aber täglich forpulentler.

210. An Heinrich Laube.

Paris, den 7. November 1842.

Liebster Laube!

Ihr Brief hat mir viel Vergnügen gemacht. Daß Sie wieder die „Elegante“ eingenommen, ist gewiß für uns Alle sehr erfreulich; ich sage: „uns“ und verstehe darunter den hohen Adel der Literatur, die letzten vornehmen Köpfe, die noch nicht guillotiniert sind. Aber wird der herrschende Plebs sich jetzt nicht noch inniger zusammenrotten und gegen uns losschimpfen? Ich sehe die Sachen aus der Ferne besser ein, und wenigstens für mich sehe ich ein schlimmeres Schicksal voraus, als die Vergessenheit, wenn ich mit euch jetzt Opposition bilde gegen den Phrasenpatriotismus und Zeitgeschmack. Es ist der feigen Lüge eines G** und Konforten bereits gelungen, meine politischen Überzeugungen zu verdächtigen, und ich, der ich vielleicht der entschiedenste aller Revolutionäre bin, der ich auch keinen Fingerbreit von der graden Linie des Fortschrittes gewichen, der ich alle großen Opfer gebracht der großen Sache — ich gelte jetzt für einen Abtrünnigen, für einen Servilen! Was wird Das erst geben, wenn ich in direktem Gegensatz

gegen die Scheinhelden und Maulpatrioten und sonstigen Vaterlandsretter auftrate? — Doch ich wollte Ihnen nur zeigen, daß ich voraussehe, welchen Rückzug meine Popularität nehmen wird, bei euch, in der großen Retirade!

Ich weiß aber nicht, ob meine Besorgnisse insofern begründet sind, daß Sie nicht mit Entschiedenheit auftreten. Kann ich auf letztere zählen, so will ich den Muth nicht sinken lassen. Jedenfalls aber werde ich die „Elegante,“ weil sie Ihr Blatt, mit treuester Liebe unterstützen und fördern. So viel es mir mein leidender Kopf gestattet (ich bin wirklich oft nicht im Stande zu arbeiten, wegen dieses Übels), werde ich für die „Elegante“ schreiben. Auch meine Freunde fordere ich dazu auf. Namentlich den Dr. Seuffert, der in der „Allgemeinen Zeitung“ unter dem ♂ Zeichen schreibt, habe ich bereits für Sie gewonnen, und er wird für die „Elegante“ eine laufende Korrespondenz über die hiesigen Zustände liefern. Er wird Das ganz vorzüglich ausführen. Ob ich ebenfalls Vergleichen unternehme, kann ich noch nicht ganz bestimmt zusagen, ich glaube aber, daß ich diesen Winter mich besser befinden werde, und dann will ich gern eine reiche und, will's Gott! interessante Korrespondenz regelmäßig schicken.

Liebster Freund! wir dürfen nicht die preussischen Doktrinäre spielen, wir müssen mit den „Hallischen Jahrbüchern“ und mit der „Rheinischen Zeitung“ harmonieren, wir müssen unsere politischen Sympathien und socialen Antipathien nirgends verhehlen, wir müssen das Schlechte beim rechten Namen nennen, und das Gute ohne Welt-rücksichten vertheidigen, wir müssen Das wahrhaft sein, was Herr Guzkow nur scheinen will. — Anders geht es uns noch schlimmer — schlecht geht es uns auf jeden Fall.

Wie gesagt, ich werde die „Elegante,“ soviel es mir nur irgend möglich, unterstützen. Ich hoffe in dieser Beziehung mehr zu leisten, als ich heute verspreche. Der Zufall will es, daß ich bereits etwas Außerordentliches thun kann, wodurch den Blättern des ersten Monats sogleich ein sehr großer Schwung gegeben werden dürfte. Ich habe nämlich ein kleines humoristisches Epos geschrieben, das großen Lärm machen wird. Es sind etwa 400 vierzeilige Strophen in 20 Abtheilungen, indem ich auf das „Morgenblatt“ Rücksicht nahm, für welches ich die Arbeit bestimmte. Leider — und Das macht mich sehr verdrießlich — habe ich bereits mit Cotta darüber referiert, hab's ihm versprochen, und er hat mir viel Freundliches geantwortet. Nichtsdesto-

weniger entschließe ich mich, diese Arbeit in der „Eleganten“ drucken zu lassen, und Sie haben keinen Begriff davon, welche wichtige Interessen ich hier sacrificiere. Wichtige Interessen in pekuniärer Beziehung, da ich Cotta gern mir gewogen erhalte — an dem Morgenblätterrahm selbst liegt mir Nichts. Ich bin bereits seit vierzehn Tagen mit dem Durchfeilen des Gedichtes beschäftigt, und in acht Tagen ist es fix und fertig und eigenhändig abgeschrieben. Ich will jetzt noch unablässiger mich diesem Geschäfte unterziehen. Da es aber eine sehr große Arbeit ist, die bereits auf meinem diesjährigen Budget steht, müssen Sie Sorge tragen, daß der Verleger der „Eleganten“ mir wenigstens in Beziehung des Honorars Dasselbe zahlt, was ich von Cotta für das „Morgenblatt“ erhalten hätte. Ich hatte ganz besonders deshalb bei ihm angefragt. Es ist zehn Louisd'or per Druckbogen. Ich glaube, sie wird ihm gewiß das Geld werth sein, da diese Arbeit in zwanzig Nummern der „Eleganten“ durchlaufen und derselben als eine kolossale Annonce dienen wird; es ist nämlich, unter uns gesagt, das Bedeutendste, was ich in Versen geschrieben habe, Zeitbeziehungen in Fülle, fecker Humor, obgleich in morgenblättlicher Mäßigung, und es wird für das Publikum gewiß ein Evenement sein. Ich

bin ungemein neugierig, was Sie dazu sagen werden. Sie sehen, ich hab' wohl daran gedacht, etwas ganz Neues zu liefern und durch neues Geschrei die Vergangenheit zu vertuschen. — Der Held meines kleinen Epos ist ein Bär, der einzige der zeitgenössischen Helden, den ich des Besingens werth hielt. Ein toller Sommernachtstraum. — Meine Adresse ist Faubourg Poissonnière No. 46. Ich wohne jetzt besser, ja sogar ziemlich elegant, seitdem ich legitim verheirathet bin. Ja, lieber Freund, ich lebe jetzt im ernsthaftesten Ehestand. Ich treibe Monogamie. Sonst lebe ich ziemlich zurückgezogen. Meine Frau läßt sich Madame Laube recht artig empfehlen, und auch ich lasse meine freundlichsten Grüße nachflattern. Madame Laube hat hier bei meinen kleinen Französinen eine ungewöhnliche Erinnerung zurückgelassen, und ich habe noch oft von ihrer Grazie sprechen hören, die eine Französin nicht so leicht einer Deutschen zugesteht. — Über die Vorfälle des vorigen Jahres, wo ich mit dem schäbigsten Gefindel mich herumschlagen mußte, um Zeitungslügen nicht bloß durch das Wort, sondern auch durch die That zu begegnen, schreibe ich Ihnen ein andermal. — Antworten Sie mir nur umgehend in Bezug auf Herrn Voss, den Verleger Ihrer Zeitung, ob er mit meiner

Honorarforderung einverstanden. Auch sagen Sie mir, ob ich das Manuskript alsdann per Postwagen schicken soll oder per Briefpost; es wird nämlich etwa 23 bis 24 Bogen, wie das Papier, worauf ich diesen Brief schreibe, betragen. Ich bin, wie gesagt, unermülich damit beschäftigt und werde es sogleich abschicken, nachdem ich Ihre Antwort erhalten. — Sie sprachen mir von Modeblättern. Werden Sie auch Musikbeilagen geben? Für diesen Fall kann ich von Meyerbeer sehr hübsche Liedermelodien gratis erhalten.

Und nun leben Sie wohl, theurer Freund, und bewahren Sie mir die liebevolle Gefinnung und das schöne Vertrauen, das Sie mir so freigewidmet, und das ich immer als eine meiner kostbarsten Errungenschaften in diesem Leben betrachtete.

Heinrich Heine.

Für den Fall, daß Sie mein humoristisches Epos anzeigen wollen, bemerke ich Ihnen, der Titel ist: „Atta Troll, von H. Heine“ *).

*) Zuerst abgedruckt in Nr. 1—10 der „Zeitung für die elegante Welt“, vom 4. Januar bis 8. März 1843.

211. An Heinrich Laube*).

— — Was Sie mir von dem „Mufenalmanach“ des Herrn Friedrich Steinmann sagen, würde mich amüsieren, wenn die Sache nicht zugleich von der Gewissenlosigkeit zeugte, womit gewisse Leute in Deutschland jeden Schabernack ausbeuten, der mir in böswilliger oder auch harmloser Absicht gespielt wird. Ich habe mir in der Buchhandlung jenen Mufenalmanach zeigen lassen, und ich autorisiere Sie, in Ihrem Blatte zu erklären, daß die zwei Gedichte, die mit der Unterschrift H. Heine und Paris darin abgedruckt stehen, weder während meines Aufenthalts in Paris verfaßt, noch überhaupt jemals von mir zum Drucke gegeben worden. Ich erkenne in dem ersten dieser Gedichte**) nur die flüchtigen Worte, die ich vor etwa zwanzig

*) Diese Stelle aus einem verloren gegangenen Briefe an Heinrich Laube wurde in Nr. 6 der „Zeitung für die elegante Welt“, vom 8. Februar 1843, abgedruckt und klingt wie ein antecipierter Protest gegen den industriösen Herausgeber des sogenannten Heine'schen Nachlasses.

**) „Wenn ich bei meiner Liebsten bin“, Bd. XV, S. 54. Das Gedicht wurde dem Musiker Joseph Klein in Köln zur Komposition übergeben und in früherer Zeit auch in einem Journal abgedruckt.

Sahren einem Freunde zum Komponieren mitgetheilt habe, und die wahrscheinlich auch seitdem als Musiktext erschienen; von dem anderen Gedichte*) habe ich auch nicht die leiseste Erinnerung, doch ist es leicht möglich, daß es um dieselbe Zeit, vor etwa zwanzig Sahren, in irgend einem scherzenden Privatbriefe unter andern Selbstperiffilagen meiner damaligen Manier aus meiner Feder floss. Ich würde vielleicht kein Wort hierüber verlieren, wenn Herr Steinmann jene Verse nicht aus Paris datiert und somit als Produkte meines hiesigen Aufenthalts bezeichnet hätte. Ich habe ja ganz dazu geschwiegen, als derselbe Herr Steinmann vor einem Jahre sich eine ähnliche Unziemlichkeit gegen mich zu Schulden kommen ließ, indem er ohne meine Erlaubnis und überhaupt ohne Anfrage allerlei alte Privatbriefe von mir drucken ließ**).

*) „Ich wollte, meine Lieder,“ Bd. XV, S. 57. — Außerdem ward in dem Steinmann'schen „Mufenalmanach. 1843“ (Leipzig, Fr. Fleischer) noch das zuerst im „Zuschauer“, Nr. 3, vom 5. Januar 1822, mitgetheilte Jugendgedicht Heine's: „Deutschland. Ein Traum.“ (Bd. XVII, S. 227 ff.) — und zwar gleichfalls mit der Bezeichnung: „Paris“ — wieder abgedruckt.

***) Die drei im vorhergehenden Bande mitgetheilten Briefe Heine's an Friedrich Steinmann wurden von Lek-

Seit länger als achtzehn Jahren stand ich mit Herrn Steinmann nicht im geringsten Verkehr, nicht in der mindesten Berührung, und ich kenne keine äußere Veranlassung, wodurch jene betrübliche Veröffentlichung von Privatbriefen gerechtfertigt werden möchte. Ich muß gegen solches unerlaubte Verfahren endlich aufs bestimmteste protestieren, und Sie können, liebster Freund, zu diesem Zwecke meine eigenen Ausdrücke einem verehrungswürdigen Publikum mittheilen.

212. An Julius Campe.

Paris, den 27. April 1843.

Und auch heute, liebster Campe, kann ich Ihnen noch nicht ordentlich schreiben, und diese Zeilen sollen Sie nur mit der nöthdürftigsten Beantwortung Ihrer jüngsten Anfrage in Betreff des zweiten „Reisebilder“-Bandes und des Liederbuchs beschwichtigen. Ich autorisiere Sie nämlich, den zweiten Band der „Reisebilder“ in neuer Auflage

terem unbefugterweise im ersten Heft des „Mefistofeles“ (Leipzig, Fr. Fleischer, 1842) abgedruckt.

erscheinen zu lassen, und zwar, indem Sie ein Exemplar der zweiten Auflage dieses zweiten Bandes so genau als möglich abdrucken lassen. Ich denke nämlich, daß keine sonderlichen Druckfehler in jener zweiten Auflage enthalten, und ich will keine neuen Veränderungen drin vornehmen. Wenn ich in diesem Buche Etwas umändern oder ausmerzen will, so ist es für Sie jedenfalls besser, daß Dergleichen in der Gesamtausgabe der Werke geschieht, mit deren Druck Sie, nebenbei gesagt, jetzt nicht mehr lange zögern sollten. Sobald Sie mir anzeigen, daß dieser Druck beginnen soll, schicken Sie mir zugleich die vier „Reisebilder“-Theile, und ich gehe sie genau durch, korrigiere und ordne, und eröffne mit denselben die Gesamtausgabe.

Wenn es Ihnen recht ist, sollen die „Reisebilder“ in dieser neuen Form nur zwei Bände betragen, indem ich nämlich die Gedichte ausscheide und sie zum Beschluß der Gesamtausgabe liefere. Unterdessen glaube ich noch einen fünften Theil „Salon“ zu geben, aber auch dieser (der ganze „Salon“) soll zusammengedrängt in der Gesamtausgabe nur drei Theile betragen. Ich bemerke Ihnen Dieses, damit Sie, wenn Sie etwa Lust hätten, die Gesamtausgabe jetzt anzukündigen,

dem Publika anzeigen, daß das Ganze acht sehr starke Bände betragen, und daß zwei Bände „Reisebilder“ die Avantgarde bilden würden. —

Was die neue Auflage des „Buchs der Lieder“ betrifft, so autorisiere ich Sie ebenfalls, dieselbe nach der zweiten Auflage ganz genau abdrucken zu lassen, so genau als möglich, damit nicht die Druckfehler zu sehr emporblühen, und ich werde Ihnen (Sie können sich drauf verlassen) recht bald eine kleine Vorrede zu dieser neuen Auflage übersenden.

Ich leide so stark an den Augen, daß ich fast gar nicht schreiben kann.

Wie man mir aus Deutschland meldet, soll der „Telegraph“ wieder die niederträchtigsten Insinuationen gegen mich enthalten, und ich bitte Sie, schicken Sie mir so bald als möglich ein Exemplar, damit ich ermesse, in wie weit ich mich über ihre Unziemlichkeit und Lieblosigkeit zu beklagen habe. Jedenfalls geschieht mir hier von Ihnen die größte Unbill, und Jeder sagt mir, daß ich wie ein Niais handle, wenn ich mir Dergleichen ruhig gefallen lasse . . . Gäbe ich auch nach im Momente, so bliebe doch eine bittere Verstimmung zurück, die uns später alle Luft verleiden würde. Wie kann ich den Mann als einen Freund behandeln, welcher Blätter

in die Druckerei schickt oder honoriert, worin Heinrich Heine verunglimpft wird? Ich bitte Sie, ich bitte Sie, thun Sie mir dieses Ärgernis aus den Augen — auf Ehre, es ist dringendst nothwendig.

Ihr Freund

H. Heine.

213. An Julius Campe.

Paris, den 29. December 1843.

Liebster Campe!

Seit zehn Tagen bin ich wieder hier in meinem Hauptquartier, wo ich Alles besser antraf, als ich mir vorstellte; der Mangel an Nachrichten von Paris verleidete mir meine letzten Tage in Hamburg, so daß mir dort der Kopf davonlief. Jetzt fällt mir noch Tausenderlei ein, was ich dort noch hätte thun können. Von meinem Oheim, der mich durchaus nicht fortlassen wollte, schied ich fast ohne Abschied. Die wichtigsten Notizen, die ich einsammeln wollte, rein vergessen. Es freut mich unsäglich, daß ich wenigstens in Bezug auf Sie Alles aufs erfreulichste für uns Beide geordnet, und die

sichere Grundlage für ein gemeinsames Zusammenwirken erreicht habe; die Verwicklungen, die sich durch eine dreizehnjährige Abwesenheit bilden mußten, haben wir entwirrt, uns dadurch die Gegenwart erheitert, und wir dürfen auf eine schöne Zukunft rechnen. — Vor der Hand wünsche ich Ihnen auch Glück und Segen zum neuen Jahre!

In Hannover habe ich mich weitläufig mit Detmold über den „Telegraphen“ besprochen. Er versprach, Ihnen gleich darüber zu schreiben, und er wird Ihnen also selbst seine Ansichten mitgetheilt haben. Ich glaube, so behindert er auch durch außerordentliche Umstände in diesem Momente ist, dürfen wir doch auf ihn rechnen. Er ist ebenfalls der Meinung, daß Sie, um dem „Telegraphen“ einen bedeutenden Absatz zu sichern, ihm eine bestimmt politische Richtung geben müssen; er müßte nur eine literarische Färbung, nicht Farbe, behalten. Ja, nur in solcher Weise ist Etwas damit anzufangen. Sind Sie zu solcher Umwandlung entschlossen, so bietet sich mir hier die Gelegenheit, die schiffbrüchigen Trümmer der ehemaligen „Rheinischen Zeitung,“ nämlich die Redaktoren, besonders Dr. Hess und seinen schreibenden Anhang, auch den Anhang des lesenden Publikums, für den renovierten „Telegraphen“ zu er-

werben. Dr. Hess ist eine der ausgezeichnetsten politischen Federn, und er wäre sogar geeignet, wenn Detmold zögert, die Hauptredaktion zu leiten. Solange Sie, sagt mir Detmold, den Schirges beibehalten, sind Sie von Gutzkow nicht los, und Derselbe wird Sie immer noch in Verdrießlichkeit verspinnen können. Keines Abbrechen mit Diesem sei nöthig, und wenn man auch Senen dadurch ein bißchen vor den Kopf stößt. Als Mitarbeiter den Schirges, soviel Sie wollen, aber auf keinen Fall seinen als Lieutenant von Gutzkow kompromittierten Namen zur Redaktion genommen. A. Weill läßt sich Ihnen angelegentlichst empfehlen und möchte gar gern am „Telegraphen“ weiterarbeiten, wenn Sie ihn anständig honorieren. — Wie gesagt, Sie antworten mir bald in Betreff der Ruge'schen Koterie (Sie sehen, ich nenne die Sache bei ihrem Namen.) Was mich selbst betrifft, so gehöre ich nie zu einer Koterie als solcher, unterstütze aber Alles, was mir gut und löblich dünkt. Für die Ruge'sche Zeitschrift*) habe ich daher gleich einen Beitrag geschrieben und ihn bereits abgeliefert. Es sind drei

*) Deutsch-französische Jahrbücher, herausgegeben von Arnold Ruge und Karl Marx. Paris, 1844.

Spottgefänge auf Ludwig von Baiern*), das Sanglanteste, was ich je geschrieben, und habe ich Zeit, werde ich Ihnen gelegentlich eine Abschrift davon mittheilen; die Revue wird nämlich erst Anfang Februar erscheinen.

Hab' auch auf meiner Reise mancherlei Verse gemacht, die mir mit größerer Leichtigkeit gelingen, wenn ich deutsche Luft athme. Von künftigen Aufhalten in Deutschland verspreche ich mir viel poetische Früchte, und ich kann es als Poet noch zu Etwas bringen. Zur Ausstattung meiner „Neuen Gedichte“ (Das ist des Buchs Titel) werde ich alles Mögliche aufbieten, und nächste Woche gehe ich schon ans Redigieren und Ordnen. — Ich befinde mich ziemlich wohl, aber ein bißchen kopftrübe; weiß jedoch nicht, ob jene Kopfvertrübnis ein Schnupfen oder wirkliche Dummheit ist. Thätig werde ich aber mich jedenfalls zeigen im Laufe des neuen Jahrs. — Damit Sie ebenfalls in Thätigkeit erhalten werden, werde ich gleich mit dem Beginn des Jahrs die besprochene Summe auf Sie trassieren; ich bitte, solche bei Vorkommen zu honorieren. — Die Reise hat meinen Säckel ziemlich erschöpft, und (was Niemand glaubt) ich

*) Band XVII, S. 257 ff.

habe dort meinen Oheim für keinen Schilling in Anspruch genommen. Wir haben uns wechselseitig mit der größten Delikatesse behandelt.

Ich habe noch keine passende Gelegenheit gehabt, mit Rothschild in Betreff des bewussten Manuskripts*) zu sprechen; gegen Neujahr umwogt ihn ein Weltmeer von Geschäften, und erst einige Wochen nachher, wo die Brandung ein bißchen nachläßt, wo der Strudel nicht mehr so betäubend, kann ich ihm Rede abgewinnen. Werde ihn also erst gegen Ende Januar sprechen; unterdessen aber bitte ich Sie, geben Sie das Manuskript bei Leibe nicht zurück. Das zu zahlende Honorar garantiere ich Ihnen aus meiner Tasche. Ja, wollen Sie mir eine rechte Liebe und Freundschaft erzeigen, so schicken Sie mir das Manuskript hierher nach Paris — ich bin dann im Stande, Etwas zu zeigen, und entgehe jedenfalls dem Verdachte, als existierten nicht in der Wirklichkeit die grellen Angriffe, wogegen ich Schutzmittel anböte,

*) Friedrich Steinmann hatte Herrn Campe eine Geschichte des Hauses Rothschild eingesandt, welche zum Theil sehr scharfe Invektiven gegen die Mitglieder jener Familie enthielt. Herr Campe zahlte dem Verfasser das von ihm geforderte Honorar, ließ aber das Buch nicht erscheinen.

oder als hätte ich gar dieselben selber nachträglich ins Leben gerufen, etwa aus Despit. — Ich möchte, ich gestehe es, gar zu gern die schönen, liebevollen Dienste, die mir Rothschild seit zwölf Jahren erwiesen hat, soviel es honetterweise nur möglich ist, zu vergelten suchen, aber der bloße Gedanke schon, daß er glauben könnte, ich wollte ihn ausbeuten, schüchtert mich ein, macht mich fast feige. Sie haben sich in Betreff dieser Angelegenheit so nobel gegen mich ausgesprochen, daß ich hoffen darf, Sie lassen auch mich nicht in einem peinlichen Verdachte und erleichtern mir meinen Freundschaftseifer für Rothschild, indem Sie mir das feindselige Manuscript umgehend durch die Post zuschicken. Mein Ehrenwort mag Ihnen dafür bürgen, daß ich es nicht aus Händen gebe und zu Ihrer Verfügung behalte; ich will nur seine Existenz ausweisen, und kann ich nicht das Wünschenswerthe erzielen, so bin ich wenigstens gegen den widerwärtigen Argwohn gedeckt, als hätte ich das Ganze imaginiert, wo nicht gar **provociert**. Sie thun mir einen großen Gefallen; mehr will ich aus Delikatesse nicht sagen.

Und nun, theuerster Freund, leben Sie wohl. — Ich habe ein dunkles Arbeitszimmer und kann fast nicht mehr sehen, was ich schreibe. Lassen Sie

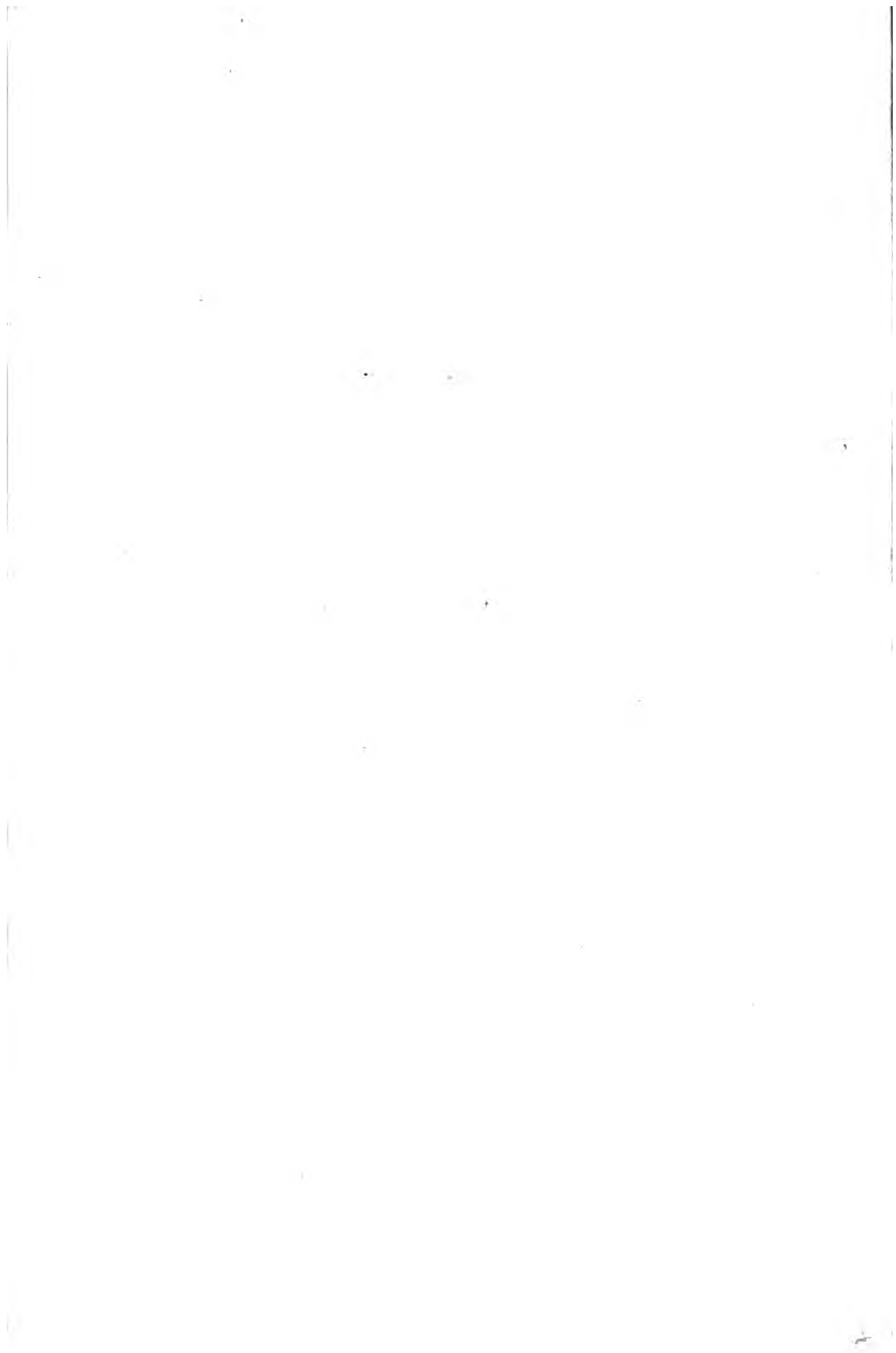
mir bald Antwort zukommen in Betreff des „Telegraphen“ und Rothschild's, und grüßen Sie mir dort die Freunde und Gesinnungsgenossen. Ich bin wohl und heiter und verschnupft. — Wie ungern ich von Hamburg diesmal abreiste, davon haben Sie keinen Begriff! Eine große Vorliebe für Deutschland grassirt in meinem Herzen, sie ist unheilbar.

Ihr Freund

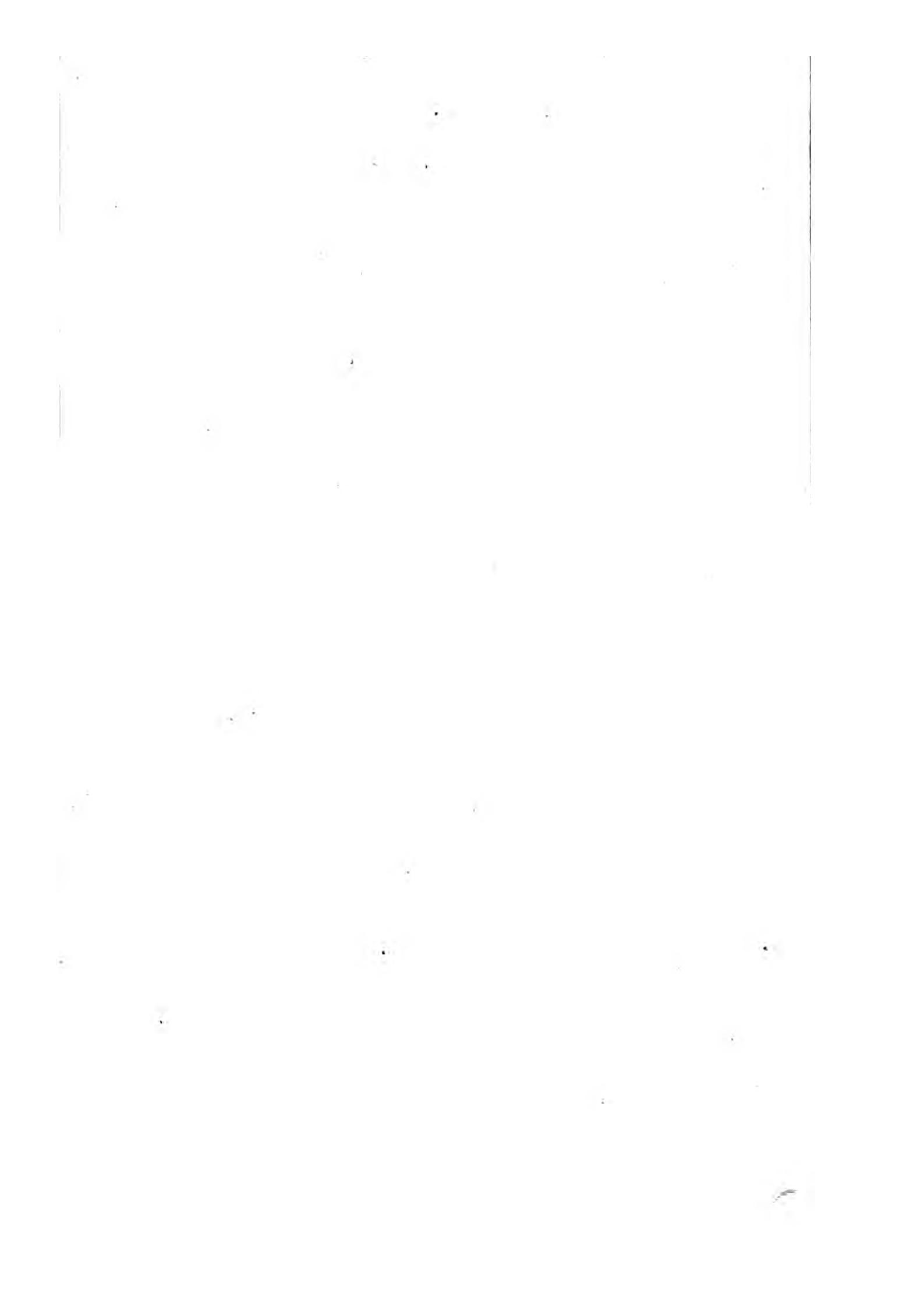
H. Heine.

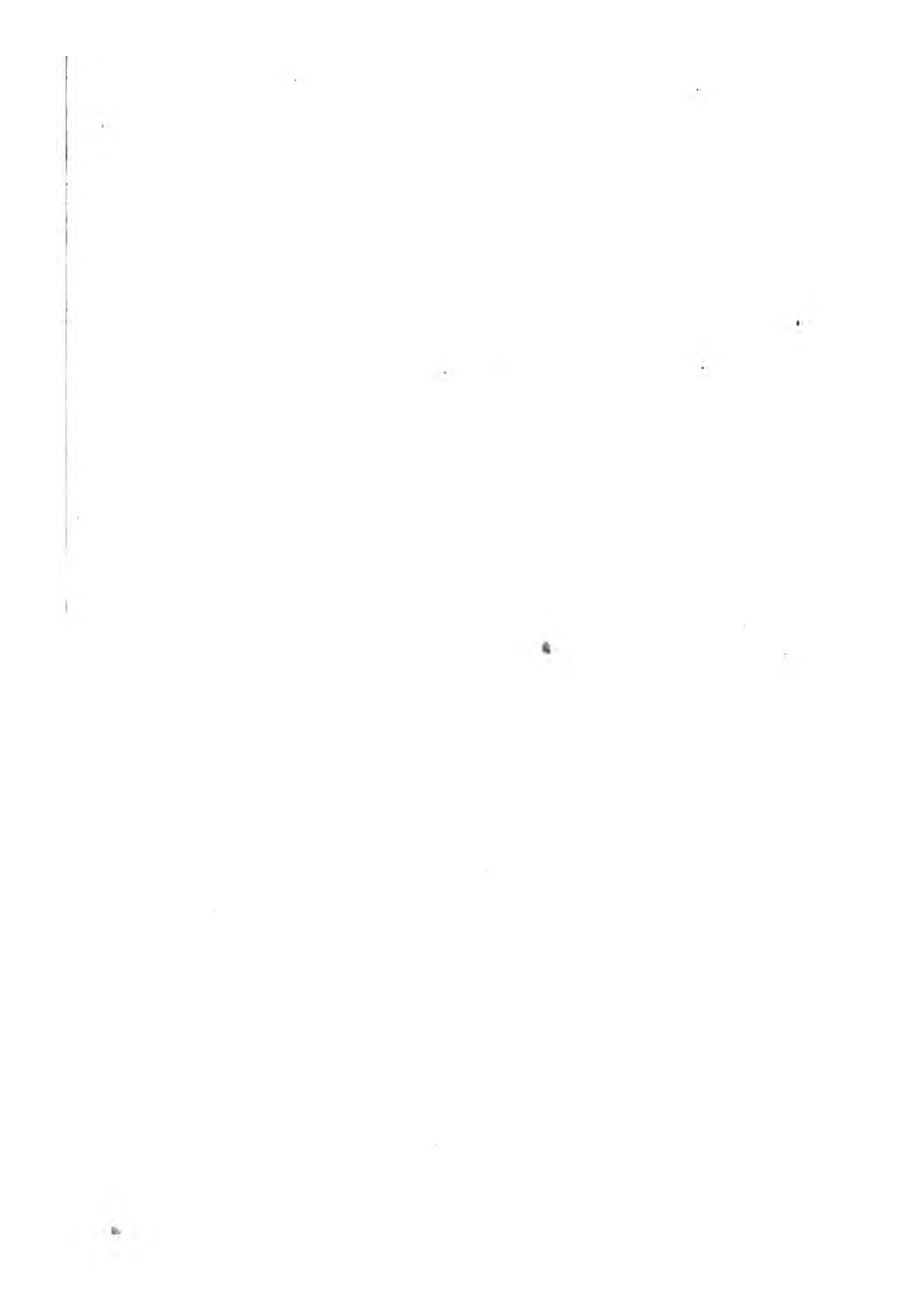


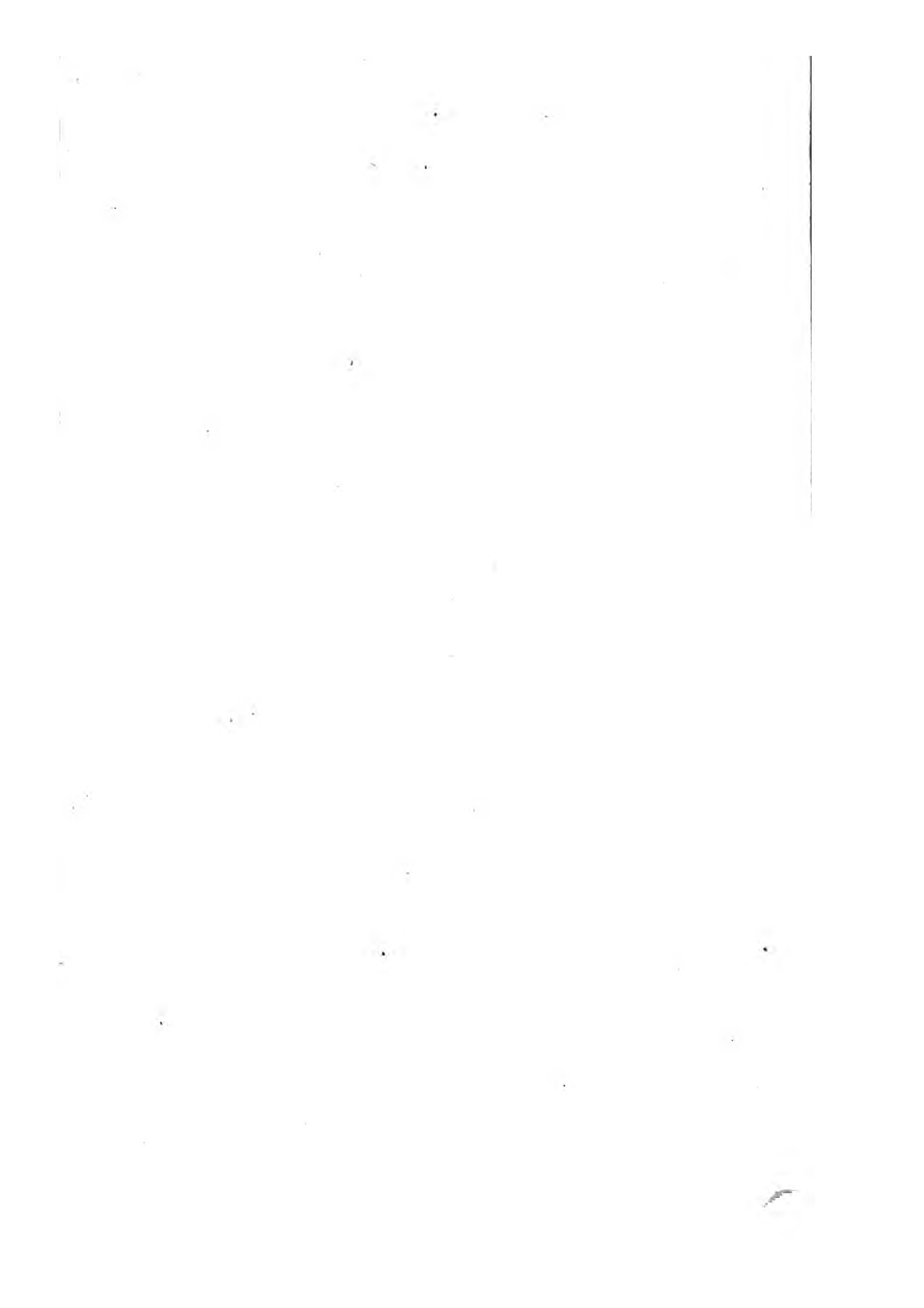


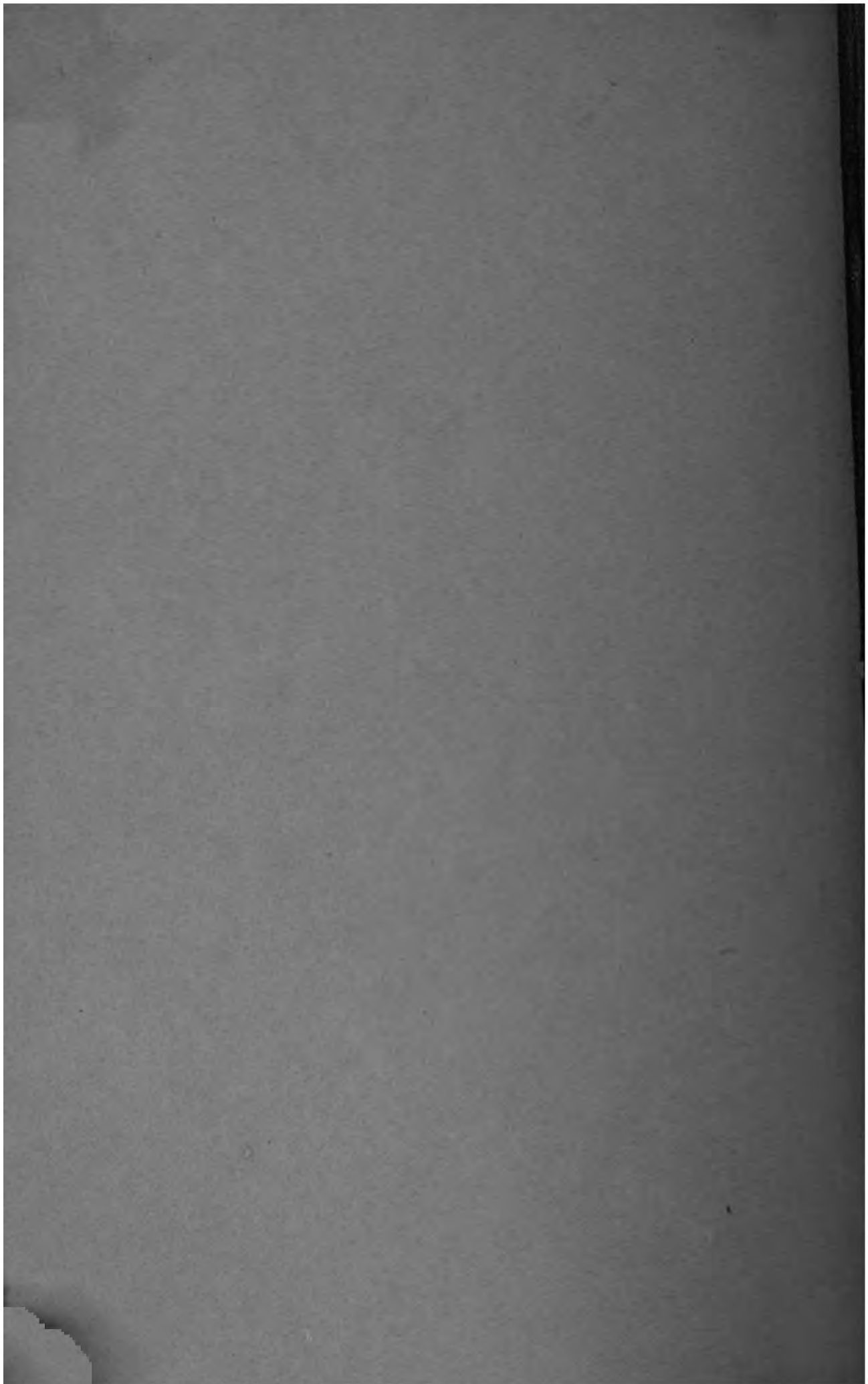


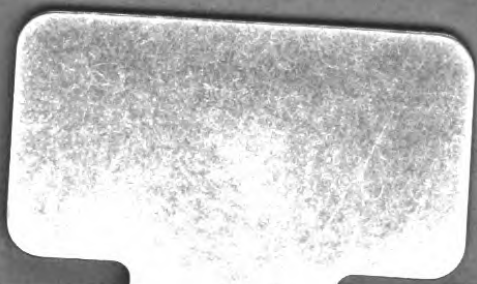












635
-2

